ERINDALE COLLEGE
3 1761 03377 9018

ERNST JÜNGER · WERKE

ERNST JÜNGER
WERKE

BAND 10 · ERZÄHLENDE SCHRIFTEN II

ERZÄHLENDE SCHRIFTEN II

HELIOPOLIS

ERNST KLETT VERLAG
STUTTGART

ERINDALE
COLLEGE
LIBRARY

INHALT

Heliopolis 9

Stücke zu »Heliopolis«

Das Haus der Briefe 361

Die Phantomschleuder 389

Die Wüstenwanderung 394

Über den Selbstmord 399

Ortner über den Roman 401

Auf eigenen Spuren 405

Verzeichnisse

Chronologisches Werkverzeichnis 423

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis
der Bände 1—10 430

HELIOPOLIS

Rückblick auf eine Stadt

ERSTAUSGABE 1949

ERSTER TEIL

DIE RÜCKKEHR VON DEN HESPERIDEN

Es war dunkel im Raume, den ein sanftes Schlingern wiegte, ein feines Beben erschütterte. In seiner Höhe kreiste ein Lichtspiel von Linien. Silberne Funken zerstreuten sich, blinkend und zitternd, um sich tastend wiederzufinden und zu Wellen zu vereinigen. Sie sandten Ovale und Strahlenkreise aus, die an den Rändern verblaßten, bis sie sich wieder zum Anfang wandten, an Leuchtkraft wachsend und jäh entschwindend als grüne Blitze, die das Dunkel schluckt. Stets kehrten die Wellen wieder und reihten sich in leichter Folge einander an. Sie woben sich zu Mustern, die sich bald verstärkten und bald verwischten, wenn Hebung und Senkung sich vereinigten. Doch unaufhörlich brachte die Bewegung neue Bildungen hervor.

So folgten sich die Figuren wie auf einem Teppich, der in rastlosen Würfen entrollt und wieder geborgen wird. Stets wechselnd, niemals sich wiederholend, glichen sie sich doch wie Schlüssel zu geheimen Kammern oder wie das Motiv aus einer Ouvertüre, das sich durch eine Handlung webt. Sie wiegten die Sinne ein. Ein feines Brausen taktierte sie, das an den Schlag entfernter Brandungen erinnerte und an den Rhythmus von Strudeln, die man an Felsenküsten hört. Fischschuppen glänzten, ein Mövenflügel durchschnitt die Salzluft, Medusen spannten und lockerten die Schirme, die Wedel einer Kokospalme wellten sich im Wind. Perlmuscheln öffneten sich dem Licht. In Meeresgärten fluteten die braunen und grünen Tange, die Purpurschöpfe der Seerosen. Der feine Kristallsand von Dünen stäubte auf.

Nun bot sich ein bestimmtes Bild: ein Schiff glitt langsam über den Plafond. Es war ein Klipper mit grünen Segeln, doch erschien er in der Verkehrung und stand auf den

Masten, während die Wogen sich als Gewölk am Kiele kräuselten. Lucius folgte mit den Augen seinem schwebenden Lauf. Er liebte diese Viertelstunde künstlicher Dunkelheit, in der sich die Nacht verlängerte. Als Kind schon hatte er so in seinem Zimmerchen gelegen, während das Fenster dicht verhangen war. Die Eltern und Erzieher hatten das nicht gern gesehen; sie wollten ihn auf den tätigen Geist der Burgen lenken, in denen man mit der Trompete weckt. Doch zeigte sich, daß die Neigung zum abgeschlossenen und träumerischen Wesen ihm nicht schädlich war. Er zählte zu jenen, die sich spät erheben und doch zur guten Stunde fertig sind. Die Arbeit floß ihm ein wenig leichter und müheloser von der Hand — nahe den Zentren, wo der Umlauf geringer ist. Der Hang zur Einsamkeit, zum stillen Lauschen und Betrachten in tiefen Wäldern, an Meeresküsten, auf Gipfeln oder unter südlichen Himmeln war eine Mitgift, die ihn eher kräftigte. Sie gab ihm einen Schimmer von Melancholie. So war es bis in die zweite Hälfte seines Lebens, bis an sein vierzigstes Jahr.

Der grüne Segler entschwand den Blicken, dafür tauchte, gleichfalls in der Verkehrung, ein roter Tanker auf, ein altertümliches Modell der Inselwelt. Man näherte sich dem Hafen, die Schiffe wurden häufiger. Ein schmaler Schlitz des Bullauges ließ ihre Bilder wie in eine Dunkelkammer fallen und verkehrte sie. Lucius ergötzte sich an ihrem Anblick wie in einem Kabinett, in dem man den Weltlauf am Modell betrachtet und rein als Schauspiel nimmt.

Das Wasser des Bades war im Energeion angewärmt. Noch lebte sein Plankton, dessen Leuchten die Wärme steigerte. Die kleinen Wellen blinkten, wo sie gegen die Kacheln schlugen; auch schien der Körper in sanftes Licht gehüllt, phosphorisch patiniert. Die Beugungen an den Gelenken, die Falten und Konturen waren wie mit dem Silberstift umrissen; das Haar der Achseln schimmerte wie grünes Moos. Zuweilen bewegte Lucius die Glieder, die dann stärker aufleuchteten. Er sah die Nägel der Finger und der Zehen, als ob sie

sich im Mutterleibe bildeten, die Adergeflechte, das Wappen des Ringes an der linken Hand.

Endlich verkündete ein Hornruf, daß man das Frühstück rüstete. Lucius erhob sich; ein zarter Schimmer floß in die Wände ein. Nun wurde eine schmale Badekabine sichtbar, mit eingelassenem Becken und einem Waschtisch aus Porzellan. Die Haut war durch das Meersalz scharf gerötet; er spülte seine Spuren unter der Dusche mit süßem Wasser ab. Dann hüllte er sich in den Bademantel und wandte sich dem Waschtisch zu.

Der Phonophor lag unter den ausgepackten Gegenständen des Necessaires. Lucius ergriff ihn und bewegte mit dem Daumen das Rädchen für die festen Verbindungen. Sogleich ertönte aus der muschelförmigen Vertiefung des kleinen Gerätes eine Stimme:

»Hier Costar. Zu Ihrem Befehl.«

Es folgte die Meldung, wie sie auf Seefahrt vorgeschrieben war: Länge und Breite, Geschwindigkeit des Schiffes, Chemismus, Luft- und Wassertemperatur.

»Gut, Costar. Haben Sie die Uniform zurechtgelegt?«

»Ja, Kommandant, ich warte nebenan.«

Lucius ließ eine zweite Ziffer einspringen, und es ertönte eine andere, hellere Stimme:

»Hier Mario. Zu Befehl.«

»Buon Giorno, Mario. Ist der Wagen bereit?«

»Der Wagen ist fertig und gut überholt.«

»Erwarten Sie mich um halb elf am Staatskai; das Schiff wird pünktlich anlegen.«

»Zu Befehl, Kommandant. Man sagt, es seien Unruhen in der Stadt. Die Wachttruppen sind alarmiert.«

»Wann sind in der Stadt denn keine Unruhen? Weichen Sie nicht vom Korso ab und lassen Sie sich einen Begleiter mitgeben.«

Lucius bedeckte das Gesicht mit weißem Schaum und schraubte das Licht zu größerer Schärfe an. Dann ließ er das feine Gitter gebogener Klingen um Wangen und Kinn

schwirren. Wie immer beim Rasieren tauchten angenehme Erinnerungen auf. Er sah die weißen Ammonshörner im roten Gestein und fühlte die alte Sicherheit der Jaspisburg. Auch dachte er an die Gänge mit seinem Lehrer Nigromontan am Ufer des Flusses und an die Blumen, die mit den Jahreszeiten wechselten. An jeder Biegung leuchtete das rote Schloß in neuer Ferne auf. Man hätte immer bleiben sollen — warum entfernte man sich von solchem Ort?

Ein zweiter Hornruf ertönte — man nahm die Plätze ein. Lucius war im Verzug. Er öffnete die Tür zur Kabine, in der Costar die Kleidungsstücke auf das Bett gebreitet hatte und Lucius behilflich war, sie anzulegen, indem er ihm zunächst die Wäsche reichte, die aus hellgrüner Seide gewoben war. Der Rock war etwas dunkler, matt heidegrün, und an den Rändern mit schmaler Goldverschnürung abgesetzt. Es war die Tracht der Jäger zu Pferde, die Lucius seit kurzem wieder trug, nachdem er sich lange Jahre seinen Studien gewidmet hatte und auf Reisen gewesen war. Bei dieser Truppe dienten seit alten Zeiten die Söhne aus dem Burgenland. Sie galt als durchaus zuverlässig und stellte die Kuriere zur Übermittlung der geheimen Meldungen und Handschreiben. Die Offiziere sah man im Gefolge der Feldherrn und Prokonsuln; bei jedem hohen Stabe tauchten in der Nähe des Purpurs zwei, drei der grünen Jäger auf. Sie waren Mitwisser bedeutender Geheimnisse und oftmals Überbringer entscheidender Botschaften. Auch wirkte ihr kleines Korps in diesen Zeiten des Interregnums wie eine Spange, die die Kommandostellen zusammenhielt.

Costar gehörte zu den Familien, die seit den ersten Zeiten im Schatten der Burgen siedelten. Die zweiten und dritten Söhne dieser Höfe zogen auf See- und Kriegsfahrt, wenn sie nicht in den Städten ihr Glück versuchten oder als Laienbrüder in den Klöstern ihr Brot fanden. Spät oder niemals kehrten sie zurück in die bemoosten Hütten, in denen stets ein Platz für sie bereitet war. Man konnte sich an jedem Ort auf sie verlassen, an dem sie als dienende Brüder auftraten. Auch heute

rührte es Lucius, zu sehen, wie Costar ihn mit Spannung betrachtete, bemüht, ihm jedes der Stücke genau im Augenblick zu reichen, in dem er es benötigte. Nachdem er Lucius den Sprecher in die Brusttasche gesteckt und ihm mit einem Tuche den letzten, imaginären Hauch von Knöpfen und Sporen gerieben hatte, trat er zurück und prüfte aufmerksam sein Werk.

Lucius liebte diesen Eifer in kleinen Dingen; er galt ihm als eines der unbewußten Zeichen, in denen die Ordnung sich bestätigt, als höherer Instinkt. Auch Liebe fühlte er in ihr. So ruhte sein Blick wohlwollend auf Costar, der ihm durch eine stumme Verbeugung anzeigte, daß an der Montur nichts auszusetzen war.

Im Frühstückssaal des »Blauen Aviso« herrschte die angeregte Stimmung, die den letzten Tag der Seefahrt auszeichnet. Mit feinem Summen führten die Ventilatoren gekühlte und aromatisierte Luft herbei, und knisternd sprangen die Funken aus den Ambianzzerstäubern ab. Das Stimmengewirr des von der Morgensonne und der Spiegelung der Wogen belebten Raumes wurde begleitet vom Klirren des Geschirrs und von den Bestellungen der Stewards, die sie melodisch durch die Aufzüge zur Anrichte hinabriefen.

Lucius suchte nach der Begrüßung seinen Platz am Fenster auf. Die Farbe der Wogen war noch die des hohen Meeres, ein stumpfes Kobaltblau. Zuweilen stiegen, vom Kiel des Schiffes hochgetrieben, glasige Strudel auf. In ihrem Wirbel beseelte sich die Tönung und spielte in Marmor- und Blütenmuster ein. Die weißen Blasen glänzten wie Perlentrauben in dunklen Fassungen.

»Hier kann man Homer begreifen, wenn er vom weindunklen Meere spricht. Selbst kühnere Bilder würden berechtigt scheinen — nicht wahr, Kommandant?«

So fragte ein gnomenhaftes Männchen, das Lucius gegenüberhockte und seinen Blick verfolgt hatte. Es war verwachsen, und das Gesicht war greisenhaft verknittert, obwohl es

einen kindlich staunenden Ausdruck trug. Das Männchen war lässig in einen grauen Anzug gekleidet, dessen Aufschlag zwei gekreuzte, aus Lapislazuli geschnittene Hämmer trug. In seiner Rechten hielt es einen Griffel, mit dessen Spitze es die Zeilen in einem Taschenbuch verfolgt hatte. Vor seinem Teller stand der Phonophor der Akademiker.

»Comme d'habitude«, beschied Lucius den Steward, der hinter seinen Stuhl getreten war.

»Comme d'habitude«, wiederholte dieser, und man hörte ihn in den Aufzug singen:

»Le déjeuner pour le Commandant de Geer.«

Dann wandte sich Lucius an das gnomenhafte Männchen und griff die Frage auf:

»Wie kommt es, Herr Bergrat, daß das Meer die schönsten Farben nur aufschließt, wenn ein Fremdes hinzutritt — ich meine: an den Küsten, in den Grotten oder im Kielwasser der Schiffe und Seetiere?«

»Als Lieblingsschüler meines verehrten Meisters Nigromontanus müßten Sie das doch besser wissen als ich. In seiner Farbenlehre findet sich gewiß ein Passus über den Einfluß weißer Inseln auf farbige Fassungen?«

Lucius konnte darüber Auskunft geben; Erinnerungen an alte Gespräche wurden in ihm wach.

»Wenn ich mich recht entsinne, bringt er diesen Einfluß mit einem seiner Lieblingsgedanken, dem Königtum der weißen Farbe, in Zusammenhang. In ihrer Nähe erhöht sich die Bedeutung der Palette, so wie der König dem Adel Rang und Sinn verleiht. Das Weiße gibt die Gründung für alle Farbenspiele, auch in der Malerei. Die Kostbarkeit der Perle liegt darin, daß sie diese Wahrheit anschaulich macht. Der Meister kam einmal darauf zu sprechen, als wir ein Blutfinkenpärchen im verschneiten Wald betrachteten.«

»Gut, Kommandant. Ich sehe, daß Sie nicht geträumt haben. Was den Hinzutritt des Fremden betrifft, so könnte man auch sagen, daß die Materie einer geschlossenen Frucht vergleichbar ist und ihre Schönheit nur sichtbar werden

kann, wenn Äußeres sie wie ein Messer anschneidet. Der Anschliff erst zeigt die geheimen Muster, die im Gestein verborgen sind. Sie sollten meine Sammlung von Achaten sehen.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Bergrat, würde die Schönheit stets die Folge einer Verletzung sein?«

»So könnte man sagen, denn im Absoluten gibt es die Schönheit nicht. Man würde damit in die Metaphysik des Schmerzes eintreten. Doch machen Sie keinen Gebrauch davon; sie würden Beifall finden, der Sie nicht erquickt. Auch nähern Sie sich dem Alter, in dem man den Vorgang von der anderen Seite auffaßt und ahnt, daß es die Fülle der Materie ist, die sich in diesen Prüfungen enthüllt. Sie gibt auf jedes Pochen Antwort, und um so reicher, je leiser es erklingt. Für jeden Schlüssel hält sie eine Schatzkammer bereit. Zu diesen Schlüsseln zählt, wie sie aus Nigromontanus' Lehre von den Oberflächen wissen, auch das Licht.«

»Daran entsinne ich mich gut. Auf seinen Schürfgängen verwandte er gern das Bild des Schnittes — so meinte er, das Universum, wie es sich unseren Augen bietet, stelle nur einen von Myriaden Schnitten dar, die möglich sind. Die Welt sei wie ein Buch, von dessen zahllosen Seiten wir nur die eine sehen, die aufgeschlagen ist.

Auch sagte er oftmals, daß, je zarter der Schnitt, desto größer der Aufschluß sei. Man könne einen Grad der Feinheit erreichen, der ahnen lasse, daß Oberfläche mit Tiefe identisch sei wie die Sekunde mit der Ewigkeit. Als Beispiel nannte er den feinen Schmelz auf alten Gläsern, die Seifenblasen und den Regenbogenschiller, den Öl auf Pfützen spannt. Die Welt sei nirgends bunter als in den feinsten Häuten — das sei ein Zeichen dafür, daß ihr Reichtum im Unausgedehnten wohnt. Ich würde von diesen Dingen mehr begriffen haben, wenn er mich auch der beiden Nachbardisziplinen gewürdigt hätte — der Lehre vom Nichts und der Erotik, an der er damals arbeitete. Doch war ich zu kindlich, und inzwischen heißt es, daß er die eine in Teilen

seiner ›Voraussetzung zu jeder möglichen Physik‹ verschlüsselt habe, während die andere überhaupt verschollen sei.«

Ein Schatten überflog Lucius' Gesicht. Der Bergrat, der inzwischen einige Notizen in sein Büchlein eingetragen hatte, lächelte.

»Sie würden nicht weniger Torheiten begangen haben, Kommandant. Lehrer wie Nigromontanus zeigen die Ziele und nicht den Weg. Im Grunde führt jeder Weg zum Ziel. Was übrigens die Erotik angeht, so sprach ich mit Adepten, die sie gekannt haben — so mit Fortunio, als er mich in den Faluner Werken aufsuchte.«

Er stockte und überlegte, als ob er einen Namen suchte:

»Es mag auch in den Schneeberger Pingen gewesen sein. Doch gleichviel, Nigromontanus wendet seine Unterscheidung von Tiefe und Oberfläche auch auf die Liebe an. Darüber will ich Ihnen Näheres verraten, wenn Sie mich im Gehäus besuchen, um die Achate zu besehen.«

Er hatte sich bei diesen Worten vorsichtig umgeblickt. Doch waren die beiden Nachbarn, die mit am Tische saßen, in ihr Gespräch vertieft. Inzwischen war auch der Steward mit den Früchten erschienen, die das Frühstück einleiteten.

Der Bergrat wandte sich wieder seinen Notizen zu. Indem er mit dem Stift ein Zeichen machte, ergriff er mit der Linken den palmengeschmückten Phonophor.

»Ich hatte eine Unterbrechung, verzeihen Sie. Wie weit sind wir gekommen, Stasia?«

Und eine klare Mädchenstimme antwortete:

» ... Aus dem Mare serenitatis nach Osten ansteigend ... ›ansteigend‹ war das letzte Wort.«

»Gut, Stasia, ich fahre fort.«

Und sich behaglich in den Sessel lehnend, begann er zu diktieren, mit einer Stimme, die verriet, daß er der prompten Aufnahme sicher war:

» ... Aus dem Mare serenitatis nach Osten ansteigend, gelangt der Wanderer in den Bannkreis des Kaukasus. Als

Vorgebirge, weit abgesetzt von seinem Westhang, ragt aus der Ebene die Kratergruppe, die Rutherford auf seiner Karte die Turres somniorum nannte und die Fortunio auf seiner dritten Erkundungsfahrt vermaß.

Bei ihrem Anblick wächst der Eindruck der Leere, der Ausgestorbenheit. Kein Islandgletscher, keine Polarnacht gibt diese Vorstellung des Todes, der Lebensferne, wie diese Türme im luftleeren Raum bei gleißendem Licht. Es waltet eine Einsamkeit um sie, die an den Angeln des Geistes hebt und sich bedrohlich steigert, wie bei der Wüstenwanderung der Durst. Die Fälle sind zahlreich, in denen die Panik und dann der Wahnsinn sich nicht nur des einsamen Forschers, sondern auch der Karawanen bemächtigten. Die Ferne ist so groß, daß das Herz von Sehnsucht nach dem letzten Menschen, ja nach dem Feinde und selbst nach Kraken und Ungeheuern ergriffen wird.

Daneben wächst eine zweite, nicht minder fremde Wahrnehmung heran. Zusammenhänge von anderer Art als jener, die wir als Leben kennen, beginnen aufzuleuchten — der Stil der Baupläne. Sie bannen den Geist durch eine Spannung, durch ein Staunen, das der drohenden Vernichtung die Waage hält. Wie zwischen Szylla und Charybdis schwebt er in fürchterlichem Gleichgewicht. Der absoluten Leere auf der einen Seite entspricht auf der anderen die Nähe von Mächten, denen die menschlichen Organe nicht zugeordnet sind.

Ein ähnliches Staunen würde uns ergreifen, wenn wir den Lebensgeist verkörpert sehen könnten — als mächtigen Träger der Liebe und der Feindschaften. Die Pflanzen, Tiere, Menschen würden dann zu einer größeren Figur verschmelzen, wie Feilstaub im Kräftefeld. Sie würden sich vereinen zum prachtvoll-fürchterlichen Schabrackenmuster unserer Welt. Ein Fremdling, der die Liebe und den Schmerz nicht kennte, würde die Wesen zu wunderlichen Ketten magnetisch angeordnet sehen, im Bannkreis mächtiger Mysterien.

Doch anders ist es hier. Es fehlt das Rankenwerk der Leidenschaften, die wirre und doch vertraute Runenschrift der Lebenswelt. Die Geisteswelt tritt unverhüllt hervor, mit blendenderem Licht, als es den Augen frommt. Sie öffnet einen Zirkel strenger und feierlicher Bilder, Pläne entschleiernd, die sonst im Innersten der Heiligtümer verborgen sind.

Stets sucht das Wachstum ja zu mildern, zu überblühen, was Maß am Leben ist. In dieser Fülle sind wir zu Haus. Hier aber treten die Ordnungen hervor. Das Licht allein ist Herrscher auf dieser leeren Bühne, jedoch ein Licht, das durch kein Medium gebeugt, besänftigt wird. Der Gang der Strahlen ist von unbarmherziger Genauigkeit. Den Farben fehlen die Übergänge, die zarten Spiele, das Dämmern der Wald- und Meeresgründe, die atmosphärischen Vermählungen. Rundum ist Wüste ohne Duft und Klang und ohne Witterung.

Dem Gold der Dünen und Inselrücken heften sich azurene Schatten an. Die Klippen und Riffe leuchten im Kristallglanz auf. Der Himmel ist über dieser Lichtflut als ein Zelt von feinster und faltenloser schwärzester Seide ausgespannt.

Vom Rande des ausgestorbenen Meeresbeckens drohen die Turres somniorum mit sieben steilen Gipfeln, die eher Pylonen oder Obelisken als Vulkanen ähnlich sind. Die schlanken, lichtgrünen Kegelstümpfe ragen zu großer Höhe auf. Die Zinnen blenden als jungfräuliche Kronen, deren Anblick Erinnerungen an Firnschnee und Gletschergürtel weckt.

Bei Sonnenaufgang senden diese Gipfel schmale, blutrote Zungen aus. Der Länge des Tages ungeachtet bewegen sich die Spitzen mit ungeheurer Schnelle, und ein Bangen ergreift den Wanderer, wenn ihn eine der lautlosen Schwingen trifft. Sie gleichen den Spitzen von Kompaßnadeln oder den Zeigern von Uhren, mit denen ein unerforschliches Bewußtsein sich kontrolliert. Bei solcher Berührung erahnt der Geist, was Maß und Ordnung am Universum ist. Und er erfaßt, daß Linien, Kreise und alle einfachen Figuren Abgründe

der Weisheit sind. Zugleich streift ihn der Fittich der Vernichtung; er fühlt, wie unter der Übermacht des Lichtes sein Räderwerk zu brechen droht.

Die Turres somniorum erheben sich vor der silbergrauen Kette des Kaukasus. Die Sockel ragen aus goldbraunen Hügeln auf. Mit jedem Schritt, um den sich der Wanderer nähert, wird der Anblick erhabener. Die Gipfel strahlen in phantasmagorischer Pracht. Allmählich wird auch der Kristallwald sichtbar, der ihren Fuß umflicht, ein hohes Röhricht von Mineralen, in dem die Farben längst erloschener Brände erkaltet sind. Die Riesenkristalle sind spieß- und klingenförmig wie graue und amethystene Schwerter, deren Spitzen im Gluthauch kosmischer Schmiedefeuer dahinwelkten.

In ihrem Dom herrscht eine graue, opalene Dämmerung. Vergeblich wird der Sterbliche, der sich ameistenhaft durch diesen Monolithenkranz windet, nachsinnen über seine Ursprünge. Dorthin dringt keine Wissenschaft. Wohl darf man vermuten, daß Elemente gewaltet haben, die den uns bekannten Arten des Feuers unendlich überlegen sind — sei es nun, daß sie aus der Tiefe wirkten oder daß sie aus dem Weltraum auftrafen. Einmal, in fernster Sternenstunde, erglühten diese kosmischen Kleinodien in siebenfachem Glanze als Smaragde am Saum der Schöpfung in Konstellationen, die unerforschlich sind. Erst hier begreift man, wie unendlich wahrer als alle Hirngespinste die großen Kosmogonien und Schöpfungssagen sind.

Die Dichtung dringt weiter als die Erkenntnis vor. Kindliche Geister halten eher dem Blick auf diese Reiche stand. Schatzgräber hohen Ranges bleiben noch unbefangen, wo auch der Wissendste erschrickt. So sah Fortunio den Kristallwald als Kelchkranz, die Gipfel als aufgewölbte Frucht- und Blütenböden an. Und wunderbare Funde belohnten ihn für dieses Bild. Daher soll die Besteigung der smaragdenen Türme und das Eindringen in ihre Schlünde mit seinen Worten geschildert sein:

›Ich nahm am Fuß des südlichsten der grünen Fürsten Standquartier. Schon wenige Erkundungsgänge zeigten, daß der Aufstieg möglich war. Der Absturz der Kristallwand war gebändert und gestuft in einer Weise, die an den Bau der Theokallis erinnerte. Doch wirkten hier Gesetze der Kristallwelt in höchstem Regelmaß. Es war nicht schwierig, die schmalen, doch scharf geschnittenen Stufen emporzuklimmen in Räumen, in denen der Körper der Schwerkraft in so geringem Maße unterliegt, daß der Gedanke ihn zu beschwingen scheint.

Ich stieg, um volles Licht im Inneren des Kraters anzutreffen, bei hohem Sonnenstande an. Um diese Stunde ziehen die Kolosse den Schatten eng an sich heran. Indem er sich nähert, dunkelt er durch alle Tönungen des Blutes, das gerinnt. Auch an den fernen Gebirgen, den großen Kraterringen und den steilen Küsten schmelzen die Schatten ein und legen sich den Höhen als dunkle Säume und schmale Sicheln an. Allmählich gewinnt das Licht allein die Herrschaft, und die grünen Türme gleichen den Buckeln eines Silberschildes, der mit dem Aufstieg an Weite und Glanz gewinnt.

Als ich die Zinne erstiegen hatte, stand die Sonne im Zenit. Das Licht war nun so stark geworden, daß es die Form zerstörte und den Umkreis in eine Scheibe von hellstem Silber verwandelte. Ein längeres Verweilen drohte trotz der Maske die Augen zu versehren; ich wandte mich daher nach kurzem Rundblick der Tiefe des Kraters zu.

Die weiße Krone war aus Smaragdbrand aufgezündet, aus schneeiger Lava, die blasig wie Perlenschaum gewoben war. Hier hatte wohl dereinst die Glut den höchsten, sprühenden Grad erreicht. Die Tritte faßten sicher auf dem unberührten Grund. Nur dort war Vorsicht geboten, wo er im Inneren des Kraters wieder in den Smaragdfels überging. Hier glänzten, zunächst wie Schaum der Brandung, dann immer spärlicher, die Perlen im Kristall.

Der Krater war wie ein grüner Kelch geschnitten, der

Gischt versprüht. Spiralenbänder führten auf den Grund hinab, der augenfarbig aus der Tiefe schimmerte. Auf ihren Säumen wagte ich den Abstieg in den grünen Schacht. Bald war ich im Inneren des Kristalls, der nun durchsichtig wurde im starken Licht, das ihn beschien. So sah ich, daß seine Masse nicht gänzlich smaragden war. Sie führte Einschlüsse: bald trübten bunte Schleier ihre Klarheit, bald zogen Bänder von Opalstaub sich durch ihren Grund. Dann waren Kerne in sie eingesprengt — in allen Größen, Formen und Farben, die im Reich der Samenkörner oder der Früchte in Feld und Garten anzutreffen sind. Hier lagen sie der Oberfläche an wie Kronjuwelen oder Inkrustationen, die man auf Reliquienschreinen sieht, dort waren sie in die Tiefe des Muttergrundes eingeschlossen und dämmerten herauf.

Bei ihrem Anblick wurden Erinnerungen aus Kinderzeiten wach. Ich dachte an die Gärten der Großen Marina mit ihren Trauben und bunten Früchten und an die Schleppen der Pfauen, die von den Marmortreppen fluteten. Auf den Terrassen pickten Tauben mit Korallenfüßen und erzenen Hälsen die Weizenkörner auf.

Das Glück durchdrang mich wie den erhörten Freier, der in die Kammer der Geliebten tritt; die Ruhe und die Gewißheit des Besitzes erfüllten mich. Der Abstieg durch die innere Spindel glich der lustvollen Umdrehung eines Kaleidoskopes, dessen Muster sich stets verdichteten. Und immer üppiger begann sein Ziel zu leuchten: der Augengrund. Er blühte wie der Sammet von Schlangenhäuten, wie Perlmuttschimmer, der die Meereswunder in den Korallengärten schmückt. Ein Schleier von feinsten Funken umwob und überspielte ihn im Schatten der grünen Dämmerung. In solchem Glanz enthüllt die Liebesgöttin sich vor der Umarmung, tritt Iris in den Göttersaal.

Ich sah, daß ich zu einem der kosmischen Horte, zu einer Schatzgrotte des Universums vorgedrungen war. Schon manchmal war ich bei meinen Wanderungen am Rand der Hochgebirge in die Gletschermühlen eingestiegen, Werkstät-

ten der Eiszeitschmelzen im Urgestein. In ihren Kesseln hatte die Gletschermilch die Steine umgetrieben und geschliffen im Mahlgang von Jahrtausenden. Nun lagen die Strudeltöpfe trocken, und die vom Rundlauf erlösten Malmer bedeckten als Kugeln ihren Grund.

An solchen Orten beschwören unsere Sinne stets die Gegenwart des Fehlenden, wie gerade in der verlassenen Werkstatt der Meister uns am nächsten ist. Die Vogelschwinge ruft die Idee der Luft, der Schlüssel die des Schlosses in uns wach. Und so war es in jenen Gletschermühlen der Wassergeist, das Wallen und Strudeln längst verrauschter Schmelzen, das mich mit Zauberkraft ergriff. Die großen Kräfte lassen solche Stätten als Zeichen ihrer Unversiegbarkeit zurück.

Hier aber, im Schoß der grünen Türme, erschlossen Edelsteinmühlen sich dem betörten Sinn. Was waren für Mächte im Spiel gewesen, um die Juwelen aus dem smaragdenen Mutterschoß zu lösen und in der Tiefe anzureichern zum Hort, der alle Schätze Indiens überbot? Gleichviel, es mußten Sternzeitalter zur Bildung solcher Minen mitwirken.

Lang ausgestreckt, mit beiden Armen im Schatzgrund wühlend, berauschte ich mich an den Kleinodien. So mögen die Biene, die Hummel, der Schwärmer sich betäuben in Welten, in denen die Blüten Sterne sind. Ich sah, ich fühlte, ich schmeckte die Glätte, die Strahlung des köstlichen Gerölls wie die von Augen fabelhafter Wesen, die Regenbogenglanz belebt. Da blitzten sie alle, die hohen Lichter, nach denen Sklavenheere den blauen Grund durchwühlen, den Staub der Wüsten sieben, den Schwemmsand der Ströme seihen — doch größer und reiner, als sie über und unter Tage das Gezähe ausbricht, die Woge sie in der Schüssel des Wäschers überspült. Und den bekannten gesellten sich die unbekannten zu. Kein Ophir, kein Golkonda brachte sie hervor. Dem grünen Smaragdstaub waren vielfarbige Körner eingebettet, und diesen wieder lagen bunte und zartgeschliffene Feuerkiesel auf. Sie bildeten den Grundstock für

die Solitäre, die sprühende Fassung für den Schatz. Die Eier von Drachen, Greifen und Neptuns schaumgekrönten Wesen umrinnt ein Feuer, das tiefer zündet, als es der Tag mit seinem Licht vermag.

Ich wog mit beiden Händen den Mondstein, den milchiger Glanz umspielte wie Ledas Ei. Wer möchte sagen, ob er schöner flammte als der zartgrün und grau gewölkte Jade oder der irisierende Opal? Ich sann den Runen nach: den feinen Flechten, die den himmelblauen Türkis durchädern, den Pupurfunkenschleiern des Heliotrops, dem Bild des Lebensbaumes in den Moosachaten, den Büscheln von Spießen im Bergkristall. Doch trugen über diese Farbenspiele die großen roten, blauen und weißen Lichter, wie sie die zweite Reihe von Aarons Amtsschild zierten, den Sieg davon. Dem schwarzen Blitz, der aus dem Innern des Karfunkels zuckt, wird kein Bewußtsein widerstehn. Im heiligen Saphir schließt sich der Himmel auf. Der Diamant gibt uns das höchste Gleichnis des Lichtes, das bei vollkommener Klarheit die Summe der Farben in sich schließt.

Vor diesen Spiegeln des Universums versinkt der Geist in hohe Träumerei. Die Schönheit erscheint ihm anders als im fleischlichen Gewande, als in der Lebensfülle; sie naht im Strahlenkleid. Sie leuchtet im Glanz der Offenbarung und ihrer ewigen Städte, nachdem wir Wüsten durchwanderten.

In jenen Gletschermühlen hatte sich der Wassergeist als Meister der verlassenen Werkstatt eingestellt. Hier aber, in die Weltenferne des Smaragdturms und seine Grales, trat der Geist des Makrokosmos ein. Die Morgen- und Abendröten glühten im Spiel der Wolkenbänder und Gloriolen, im Auf- und Untergang über den Wogen unbefahrener Meere und ihrer Inselpracht. Im blauen und grünen Schatten dämmerten die Grotten, an deren Marmorbecken Arethusa träumt.

Was sind des Menschen Herz, des Menschen Hirn, des Menschen Auge? — ein wenig Erde, ein wenig Staub. Und doch ist dieser Humus zur Arena des Universums auserwählt.

So sind die Edelsteine aus niederer Erde und geringem Ton zu großem Glanz erhöht. Auf diesem Gleichnis beruht ihr Wert, der sie zum Schmuck der Hohenpriester und Könige bestimmt und auch zur Zier der schönen Frauen, die köstlich aus dem Schoß der Mutter Erde hervorgegangen sind.‹

So weit Fortunio. Wir aber wollen uns auf dem Rückweg noch zu den braunen Hügeln wenden, aus denen die grünen Türme entsprossen sind. Dort harren unser Dinge, die weniger farbig und doch noch wundersamer sind.«

Bei diesem Satze schloß der Bergrat das rote Büchlein und brachte den Griffel an seinen Ort. Er fügte noch hinzu:

»Wir wollen hier vorläufig schließen, Stasia. Sie haben jetzt die ersten drei Kapitel im Phonogramm; ich lese heut abend im Gehäuse die Reinschrift durch. Ich bleibe über Mittag in der Stadt. ... Nein, danke, ist nicht nötig. Doch stellen Sie mir eine Flasche Parempuyre an den Kamin. Bis heute Abend, Stasia.«

Er nahm den Sprecher an sich und nickte Lucius zu:

»Ich will jetzt packen — Glück auf, Kommandant. Vergessen Sie die Achate nicht.«

Es war lebhaft geworden im Frühstückssaal. Hier wurden Vorberichte durchgegeben, Nachrichten abgehört, mit heliopolitanischen Büros Verabredungen getroffen, dort schwoll die Unterhaltung zu jener Fröhlichkeit, wie sie den Abschied ankündigt.

Der Steward hatte abgeräumt. Die beiden Nachbarn, die nach dem Abschied des Bergrats am Tisch verblieben waren, hatten ebenfalls ihr Frühstück beendet und waren in ein Gespräch vertieft. Der eine war ein noch junger Professor der Kulturgeschichte, Orelli, den gleichfalls der Phonophor der Akademiker auszeichnete. Er war von großer, kräftiger Gestalt; ein freies Selbstbewußtsein prägte sein regelmäßig, doch kühn geschnittenes Gesicht. Die starken Sonnen jenseits der Hesperiden hatten es gebräunt. Im Klang der Stimme und in der Redeführung kam Optimismus, ja selbst Idealis-

mus in einer Weise zum Ausdruck, die ihren Träger angreifbar erscheinen ließ und doch sympathisch war.

Der andere war in die aluminiumgraue Uniform der Techniker gekleidet und trug, in gleicher Farbe, den Phonophor des Instituts. Er hatte sich beim Anblick des goldenen Allsprechers, den Lucius führte, erhoben und verneigt. Sein Schädel war schmal, von hoher, kahler Wölbung, die ein Kranz roter Haare umwucherte. Die Augenbrauen waren heller, fast schweflig, und die blauen Augen darunter wiesen eine milchig eingestrahlte Trübung auf. Sie waren ein wenig eingedreht, so daß der Blickpunkt etwa zwei Spannen vor der Nasenwurzel lag. Das gab den großen Pupillen ein zugleich festes und beschränktes Licht, auch einen verfolgerischen Zug. Das Lächeln dieses Mannes, der mit Orelli in gleichem Alter stehen mochte und den dieser Thomas nannte, war boshaft und verschärfte sich in der Replik. Es war ihm anzusehen, daß er sich nicht durch Farbe und Stimmung der Worte blenden ließ, sondern ein scharfer Prüfer ihres logischen Inhalts war. Wachsam erspähte er jede Lücke in der Rüstung, jede flüchtige Blöße, und wählte bedächtig und genußvoll seinen Pfeil. Und es war offensichtlich, daß es ihm nicht nur darauf ankam, zu treffen, sondern auch zu schmerzen, indem er traf.

Lucius fragte sich, wie das ungleiche Paar gekoppelt war. Es mochte sich um eine alte Studienfreundschaft handeln, von deren Banne man sich ungern löst. Wir führen die Erinnerung an durchlebte Zeiten ja nicht nur in uns, sondern auch in den Kameraden mit und zollen ihnen eine Dankbarkeit, die oft die Schwäche streift. »Mangé ensemble de la vache sauvage.« Es mochte aber auch ein Verhältnis des Gegensatzes walten, wie man es häufig bei geistig bewegten Menschen trifft. Wir lieben die andere Bildung nicht nur im Geschlecht.

»Du bleibst doch stets der Alte, Konrad«, hörte er den Roten zu Orelli sagen, »mit deiner Vorliebe für Schaugerichte und unnötige Zutaten. Wenn man den Aufputz ab-

streicht, bleibt von deinem Lacertosa ein Vulkaneiland mit halbzerstörtem Krater, auf dem sich eine abgeschlossene Kultur entwickelte. Die Leutchen treiben über die Meeresweiten halb Handel, halb Seeräuberei. Verehrt wird eine neptunische Stadtgottheit. Was wir von euch erfahren wollen, Konrad, das sind Fakten, und nicht Meinungen.«

»Ihr solltet Fotografen anstellen.«

»Da wäre manches Wunder bald aufgeklärt.«

»Richtig, der Film erfaßt ja auch den Regenbogen nicht.«

Orelli schwieg eine Weile und setzte dann hinzu:

»Dein Widerspruch ist mir wichtig, damit ich meine Zeichnung nachprüfe. Von Farben verstehst du nichts. Du bist ein Architekt, der Pfeiler, doch keine Bögen machen kann.«

Dann, wärmer werdend:

»Thomas, ich glaube, daß dir eine Ahnung aufgehen würde von der geformten Lebensmacht, wie wir sie als Kultur bezeichnen, wenn du mich eine Stunde vor Sonnenuntergang auf jene Klippe begleiten würdest, die man das Südhorn nennt.«

Er wandte sich den Zerstäuber zu und lehnte sich zurück. Der andere unterzog sich seinem Vortrag halb wohlwollend, halb überlegen wie dem Geplauder eines Knaben, den man gewähren läßt.

»Dort nistet in den Felsenhöhlen eine Art von Albatrossen, von großen Meeresräubern, die auf Fischfang gehen. Seit altersher sind diese Tiere heilig und daher so wenig scheu, daß man sie mit der Hand berühren kann. Du siehst sie mit den plumpen Füßen auf den Bänken der Klippe rasten, während ihr Gefieder am Boden schleift. Die starren Augen glänzen wie Schliffe aus rotem Glas.

Ich habe mich oft gefragt, ob ihnen die Beute bereits aus dieser Höhe sichtbar wird, oder ob sie sich rein periodisch in den Raum hinauswerfen. Sie spannen die ungeheuren Flügel, die schmal geschnitten und scharf zurückgebogen wie Sensenklingen sind. So schweben sie silbern im sanften Aufwind über dem dunkelblauen Grund.

In königlicher Ruhe, als ob sie Kraft einschießen ließen, beschreiben sie einen weiten Bogen, der sie vom Fels entfernt. Dann schießen sie in die Tiefe, als Meister des Abgrunds, auf die Flut hinab.

Und immer fühlte ich die Augen mitgerissen durch ihren Absturz, der sie in winziger Verkleinerung als Silberflocken dem Schaum der Wogen verschmelzen ließ. Im Taumel des Einblicks schien es, als ob der Raumsinn dieser kühnen Flieger sich übertrüge und als ob der Umkreis zugleich an Glanz gewönne und sich in den Maßen festigte wie eine Münze, die aus dem Prägstock springt.

Um diese Stunde ist die Welt von Lacertosa am dichtesten, ganz in sich selbst beschlossen wie eine Frucht. Das Meer scheint sich an seinen Rändern wie eine Schüssel aufzuwölben, und seine Farbe hat sich der des Himmels angeglichen, so daß sich der Raum zur blauen, nahtlosen Kugel schließt.

Kein Segel, keine Galeere stört die Einsamkeit. Der Fels ist glühend geworden, und die Insel taucht wie ein roter Mond im ersten Viertel aus der Flut. Dort, wo der Innenrand der Sichel ins Meer einschneidet, schärft ihn als weißer Saum ein Marmorband. Wie Hummerscheren schließen die beiden Molen den Handels- und den Galeerenhafen ein. Auf ihrem Trennungsdamm trägt eine rote Muschel das Bild der Meeresgöttin, die die Arme hebt.

Weiß glänzen auch die Häuser und die Straßen von Lacertosa, die sich wie Ränge in die Rundung eines Theaters einfügen. Ihr Stein ist durchaus blendend bis auf die Brandflecken, die man vor den Altären sieht.

Um diese Stunde treten die Frauen aus den Türen und bringen das letzte der täglichen Opfer dar. Sie richten die Augen auf den Palast des Sonnengottes, der in der Mitte der Lagune sich aus der Flut erhebt. Nach ihm sind die Altäre orientiert.

Der Palast ist aus dem Porphyr der Insel aufgeführt. Umgänge, die sich achtmal schneiden, führen zu seiner Krö-

nung auf. Vom höchsten Stockwerk sagt man, daß es das goldene Bett des Gottes trage; sein Zeichen ist der Obelisk, der für die Schiffe weithin sichtbar die Plattform überragt und dessen Spitze nachts ein Feuer überstrahlt.

Zwei überdeckte Säulengänge führen zu den beiden Klöstern, die dem Dienst des Gottes gewidmet sind. Am höchsten Festtag stellen sich hinter den Altären die Jünglinge und Jungfrauen dem Gotte dar und werden von ihm ausgewählt. Sie fahren dann mit hellen Segeln zum Palast und kehren nie zurück.

Während die Frauen das Opfer vorbereiten, gleitet der Schatten des Obelisken über die Mole des Galeerenhafens und nähert sich dem Mitteldamm. Er überschneidet die Meeresstraße, auf deren Spiegel zu den Festen die Naumachien gefeiert werden und Prunkgeschwader vorübertreiben, die man verbrennen läßt.

Im Augenblick, in dem der Schatten das Bild der Meeresgöttin deckt, ertönen von den Galerien der Klöster Muschelhörner und kräuselt der Rauch der Opfer auf. Und immer teilte sich auch mir auf meinem einsamen Posten ein Beben mit, als ob die blaue Kugel unter einer feinsten Empfängnis zitterte.«

Orelli, der leicht dozierend gesprochen hatte, wandte sich wieder seinem Partner zu:

»Solange ich als Lehrer an der Akademie verweile, werde ich immer darauf halten, daß alle Einzelbeobachtungen und Studien sich krönen, zusammenschießen müssen in Augenblicken solcher Art. Vom Ganzen kommt jede Wissenschaft und muß dem Ganzen zuführen.«

Der andere hatte lässig zugehört, wie einer wohlbekannten Melodie.

»Konrad, du bist doch immer noch der alte Wirrkopf, als den ich dich bei den Borussen gekannt habe. Damals war es die griechische Kulturgeschichte, und du wirst dich erinnern, wie oft und wie vergeblich ich dir bewiesen habe, um wieviel wichtiger die Ägypter und überhaupt die Völker des

frühen Orients für uns gewesen sind und daß der Ausgang von Salamis ein Unglück war, dem wir noch heute nachkranken. Das haben die Römer nur unvollkommen repariert. Von Hellas kommt auch die Überschätzung der freien Forschung, das heißt, des geistigen Beliebens, das stets anarchisch münden muß. Das ist ein Luxus, der uns bei den ungeheuren Räumen, die wir zu kontrollieren haben, immer teurer zu stehen kommt. Wir wollen von euch auch nicht beliebige Resultate; wir wollen Resultate, die brauchbar sind.«

»Und wann sind sie denn brauchbar? Natürlich nur, wenn sie den Anschlägen entsprechen, die ihr im Zentralamt ausbrütet. Ihr möchtet das Wissen als ein Mosaik behandeln, das man ad hoc zusammensetzt. Man braucht Belege für eine Theorie der Vorgeschichte, und man entsendet Ausgräber, die in entfernten Wüsten und Eiszeithöhlen das Gewünschte finden; sie zaubern das Missing link aus Schieferbrüchen und altem Schutt hervor. Der schlechte Stil wird dann von den Natur- auch auf die Geisteswissenschaften ausgedehnt. Wer Unerwünschtes findet, dem droht Inquisition. Was gibt euch eigentlich den Mut zu solchem Ansinnen?«

»Das fragst du«, hörte Lucius den Uniformierten erwidern, »du, der sich immer auf das Ganze berufen will? Wir wollen vielleicht die Federn ein wenig unter Aufsicht halten, wie es Auguren ziemt.«

Er stellte den Zerstäuber ab und wandte sich dem Freunde zu:

»Doch, ernsthaft gesprochen, Konrad, und unter uns: Du bist zu klug, um nicht zu wissen, daß ein akademisches Gemälde wie das des famosen Lacertosa im Grunde nichts anderes bedeutet als eine Hemmung oder selbst einen verkappten Angriff auf unsere Bahn. Aber wir lassen Götter nicht wieder aufkommen.«

Die Stimme wurde scharf und trocken; sie spiegelte den alten Zwist des Institutes mit den Akademikern — hier Wille und dort Anschauung:

»Wer stark ist, lebt in der Gegenwart und formt aus ihr die Zukunft und die Vergangenheit. Ihr aber haltet es umgekehrt.«

Er schien zu fühlen, daß er zu scharf geworden war, und ließ den Zerstäuber wieder sprühen, indem er sich bei Lucius entschuldigte. Dann wandte er sich von neuem dem Professor zu:

»Die mythischen Figuren, deren Spuren du mühsam nachziehst, sind Symbole der elementaren Welt. Was dort und damals der naive Sinn erahnte, ist heute Ziel des strengen, geordneten Bewußtseins, der Wissenschaft. Wir haben Organe an das Unbekannte angesetzt und zwingen es in unseren Dienst. Wir haben mit dem Stabe an den toten Fels geschlagen, und unerschöpflich springt ein Strom von Macht und Reichtum aus dem Quarz.«

Ein stolzes Lächeln überflog seine Züge, und wohlgefällig atmend lehnte er sich zurück. Das Leuchten verschönte ihn, es gab ihm einen Schimmer, als ob er starken Wein getrunken hätte, und seine Stimme wurde gönnerhaft:

»Und darum, Konrad, weichen die Götter vor uns zurück: vor unserer Übermacht. Du weißt recht wohl, daß mit den ersten Zerstäubern und Phonophoren, die wir nach Lacertosa bringen, die Opfer unwirksam werden und der Götterspuk erlischt. Das liegt nicht an der Rationalität der Mittel, sondern an ihrer stärkeren Wirklichkeit. Das sind die Wunderlampen, deren Schein die alten Götterhimmel verblassen läßt.«

Er fächelte sich mit den Händen langsam die von Duft und Strahlen getränkte Salzluft zu und sog sie ein. Er sprach jetzt behaglich und vollkommen sicher wie sein großes Vorbild, der Landvogt, wenn er bei guter Laune war:

»Die Übermacht ist so stark, daß sie durch nichts erschüttert werden kann. Wir können großzügig sein. Reich deinen Bericht ein, Konrad — ich werde bei Messer Grande dahin wirken, daß er die Insel dem Punktamt überweisen und sie unter Naturschutz stellen läßt. Wir übernehmen sie, ein-

schließlich der heiligen Pelikane, auf den Etat und sorgen dafür, daß nichts verändert wird.«

»Nicht Pelikane — Albatrosse«, verbesserte Orelli; er hatte mit Unmut zugehört: »Wir wollen jetzt nach oben gehen, Castelmarino muß bald auftauchen. Du solltest Komponist werden — dann würde die Trompete das erste Instrument.«

»Und du Caféhauserzähler in Alexandria.«

Indem sie höflich grüßten, erhoben sie sich und verließen den Frühstückssaal. Der Graue warf, bevor er die Drehtür zum Promenadendeck durchschritt, noch einen forschenden Blick zurück.

Lucius verband sich mit der Sternwarte. Er nahm Uhrzeit und Position. Noch standen gut zwei Stunden Fahrt bevor. Er zog ein schmales Heftchen aus der Tasche; es diente ihm auf Reisen als Tagebuch. Er brachte es mit einigen Zeilen auf das Laufende:

»Abschluß der Reise nach Asturien. Man spricht von Unruhen in der Stadt. Beim Frühstück der Bergrat. Gespräch über Farbenlehre; von den Schriften des Meisters soll noch manches aufzutreiben sein. Othmar ansetzen. Dann Unterhaltung zwischen Orelli und seinem Freunde, der sicher Messer Grande, vielleicht sogar dem Landvogt nahesteht. Räuspert sich ganz wie er.

Auszuführen: An einem solchen Paar ist zu beobachten, wie eine anarchistische Jugendfreundschaft sich aufspalten kann in konservative und nihilistische Strömungen. Der Mensch entscheidet sich für das vegetative oder für das mineralische Reich. Er kann verholzen einerseits, versteinern andererseits. Doch kann man am Holz noch Blüten sehen. Der Hang, die Erkenntnis in ihrem Gang zu bestimmen, trägt vererzende Züge; die Wissenschaft wird bürokratisiert, ja Funktion der höheren Polizei. Den Professoren wird das Apportieren beigebracht.

Ferner noch auszuführen: In Typen wie diesem Thomas

schlägt sich der Mineralcharakter auch nieder im Maskenhaften der Physiognomie. Ich hoffte damals auf vereinfachte, doch kräftigere Bildungen inmitten des Verfalls. Indessen wird der reine Verlust stets deutlicher. Alles wird blaß, grau, staubig; die Dinge werden uniform. Langweilig werden sogar die großen Residenzen der Leidenschaft: die Macht, die Liebe und der Krieg.«

Er schloß das Büchlein, um es einzustecken, doch schlug er es, nachdem er von neuem Uhrzeit genommen hatte, wieder auf. Er konnte noch den Vortrag für den Prokonsul in Umrissen entwerfen, denn er würde Arbeit vorfinden. Das Schiff lief langsam; man konnte die Hesperidenstrecke in einem Bruchteil der Zeit bewältigen. Jedoch seit die Geschwindigkeiten absolut geworden waren, spielten sie keine Rolle mehr. Es war vielmehr, als ob sie nicht vorhanden wären — man dehnte oder kürzte die Fahrten nach Belieben, wie die Geschäfte es erforderten. Der Lauf des »Blauen Aviso« war auf die Arbeit, die jenseits der Hesperiden anfiel, abgestimmt. Es gab hier keine tote Zeit. Auch schufen die Phonophore ja eine Art Allgegenwart.

Lucius zog den Zerstäuber näher an sich heran und überlegte die Stichworte. Asturische Händel; es war nicht einfach, das Treiben im Bericht zu klären — Dom Pedro spielte Schach, indem er den Tisch umstieß.

Endlich erhob er sich und schritt dem Ausgang zu. Es summte im Saale wie in einem Bienenstock. Nicht nur die Heimkehr regte die Geister an; man spürte bereits den Krieg. Die Fetzen der Gespräche, die er zwischen den Tischen auffing, berührten die Wende, die man kommen sah.

»Im Herbst wird Dom Pedro losschlagen.«

»Gutachten? Für Rebellen gibt es kein Völkerrecht.«

»Und für Tyrannen keine Sicherheit.«

»Von Edelsteinen eher die mittleren Größen, die man am Körper noch verbergen kann.«

»Die großen Solitäre sind gefährlich, Sie sollten Scholwin zu Rate ziehen.«

»Am besten ist konzentrierte Energie.«

»Zu lange im Orient gewesen, um nicht zu wissen, daß nur der sicher geht, der auch die Verdächtigen ... in dubio pro.«

»Elektro wird anziehen.«

» ... Einwohnerlisten prüfen, die Portiers besolden, die Phonophore einziehen. Besonders die Parsen ... «

»Die Börse spielt noch nicht mit.«

»Es sollen Verhandlungen im Gange sein.«

»Wie gut, daß wir den Ausflug noch gewagt haben. Wann wird man die Wälder wiedersehen mit ihren Bäumen, deren tiefster Ast in Höhe des Kölner Doms entspringt?«

»Es gibt auch in der Nähe noch stille Plätzchen — Forschungsaufträge im Korallenmeer. Sie sollten Taubenheimer anrufen.«

»Er wird verlangen, daß ich seinen Katalog der Cephalopoden vervollständige. Eine bittere Nuß.«

Die Suche nach ruhigen Pöstchen war bereits im Gang. Lucius war vor der Drehtür stehen geblieben und blickte in den Saal. Dicht neben ihm saßen zwei Passagiere, deren Gesichter durch fremde Sonnen tief gebräunt waren. In ihre Asbestanzüge war der Siebenstern, das Zeichen des Orions, eingestickt. Es wiederholte sich auf den Phonophoren, da der Orion nicht nur die Diadochenstaaten bejagte, sondern auch Lizenzen auf Gründen jenseits der Hesperiden ausübte. Nur diese Jäger und die dem Bergrat unterstellten Tresorbeamten besaßen auch, wie man glaubte, den Regentenpaß.

Die beiden waren landfertig und hatten als Handgepäck die Waffen an den Lehnen der Sessel aufgehängt: leichte Gewehre aus Silberstahl, in deren Arbeit sich die Künste des Optikers, des Büchsenschmieds und des Ziseleurs vereinigten. Sie schossen mit Licht und waren auf die Entfernung eingerichtet, in der der Jäger das Flugwild der Riesenwälder im Brillantglanz von einer Wipfelkrone zur anderen schwirren sieht.

Natürlich mußten diese freien Jäger und Schweifer sich

jetzt nach Heeres- oder Staatsdienst umtun, nach möglichst ungestörten Zellen im großen Bienenstock. Das um so mehr, als der Orion beim Zentralamt auf der Liste der defaitistischen Vereine stand, wie auch sein Zeichen als eine späte Umschreibung des siebenarmigen Leuchters galt. Dem widersprach jedoch bereits der Kultus des Weidwerks, dem der Orden huldigte. Lucius ahnte die Mysterien. Er war zuweilen Gast an der Allée des Flamboyants — nicht bei den großen Empfängen, sondern an den internen Abenden. Man traf sich dann im kleinen Jagdsalon, über dessen Eingang die Inschrift drohte: »Béhemot et Léviathan existent.« Ein Bild des Oberförsters im grünen, mit goldenen Ilexblättern bestickten Frack und Trophäen aus den Gebirgen, Wäldern und Meeren jenseits der Hesperiden schmückten ihn. Den Abend eröffnete ein Jagdbericht, an den sich die Vorweisung der Beute schloß. Ihr folgte die Aussprache, die sich nach dem Souper belebte bis zur Fidelitas. Die Küche des Orion war unbestritten, wenn nicht die beste, so doch die reichste von Heliopolis. Nur durfte man hinsichtlich exotischer Zumutungen nicht heikel sein.

Bei diesen Zusammenkünften war es Lucius nicht schwer gefallen, sich ein Bild von dem zu machen, was dort gespielt wurde. Insofern war das Zentralamt auf der rechten Fährte, als Abneigung gegen den Krieg bestand. Das zeigten schon die Wahrsprüche, die wie Ornamente wiederkehrten im Gespräch. So: »Krieg verkleinert« oder: »Den Krieg verliert der Reisende« und ferner: »Orion *erlegt*« ... das sollte heißen: »Er schlachtet nicht.« Auch einen der Meistersprüche hatte Lucius aufgefangen; er lautete: »Nimrod und Babylon.« Man schätzte also nach dem Vorgang des Flavius Josephus den ersten Jagdherrn auch als Bauherrn des ersten kosmischen Plans.

Der Pazifismus des Orion war kosmopolitischer, nicht humanitärer Art. So war er zwar minder verdienstlich, doch praktischer. Da seit der Ära der Großen Feuerschläge die Armeen zum stärksten Hort des Friedens geworden waren,

verfolgte der Prokonsul das Treiben dieser Jäger wohlwollend und aufmerksam.

Der Eingang zum Frühstückssaal, an dessen Pfeiler Lucius lehnte, trug die Inschrift: *»Ici on ne se respecte pas.«*

Der Spruch war mehrdeutig, doch gut gewählt. An Bord des »Blauen Aviso« herrschte die Gleichheit eines Kreises, in dem man nicht aufzufallen liebt. Man kannte sich, doch wahrte man aus guten Gründen ein gegenseitiges Inkognito. Das gab der Gesellschaft einen ungenierten Zug, auch Heiterkeit.

In die Kosten der Fahrten nach den Hesperiden teilten sich der Prokonsul und der Landvogt, doch war der »Blaue Aviso« weder ein Kriegs- noch ein Regierungsschiff. Vorherrschend war vielmehr das Private; es kam zum Ausdruck, daß Personen die Träger der Geschäfte sind. Neben den offiziellen Plätzen gab es Karten für Händler, freie Forscher, Künstler und selbst Vergnügungsreisende.

Die Hesperiden bildeten den großen Umschlagplatz der Güter und Ideen; in ihren Häfen landeten die Raumflotten. Jenseits der Hesperiden lagen die ungewissen Reiche, die wunderbaren Gründe, die keine Technik zwingt. Dort sprangen die Quellen des Reichtums, der Macht, geheimer Wissenschaft. Man drängte sich zu ihnen als zu den Doraden der Neuen Welt. Und wenn die bunte Gesellschaft etwas einte, so war es der Geist des höheren Abenteuers, das in den Elementen Nahrung sucht.

Die neuen Welten hatten das Wissen, den Reichtum, die Macht gemehrt. Doch konnte man vielleicht auch sagen, daß alles bereits im Menschen lebendig gewesen war, um sich dann räumlich zu verwirklichen. Die Hebel des Geistes hatten eines Tages die Länge gewonnen, die Archimedes forderte. Dereinst, als ein bestimmter Grad der Freiheit errungen war, hatte sich die Welt vergrößert durch die Entdeckung Amerikas. Und so auch hier. Der Geist, der Wille des Menschen waren zu stark geworden für die alte Fassung,

für das gewohnte Gleichgewicht. Damit begann das Ende der Moderne, von wenigen erkannt. Zunächst zerbrach die Schranke im Innern, sodann die äußere Sicherheit. Legionen fielen unter allen Zeichen, in den Schmieden der neuen Promethiden, in denen der Stahl sich zischend im Blute härtete. Was hatte nicht allein der Menschenflug an Opfern eingefordert, unzählige Millionen — und solcher Kapitel gab es viele in der Geschichte dieser Welt. Doch glänzend wie Weihgeschenke, die man in Zeiten des Zorns zum Lichte hebt, gewannen die Mittel an Geistesmacht. Sie glichen dem Pfeil, der durch die fürchterliche Spannung des Bogens zum fernsten Ziel beflügelt wird. Schon hielten viele es für erreicht.

Hier saßen in ungezwungener Haltung die Offiziere des Prokonsuls, die ihre Sitze im Burgenland besucht hatten. Man unterschied die blonden Sachsen und die dunkleren Franken; von beiden Stämmen hatte Lucius Blut. Noch freier waren die Jäger des Orion in ihrer jovialen Heiterkeit. Sie liebten die bequeme Tracht wie die sehr reichen Leute, die des Luxus müde geworden sind.

Demgegenüber waren die Beamten des Zentralamts angestrengt und zugeschlossen, wie das nach Normen geführte Leben es mit sich bringt. Sie waren zahlreich und leicht zu erkennen — von den hohen Führern bis zu den kleinen Unterhändlern und Ausspähern. Der Unterschied lag weniger in der Qualität als in der Beweglichkeit. Nur selten strahlte ein höheres, reflektierendes Bewußtsein von ihnen aus: dann waren es Mauretanier, die Ämter angenommen hatten; sie machten sich einen Sport daraus. Fast allen war auch der gallige Teint gemeinsam, der nicht nur auf unterirdisch und bis tief in die Nacht betriebene Arbeit hinwies, sondern auch auf den Geist von Gremien, die nicht Gesittung, sondern Gesinnung eint. Doch hier befleißigten sie sich der Muße wie Handwerker an Sonn- und Feiertagen der Fröhlichkeit. Dabei verloren sie, denn ihre Stärke lag darin, in Funktion zu sein.

Was mochte den Mauretaniern die Sicherheit verleihen?

Ihr Stil war weder bürokratisch noch militärisch, doch unverkennbar, wenn man Augen dafür besaß. Drüben der Doktor Mertens, Leibarzt des Landvogts und Leiter des Toxikologischen Instituts auf Castelmarino, war ohne Zweifel Mitglied, und nicht nur in den unteren Rängen, deren Leitspruch »Alles ist verboten« heißt. Er mußte sich den hohen Graden angenähert haben, der anderen Seite, auf der die Dinge neues Licht gewinnen: »Alles ist erlaubt«. Das zeigte sein satrapenhaftes Lächeln, mit dem er sich, fast zelebrierend, mit dem Frühstück beschäftigte. Er war erst spät erschienen und hatte sich durch zwei Flaschen Sprudel vom gestrigen Gelage remontiert. Nun war er nach einem Glase Portwein einem Hummer zugewandt. Man hatte solide Mägen bei der Mauretania; die Optimisten sind gute Frühstücker. Er löste mit geschickten Händen die Glieder des roten Panzers aus den Scharnieren und schien bei diesem Tun selbst einer jener Krustazeen ähnlich, die ihre Beute mit Zangen und Scheren fassen und mit Augen betrachten, die ihr an Stielen zugewendet sind. Er hatte wohl schlimmere Schnitte schon geführt. »Je regarde et je garde« war einer der Sprüche der Mauretanier. Die Freizeit der Herren vom Zentralamt glich dem Leerlauf von Maschinen; sie war im Grunde abgeblendete Monotonie. Bei Typen wie diesem Mertens dagegen nahm die Aktion den Schimmer, die Weihe der Muße an. Die Augenblicke münzten sich verlustlos aus. Man hatte den Eindruck, daß nichts verloren ging wie bei den andern, die immer eine Wolke von Unbehagen, von blinder Leidenschaft, von Melancholie umgab. Sie glichen Eidechsen, die sich auf ihren Klippen gemächlich in der Sonne baden und dann die Beute fassen, mit hoher Sicherheit. Sie teilten ohne Bruch die Existenz. Sie mußten eine besondere Lehre von der Zeit haben. Dazu kam ohne Zweifel eine große Kenntnis des Schmerzes und seiner physischen und geistigen Ökonomie. »Die Welt gehört den Furchtlosen.« Das mußte zu einer Renaissance sehr alter Formen führen, jenseits der Unruhe. Gewisse Zweige der Stoa blühten wie-

der auf. Man lächelte, den anderen unmerklich, wenn man sich traf.

Lucius hatte hin und wieder das Wohlwollen von Mauretaniern erregt. Es schien, daß sich bei der Begegnung mit solchen Geistern der Blick vereinfachte. Man schritt zusammen durch alte Städte voll gotischer, faustischer Winkel, dann durch Quartiere, in denen der Pöbel wimmelte. Jenseits der Wälle und Mauern blieb man an einem Spielfeld stehen. Sogleich begriff man die Regeln der Partie, erkannte die Preise, um die es ging. Man sah das klarer als die Spielenden. Darauf beruhte die Macht der Mauretanier. Sie kannten die Existenz, besaßen einen der Schlüssel zum neuen Leben, zur neuen Welt. Das war der Augenblick, in dem Lucius die Furcht ergriff. Er scheute zurück vor diesem heraldischen Behagen, das kein Mitleid kannte, vor dieser Welt, in der die Schönheit der Frauen ohne Tadel und in der Kunst kein Zwielicht war.

Die Forscher saßen meist an Einzeltischen, verbunden mit den Bibliotheken, Instituten, Museen oder in ihre Aufzeichnungen vertieft. Die Spuren starker, auch nächtlicher Arbeit zeichneten sie. Die ungemeine Ausweitung des Raumes hatte das Feld vergrößert, das wissenschaftlich zu ordnen und zu durchdringen war. Unübersehbar wäre es geworden, wenn man nicht auf geniale Weise die Methodik vereinfacht hätte, die Handhabung des schon Geleisteten. Die enzyklopädische Ordnung war umfassender und auf das feinste abgeteilt. Das neue Denken, wie es sich bereits im Anfang des 20. Jahrhunderts angedeutet hatte, stand in zugleich rationalem und symbolischem Zusammenhang. Hinzu kam, daß die registrierenden und statistischen Unterlagen durch höchst intelligente Maschinen besorgt wurden. In unterirdischen Biblio- und Kartotheken fand eine immense Bienenarbeit statt. Es gab da sehr abstrakte Werkstätten, wie etwa die des Punktamts, das alle geformten Dinge auf ein Koordinatensystem bezog. Den simplen Gedanken hatte ein Mauretanier gefunden; ein Achsenkreuz mit dem blas-

phemischen Spruch »Stat crux dum volvitur orbis« schmückte das Wappenschild. Die Arbeit dort vollzog sich jenseits der Sprache, ja jenseits der Sichtbarkeit. Sie näherte sich der Musik, soweit sie metronomisch erfaßbar ist. Ein Forscher spürte in einem Grabe Transkaukasiens den Henkel einer Vase auf, der ihm zu denken gab. Er sandte die Maße dem Punktamt, das sie durch die Maschinen gehen ließ. Ein Auszug des Archivars benannte die Objekte, deren Umriß sich dem des Fundes mehr oder minder näherte. Das mochten andere Vasen sein, vielleicht auch Muster von Stickereien, von Hieroglyphen oder die Schwingung einer Muschel, die an der Küste von Kreta gefunden wird. Dem beigegeben waren die Belege aus den Katalogen der Museen und aus der Literatur. Das war nur eine der Funktionen des Punktamts; es gab noch andere, bedenklichere auch. Es konnte jeden Punkt des Erdballs orten und damit auch bedrohen. Ununterbrochen häuften sich die Materialien und wurden logisch konzentriert. Und mit dem Wachstum der Archive steigerte sich die Macht. Der Plan beruhte, wie alle Anschläge der Mauretanier, auf ganz einfachen Gedanken, bei besserer Kenntnis der Spielregeln. Im Grunde war es ein Triumph der analytischen Geometrie. Sie kannten die räumliche Voraussetzung der Macht, ihren qualitätslosen Ort. Sie wußten, daß ein Schädelindex gefährlich werden kann, und hielten die Unterlagen dazu bereit.

Sie hatten Waffen für *jede* Theorie und wußten, daß, wo alles erlaubt ist, man auch alles beweisen kann. Allein die Auswahl behielten sie sich vor. Sie protegierten im Punktamt eine Art Heloten, die das Wühlen im Aktenstaub befriedigte, auch weibliche Kräfte von geringer Initiative, doch großer Einfühlung. Mitglieder des Ordens traf man dort selten und nur in unscheinbaren Räumen, die den grauen, wattierten Kammern glichen, aus denen die Spinne ihre Netze überwacht. Lucius entsann sich einer jener Türen, auf der er die Inschrift »Kephaleiosis« gelesen hatte — auf einer Milchglasscheibe, die von innen durchsichtig war. Das

war dem Eingeweihten das Sinnbild der Statistik, die nach innen Wissen, nach außen Macht verkörperte. Lucius liebte die Besuche im Punktamt, die er zuweilen im Auftrag des Prokonsuls unternahm. Es herrschte da eine Stimmung wie im Inneren von Kammern, deren Wände mit Hieroglyphen gemustert sind. Wenige Zeichen mochten der Mannigfaltigkeit der Welt zugrundeliegen für jenen, der der kaleidoskopischen Täuschung nicht unterlag. Sie wiederholten sich in der Umdrehung, und wer sie kannte, hatte die Schlüssel in der Hand.

Bei diesem Stand der Dinge war es begreiflich, daß sowohl der Landvogt wie der Prokonsul im Punktamt ein Mittel sahen, durch das sie ihre Rüstung gern verstärkt hätten. Doch war der Zugriff schwierig, gerade wegen der genialen Übersicht, die waltete. Die Wirkung beruhte auf einem kleinen Index, der gut gesichert war und dessen Vernichtung die ungeheuren Schätze des Archivs in tote Last verwandeln würde, in leeren Wust. Das war ein Mauretanierzug: die reine Ausfällung geistiger Macht, die grober Waffen spottet und auf sie nicht angewiesen ist.

Die beiden Schützen vom Orion hatten inzwischen die Unterhaltung fortgesetzt. Wie oft bei solchen Jagdgesprächen ließ sich schwer entscheiden, wo das Latein begann.

»Man möchte eher meinen, daß es sich um Wolken handelt, um blasse Nebel von großer Ausdehnung. Im Angriff verdichten sie sich wie Medusen und nehmen herrliche Farben an. Sie schießen meteorisch auf ihre Beute zu.«

»Da sind die schwersten Waffen weidgerecht.«

»Und auch nur wirksam, wenn der Zündpunkt im Zentrum liegt.«

Auch von den Nachbartischen drangen Fetzen von Gesprächen an Lucius' Ohr. Die Stimmen wurden lärmender.

»Er sieht die Technik als eine Art des Traumes an — das könnte höchstens jenseits der Hesperiden gültig sein.«

»Kennt auch die Punkte, an denen sie magisch korrespon-

diert. Die Apparate werden dann ganz einfach und nehmen den Charakter von Talismanen an.«

»So wie die Flügel überflüssig werden, wenn ihr Schwung die absolute Geschwindigkeit erreicht.«

»Etwa im Sturz.«

»Die Formeln wandeln sich dann zu Zaubersprüchen um.«

Dann wieder entfernter:

»Die Macht hat sich dort parzelliert. Sie haftet am Boden, so daß im kleinsten Gärtchen der Eigentümer unumschränkte Gewalt besitzt. Das Recht verbindet nur auf Wegen, auf Strömen, auf öffentlichem Grund.«

»Gibt es denn eine relative Haftung — etwa derart, daß man für einen Mord auf eigenem Boden draußen ergriffen werden kann?«

»Nein, denn das Eigentum ist nicht Refugium sacrum, sondern sacrum schlechthin.«

»Wenn jemand aber nach außen wirkte — etwa durch Wurf oder Schuß?«

»Dann würde das auch Repressalien von außen nach sich ziehen. Übrigens bleibt das alles theoretisch, da die Gesittung auf hoher Stufe steht. Es ist mehr die Idee der Freiheit . . .«

Dann wieder, näher:

»Wenn der Regent die Mittel sekretiert, so doch nicht deshalb, weil er sie sich vorbehalten will. Da schätzen Sie ihn zu gering. Wer kosmische Gluten konzentrieren kann, verachtet die uranische Gewalt.«

»Man sagt, daß er die Reflektoren in Gruppen schweben läßt?«

»Vermutlich, weil er sie den Teleskopen entziehen will.«

»Das wäre kein Einwand. Selbst größte Flächen lassen sich vor dem Einblick sichern, wenn man sie quer zu den Meridianen stellt. Auch spielt die Entfernung ja keine Rolle, er nähert sich in den kosmischen Schatten auf Brennweite.«

»Damit entfiele die Möglichkeit der Warnung, der Demonstration. Er liebt die Waffen, die wirken, wenn man sie nur zeigt.«

Jetzt schaltete sich eine hohe und angestrengte Stimme ein. Sie war ihm aus Vorträgen vertraut als die des Germanisten Fernkorn, den er auch zuweilen um Prüfung von Handschriften bat. Die Haltung des Gelehrten war gebeugt und das Gesicht höchst übermüdet, doch angespannt. Man sagte, daß er mit vier Stunden Schlaf zufrieden sei. Das zugleich Feine und Schwächlich-Vertrackte seiner Kombinationen sprach aus jedem Satz. Er galt als genialer Einfühler. Die Frauen wogen in seinem Auditorium vor.

»... Zum Abendessen Porridge, das Weißbrot leicht anrösten. Dann ein Glas Malaga. Angelika soll meine Tropfen auf den Tisch stellen. Ich fahre fort in der Geschichte des frühen Automatismus, klinischer Teil. Legen Sie mir den Abschnitt Brontë zurecht, nebst den Auszügen von Antonio Peri über das Opium. Über Kleist brauche ich noch folgende Angaben ...«

»Nein, vom Zentralarchiv, durch Phonophor.«

»Erstens: Im Frühjahr 1945 fanden in der Gegend des Wannsees Selbstmorde in großer Anzahl statt. Wie sind sie gelagert, auf dem Kataster, mit Kleistens Grab im Mittelpunkt? Ich denke dabei etwa an eine Krankheit, einen Ausschlag, von dem ein Punkt besonders früh erscheint.

Zweitens: Zur Selbstmordstatistik. Kopf- und Herzschüsse. Ich möchte die Bedingungen erfahren, unter denen man die Waffe auf den Kopf richtet.

Drittens: Zum Grabgefolge. Kleist zunächst Lehnsmann, dann Rivale Napoleons. Was Henriette Vogel ...«

Andere Stimmen übertönten ihn. Doch wie man oft die leisen eindringlicher vernimmt, fing Lucius jetzt die Unterhaltung auf, die hinter dem Pfeiler, an dem er lehnte, sich entspann. Sie deutete auf zwei ganz junge Menschen hin.

»Ja, es gibt Wimpernschläge, gibt Sekunden, in denen der Funke überspringt. Ihn hatte ich bei Sylvia gesehen. Ich schritt die Treppe, an der die Bilder hängen, hinunter und stieß dort auf meine Schwester Evelyn. Sie lachte, als ich vorüberging. Ich hielt sie an und flüsterte ihr zu:

›Ich gehe jetzt in den Garten. Wie schön, wenn ich dort Sylvia begegnete.‹

Sie schlug mich mit dem Fächer:

›Ich will es dem Weihnachtsmann bestellen, François.‹

Dann ging sie in den Saal zurück.

Im Garten war es heiß, und der Schirokko wehte von den Inseln her. Ich fühlte, daß mir der Wein zu Kopf gestiegen war. Ich riß die Tunika herunter und lehnte mich in einen Oleanderbusch zurück. Das Laub war köstlich kühl. Dann öffnete sich die Pforte mit leisem Klirren, und Sylvia erschien. Ihr Reifrock schimmerte; die Lilien streiften seinen Saum. Sie hielt ihn behutsam mit beiden Händen, indem sie durch die Beete schritt. Ich blieb ganz still und ohne Regung und ließ mich von ihr finden wie eine Statue, die im Dunkel glüht. Sie ...«

Lucius beugte sich um die Säule, um den Sprecher zu erspähen — es war der junge Beaumanoir, der aus dem Burgenland zur Kriegsschule zurückkehrte. Er tauschte mit einem Kameraden Urlaubserinnerungen aus.

Der andere lachte.

»Das sieht dir ähnlich, François. Doux et dur!«

Die Ambianzzerstäuber an den Säulen sprühten im Gewirr. Die kleinen Apparate auf den Tischen verstärkten ihre Ausstrahlung. Der Saal glich einem großen Gehirn mit Folgen von Selbstgesprächen, Figuren, Erinnerungen, Kombinationen, wie sie der Traum verknüpft. Das leise Schwanken des Schiffes wiegte den Willen ein. Es nahm den Gedanken die Ecken und Schärfen und rundete sie bildhaft ab. Das Müßige, das Luxuriöse, das Spielerische an ihnen trat hervor. Auch herrschte auf dem »Blauen Aviso« ja Burgfreiheit. Selbst Scholwin, der parsische Bankier und finanzielle Berater des Prokonsuls, der eigentlich immer in Geschäften webte, rühmte den Aufenthalt als angenehm, »weil das Gehirn hier gratis weiterlief«.

Daß diesen Fahrten ein Bedürfnis an sich zugrundelag, ließ sich schon daraus schließen, daß man sich des Schiffes

bediente als eines Mittels von altertümlicher Bequemlichkeit. Die Geister, die in der Aktion verloren waren, mochte zuweilen der Wunsch ergreifen, das Muster, an dem sie webten, nicht in den Fäden, sondern im Bild zu sehen. Zuschauer sein ist einer der alten, großen Wünsche des Menschen — jenseits der Händel stehend an ihrem Bilde sich zu freuen. Die Stimmung wurde am Schluß der Seefahrt besonders deutlich, besonders einend, wie beim letzten Rundgang im Foyer, den dann die Klingel unterbricht.

Am anderen Pfeiler des Eingangs mit der Inschrift »Ici on ne se respecte pas« stand Messer Grande; Lucius nahm ihn, ohne seine träumerische Haltung aufzugeben, aus der Schräge wahr. Wenn jemand der allgemeinen Urbanität, die auf dem »Blauen Aviso« herrschte, nicht unterlag, so war es Messer Grande, der sich rühmte, ununterbrochen im Dienst zu sein.

Lucius fühlte, daß Messer Grande ihn und die beiden Jäger bösartig musterte. Die Augen dieses Mannes waren unruhig, im Weißen gelblich, während die Farbe des Gesichtes ins Olivene stach. Auch waren die Züge immer in Bewegung, er kaute auf den Lippen, und die Muskeln zuckten, als ob kleine Spiralen sich in ihnen aufrollten. Man sagte, daß er, wenn er sich im Garten des Zentralamts von den Sitzungen erholte, mit einer Gerte den Blumen die Köpfe herunterschlug.

Ohne den Kopf zu wenden, griff Lucius nach dem Sprecher und wählte eine der festen Verbindungen. Es meldete sich eine Marmorstimme:

»Prokonsul, Vorzimmer.«

Der Chef hielt darauf, daß alles, was vom Palast kam, ganz ohne Fuge war.

»Hier »Blauer Aviso«, Kommandant de Geer. Theresa, wollen Sie mich für den Nachmittag vormerken?«

»Schön, daß Sie kommen, Kommandant. Der Chef hat Sie vermißt. Sie nehmen am Essen teil?«

»Nein, danke, Theresa, ich will mich nicht umziehen. Donna Emilia bringt mir eine Kleinigkeit herauf. Sie soll auch Alamut zurückholen. Ich schließe — bis nachher.«

Er ging nach draußen, ohne sich umzusehen. Schon hatte ihn Verstimmung über das Gespräch ergriffen, als ob er einem Zwang erlegen wäre; auch schien es ihm, daß seine Stimme nicht frei genug gewesen sei.

»So spricht man die à parts auf Vorstadtbühnen, den Monolog in einem schlechten Stück. Ein Geist wie Messer Grande hört unter dem Libretto die Melodie.«

Lucius ärgerte weniger die Blöße, als daß er sie fühlte: indem man sie wahrnahm, erkannte man die Aura des Schreckens, die den Inquisitor umwebte, und damit den Anspruch an. Die Niederlage begann mit dem Verlust der Unbefangenheit.

Der Himmel strahlte in wolkenlosem Blau. Die Sonne hatte sich schon hoch erhoben, doch war die Luft noch frisch. Die goldenen Beschläge des »Blauen Aviso« glänzten, sein Bord lag niedrig auf der Flut. Der Kessel blitzte wie eine hohe Kupferflasche, deren Hals ein gasiger Dunst entwich. Die Mannschaft hatte ihn über Nacht der Landung wegen auf das sorgsamste geputzt. Lucius entsann sich bei seinem Anblick immer der Dampfmaschinen, mit denen er in der Weihnachtszeit gespielt hatte. Das war auch die Absicht, die dem Stil zugrundelag. Man war der hohen Geschwindigkeiten überdrüssig geworden und ihres Schliffes an der Form. Das Haifischartige trat allzu nackt hervor. Auch rief es immer Erinnerungen an fürchterliche Dinge wach. Dagegen hatte man in den frühen Maschinen einen neuen Reiz entdeckt und wiederholte sie auf spielerische Art. Damit verband sich auch der Eindruck, als verfüge man über unbegrenzte Zeit. Die Mode hatte sich dieser Stimmung angepaßt. Zwischen den Werkgewändern der Massen, die zur Arbeit drängten, tauchten Kostüme im Schnitt und Stoff des bürgerlichen Jahrhunderts auf, in Taft und Seide, geblümt und buntgestreift wie Schmetterlinge, die ein später Sonnen-

strahl entwickelte. Man folgte bei den Modisten dem Ablauf der alten Muster, die man stilisierte, und war jetzt bei jenen Tagen der guten alten Zeit, in denen Fieschi auf Louis Philippe schoß.

Das Schiff lief kleine Fahrt, da es sich den Inseln näherte. Es folgte schon den Impulsen des Lotsenamtes von Heliopolis. Der Kapitän stand auf der Brücke wie eine Puppe auf einem Puppenschiff. Sein blauer Frack mit goldenen Knöpfen und sein Zylinder verstärkten den Eindruck noch. Lucius hatte den kleinen Auftritt am Bug bestiegen und neigte sich auf die Flut. Der Golf war reich an Meerestieren, und in den stillen Wassern zwischen den Inseln stiegen sie aus der Tiefe auf.

Noch strebten, trotz der Nähe der Klippen, Schwärme fliegender Fische der Oberfläche zu. Lucius sah in der Tiefe die marmorierten Schatten, die dem Schiff auswichen. Die Tiere wurden im Licht perlmuttrig und schossen wie Raketen in die Luft. Das fremde Element ließ sie erstarren; die Flossen spannten sich mit trockenem Schauder, mit dem Schwirren hörnerner Bogen aus. Sie glänzten opalen, gerippt von starken Gräten, die ihren Saum durchbrachen wie Fischbeinstangen die Seide eines andalusischen Korsetts. Von jeder dieser Zacken perlten noch Tropfen auf die Flut. Ein leichter Aufwind blähte die Drachenflügel; die Rücken blitzten im Schmelz des Pfauenhalses auf. Der Blick erfaßte den feinen Schnitt der Schuppen und den Schliff der Augen, die ein breiter grüngoldener Rand umschloß. Die Tiere schwebten, bis sich die Flugbahn senkte, dann schlossen sie die Schwingen und schlugen spritzend in die Flut. Stets scheuchte der Schatten des Schiffes neue Schwärme auf wie Strahlen eines Fächers, der sich öffnete. Sturmvögel überhöhten ihn. Zuweilen stießen sie herab und schlugen die roten Fänge in einen der blauen Flieger ein.

Wie war die kurze Bahn im Licht so mannigfach bedroht! Gefräßige Räuber überwachten sie im Schwingenfluge; Boniten und Doraden lauerten ihr in der Tiefe auf. Doch hoben

sich stets neue Scharen aus ihr empor. Die Schatten der Vernichtung steigerten die Lust.

Dann wurden die Flüge spärlich, und helle Klippen tauchten aus dem Meer. Auf seinem Spiegel schwammen jetzt die Portugiesischen Galeeren mit ihren Glocken, die wie getriebenes Silber schimmerten. Der Himmel spiegelte sich in ihrem Glanz. Die langen Behänge kräuselten sich tief hinab. Sie brannten purpurn aus dem blauen Grunde, die Augen sengend, als wäre ihr Nesselstoff der Strahlung zugesetzt.

Lucius beugte sich tief hinab. Auch andere Medusen stiegen auf. In zarten Schwüngen entspannten sie die Schirme und zogen sie wieder an. Symmetrisch leuchteten ihre Muster, wie Quarzfluß im Kristall. Die Farben wurden inniger und wurden blasser im Takt, in dem die Scheibe sich wölbte und ermattete. Wie Nebelschweife, wie Tänzerinnenschleier zogen sie die Tentakeln nach. In diesem Rhythmus pulst das Herz im Lebenswasser, schärft sich der Stern der Augen in der Lichtflut, umarmen sich die Geschlechter im Ozean der Lust. Die Wogen haben uns geformt. Lucius neigte sich tiefer — in solchen Augenblicken meinte er, den Herzschlag des Universums zu vernehmen, das Ebben und Fluten des großen Atems, der uns erhält. Er fühlte, wie sich sein Blick verschleierte. Die Tränen schossen ihm empor.

Das Schiff fuhr nun ganz langsam, es streifte beinahe die Klippen des Kastells. Der weiße Fels war bis zum Grunde sichtbar; das Wasser über seinen Bänken färbte sich mit sonnigen Reflexen wie ein in Gold gefaßter Aquamarin. Der Absturz war blendend und reich gemustert von der Fülle der Wesen, die ihn besiedelten. Fühlfäden von Polypen, Taster, Saugarme, Stacheln, Zangen, Scheren, Liebesorgane blühten wie ein Rasen, der leise schwankte mit den Hebungen der Flut. Zuweilen flammte ein roter Seestern auf. Ein Gitter von Korallenzweigen gab den Blick in eine Grotte frei. In ihrem Dämmer schwebte eine Herde von Kalmaren; die blassen Leiber stäubten, als sie der Schatten des Schiffes schreckte, purpurwolkig auf. Auch ahnte das Auge Wesen, die kristall-

klar mit der Flut verschmolzen, wenn nicht ein Spiel von Feuerfünkchen sie verriet. Ihr Eindruck war geistig — als wären sie Ideen im Plan der Schöpfung, doch nicht mit Stoff belehnt. Was blieb denn auch, wenn eine leichte Welle sie auf den Strandsaum hob? Ein Silberhäutchen, ein Nichts aus trockenem Schaum, das dennoch Träger so großer Wunder gewesen war.

Das mochte eine Form sein, in der das Leben noch erträglich war — Lucius hatte oft daran gedacht: auf einer Insel in warmen Meeren, mit einer Hütte und einem kleinen Boot. Dort müßte man als geistiger Fischer leben, das Netz auswerfend in die Schatzgründe der See. Gott gab die Rätsel auf; in unerhörter Fülle bargen sie die roten Riffe, die Meeresgärten, der kristallene Grund. Man würde keines von ihnen lösen und doch zufrieden sein. Wer kennt denn die Bedeutung auch nur der kleinsten Hieroglyphe auf einer Muschel, einem Schneckenhaus? Doch würde man glücklich sein. Man ahnte von ferne die Maße, auf die die Welt gegründet ist, man hörte die Brandungstakte, die Klänge der Melodie. So mochte das Leben still verfließen, gleich dem der frühen Eremiten, in einer schilfgedeckten Hütte, fernab von aller eitlen Wissenschaft. Man würde vielleicht im Lauf der Jahre, der Jahrzehnte lernen, die Hand, den Odem des Schöpfers zu verehren im Geschöpf. So mochte man sich stärken für jenen Augenblick, in dem es aus der lehmgefügten Hütte herauszutreten galt, um anzuklopfen am unvergänglichen Palast.

Die Enge von Castelmarino durfte nur durch Kriegs- und Staatsschiffe befahren werden; sie wurde von der Höhe der Felsenküste scharf bewacht. Die Insel trug den gleichen Namen; sie führte ihn nach dem Casteletto, das dort seit alten Zeiten stand. Es ruhte auf Zyklopenmauern; seine Erbauer waren unbekannt. Sie mochten die Feste von Anbeginn als Zwingburg für den Golf und für die Städte, die seine Küste säumten, errichtet haben — vor allem für Helio-

polis. Sie hatte dann mit den Dynastien die Besitzer gewechselt, war auch in Zeiten der Anarchie wohl hin und wieder in die Hand von Seeräubern gefallen, die sich dort von ihren Zügen erholten und die Beute sicherten. Seit langem dienten Schloß und Insel nun als Gefängnisort. Wie es auf Erden Stätten gibt, an denen seit uralten Zeiten sich Heiligtümer folgen, so ist es auch mit Plätzen der Gewalt. Auf ihnen scheint ein Fluch zu liegen, der stets neue Opfer an sich zieht. Sie folgen sich durch die Ebben und Fluten der Geschichte, ob man sie im Auftrag von Tyrannen oder im Namen der Freiheit zu den Stätten des Schreckens führt, an denen man stets ihr Murmeln vernehmen wird als Litanei, die nie verstummt. Zahllose schmachten zu jeder Stunde in den Kerkern dieser Welt.

Selbst jetzt, im hellen Licht, erweckte das Meerschloß den Eindruck des üblen Ortes, des Sitzes der Gewalt. Das Schiff glitt langsam an ihm vorbei. Der Bau war im Quadrat um einen Innenhof geführt. Vier starke Türme flankierten ihn. Ein fünfter sprang halbkreisförmig aus der dem Meere zugewandten Front. Er trug das große, mit Stacheln bewehrte Schloßtor und die Zugbrücke. Schießscharten, die umgekehrten Schlüssellöchern glichen, durchschnitten das starke Werk. In ungezählten Jahren waren die Mauern ausgewittert und ihre Formen abgeschliffen, so daß die Türme wie Tropfsteinkegel aufragten. Dort, wo die Salzluft an den Fenstergittern gefressen hatte, brannten lange rostrote Bärte im Gestein. Das Eiland trug kaum Bäume, nur dunkle Zypressen hatten in seinen Schrunden Fuß gefaßt.

Vor der Seefront des Schlosses war ein halbrunder Vorhof angelegt. Die Brüstung, die ihn umfaßte, mochte vor Zeiten Statuen getragen haben, doch standen seit langem die Sockel leer. Auch war der Wappenschmuck zerschlagen; die Feste hatte manchen Bildersturm erlebt. Nun trug sie kaum noch Zeichen außer der roten Fahne mit der Panzerfaust auf einem ihrer Türme — nichts schien zurückgeblieben als die abstrakte, mechanische Gewalt.

Der Vorhof senkte sich treppenförmig in die Flut. Die flachen Stufen waren unter ihrer Marke von dunklem Seetang eingehüllt. Dort ragten Gruppen von roten Pfählen für die Boote auf. Die Passagiere waren an Deck erschienen und blickten auf den Landungsplatz. Das Schiff glitt still an ihm vorüber wie an der Auffahrt zu einem bösen Schauspielhaus.

Ein Leichnam lag auf der Treppe ausgestreckt. Es war ein Greis mit langem weißem Bart, bekleidet mit einer blauen Leinenhose und einem Kittel von gleichem Stoff, der an der Brust geöffnet war. Der Tote schien zum Himmel aufzublicken, die nackten Füße tauchten in die Flut. Beim Nahen des Schiffes strichen Seevögel von ihm ab. Gleich roten Schatten huschte ein Schwarm von Krabben dem Wasser zu.

Die Reisenden fuhren schweigend an diesem Bild vorbei. Man sah, daß sie der Anblick tief beschäftigte, doch wechselten sie kein Wort. Man war bereits im Bannkreis von Heliopolis. Lucius stand noch auf dem Auftritt; er sah die Gruppe im Profil. Im Schmuck der bunten, mit Tressen bordierten und besternten Uniformen, in den Staatsröcken mit den Zeichen und Bändern der großen Bünde, in den bequemen Reise- und Jagdkostümen repräsentierte sie sich als Gremium von konzentrierter Macht. Zwar war man geschieden und stellte einander nach — doch nur auf Grund der Fülle und des Übermutes, der sich aus ihr ergibt, wie in den asiatischen Palästen die Königssöhne einander feindlich sind. Hier aber, im Angesicht des armen Wichtes, rückte man zusammen — es wurde deutlich, daß man ihm gegenüber einig war.

Doch hatte Lucius zugleich den Eindruck, als sei der stille Tote dort auf seinem Bett aus Steinen ungeheuer stark. Zwar nahm man ihn, nach dessen Leber die Vögel mit dem Schnabel suchten und dessen Glieder dem Ungeziefer ausgeliefert waren, mit Ekel wahr, doch war er zugleich der stolzen Gesellschaft unendlich überlegen, und Fürchterliches ging von ihm aus. Von diesem Fürchterlichen suchte Messer Grande zu profitieren, obwohl auch er ihm unterlegen war.

Es herrschte kein Seegang, und so war der Tote kaum angeschwemmt. Sonst hätten die im Kastell und in den Klippen verborgenen Wächter ihn gewiß erspäht. Man hatte ihn also mit Absicht ausgelegt, als Köder für die Furcht. Es war zwar die Meinung Messer Grandes, der für den Landvogt die Polizei versah, daß das Geheimnis sein Geschäft begünstige. »Nacht, Nebel und stille Waffen« war eines der Kennworte. Wenn er im »Sofa« mit den Getreuen zechte und die Gewalt des Weines ihn überkam, begann sein Auge festlich aufzuglänzen: »Kinder — wenn es Nacht wird, bin ich König!« ... Das leitete die Orgie ein.

Dort, wo die Furcht war, fühlte er sich gegenwärtig, und wo man flüsterte und raunte, hörte er als Dritter mit. Aus diesem Grunde liebte er das schreckliche Gerücht und hielt es für wirksamer als sichtbare Gewalt. Man hatte in der Tat von ihm Verfolgte erleichtert aufatmen sehen, wenn seine Schergen sie verhafteten. Doch scheute er nicht die Offenkundigkeit des Schreckens, wo sie ihm nützlich schien. »Schweigen ist Gold«, pflegte er zu sagen, »doch muß man die Deckung nachzuweisen imstande sein.« So war es wohl kein Zufall, daß der »Blaue Aviso«, auf dem er manchen seiner Gegner wußte, an diesem Toten vorüberfuhr, der dort als Muster zahlloser Opfer vor dem Kerkerschlosse lag. Und auch den Eifer und die Ergebenheit der Freunde mochte der Anblick anspornen. Man stand vor wichtigen Ereignissen.

Das Seeschloß diente dem Landvogt als Umschlagsort für die Gefangenen, deren Schicksal bereits entschieden war. Wer an dem öden Vorhof landete, der hatte schon in dem Kerker geschmachtet, der dem Zentralamt angegliedert war. Es war von schlechter Vorbedeutung, wenn der Weg von dort bergabwärts zum Hafen ging. Nur wenige blieben auf dem Casteletto, als einem besonders festen Ort. Sie saßen in den Türmen oder in den Oublietten, die die Flut bewässerte. Auch wurden wichtige Gefangene im Mittelturm gehalten, der prächtig eingerichtet war. Die meisten jedoch harrten kürzer oder länger der Ordre, durch die über sie verfügt

wurde. Es waren kleine, dunkle Sätze, die ihre Akten abschlossen. Die einen wurden zu Formen der Arbeit deportiert, die schnell zerstören, vor allem unter Tage, die anderen an Orte geschleppt, von denen man nicht wiederkehrt. Man munkelte da böse Dinge. So sollte es im Inneren der Insel, in einer Schlucht, die sich Malpasso nannte, ein Gebäude geben, in dem man die Leute vergiftete: das »Toxikologische Institut«, das Doktor Mertens leitete. Es hieß, daß Messer Grande dort häufig weile; er hatte eine Vorliebe für diese Wissenschaft, wie für den Fortschritt überhaupt.

Der Leichnam entschwand den Blicken; die Starre löste sich. Um Messer Grande hatte sich ein Kreis gebildet; Beamte des Zentralamts, auch Techniker umringten ihn. Das Flimmern seiner Züge hatte sie beruhigt. Er nickte dem Doktor Mertens zu und schaute wohlgefällig auf die Insel hin. Er lobte das Wetter und ließ sich beipflichten. Er sog die Brise mit den Nüstern ein.

Die übrige Gesellschaft stand von ihm entfernt. Die Händler und Bankiers, wie Scholwin, waren unter Deck verschwunden; sie hatten sich lautlos, wie durch Verdunstung, aufgelöst. Die Mauretanier blickten lässig und fast gelangweilt auf die Klippen hin. Sie zeigten die Ruhe, die die Katze annimmt, wenn eine Maus im Zimmer ist. Der Eingeweihte mochte indessen eine ihrer Gesten erraten haben, zu denen sie sich erzogen wie zu einem künstlichen Instinkt. Sie hatten träumerisch und flüchtig den linken Rockaufschlag berührt, als hätten sie dort ein Ordensband gesucht. Dies war die Stelle, an der im Futter ein Gift verborgen war, zu dessen Gebrauch sie erst seit kurzem übergegangen waren und um dessen Geheimnis Messer Grande sie beneidete. Es hieß, daß Doktor Mertens es in seinem Institut entwickelt habe, doch nicht in seiner Eigenschaft als Chefarzt, sondern als freier Forscher der Mauretania. Es fehlte ihm ja an Patienten nicht. Bis dahin hatten sie einen Stoff verwendet, der wie ein Blitzschlag fällte — der Schierlingsauszug dagegen nahm erst den Schmerz, dann das Bewußtsein fort.

Man hatte also noch eine Weile, in der man Stellung nehmen, Ideen entwickeln, mitteilen und verfügen konnte und doch schon unangreifbar war. Sie wollten im Fürchterlichen nicht nur die Würde wahren, sondern auch die Übersicht.

Man rückte zusammen dem Toten gegenüber, doch zeichneten sich Gruppen ab. Die Offiziere und Beamten des Prokonsuls verhehlten ihre Verstimmung kaum. Erzogen in einer Sphäre klarer, legaler, sichtbarer Macht, beunruhigte sie das Heimliche, Zweideutige, das den Operationen des Landvogts eigentümlich war. Die Untat verwirrte sie. Auch fühlten sie, daß das den Sinn der Uniform veränderte. Das wußte natürlich auch Messer Grande, und er suchte den Vorgang zu fördern, indem er die Schandtat zur Öffentlichkeit erhob. Es sollte keiner von diesen feinen Herren sich den Anschein geben können, als übersähe er sie nur. Und auf der anderen Seite steckte er Verbrecher in Uniform und ließ sie feiern als jene, die die Feinde des Volkes, ja des Vaterlandes beseitigten. In dieser Lage befanden sich die alten Offiziere wie bei einem Gastmahl, das in den Formen der besten Gesellschaft begonnen hat, obwohl es unter den Gästen einige von dunkler Herkunft gibt. Nach aufgehobener Tafel ziehen diese allmählich Freunde in den Saal. Noch sucht man die Ungehörigkeit zu übersehen, für Scherz zu nehmen oder auch zu rügen und weiß doch schon im Innern, daß nur Gewalt den Platz behaupten wird. Und ach, schon wird es ungewiß, ob man es dazu kommen lassen soll, ja ob man noch im Besitz des Hausrechts ist. Noch will man auf das Silber achten, noch wird darum gestritten, ob man vorm Nachtisch rauchen darf — da tritt ein Kerl mit einem abgeschnittenen Kopf herein. Nun weiß man, was die Stunde geschlagen hat. Der Streit verstummt. Man trennt sich schweigend und mit Gedanken, wie man einander ermorden kann. Doch laufen die Geschäfte fort.

Die Dinge waren inzwischen dahin gediehen, daß der Landvogt politisch bereits die Macht errungen hatte, die real noch beim Prokonsul lag. Insofern war dieser fähig, an jedem

Punkt, an dem es ihm beliebte, Ordnung zu schaffen — doch eben nur an Punkten, während im großen die Ordnung immer mehr entschwand. Entsprechend fühlten seine Offiziere sich nur in ihren begrenzten Räumen wohl — in ihren Stabsquartieren, festen Orten und Inseln, die prokonsularisch waren — sie lebten dort unter sich. Im Grunde harrten sie auf den Krieg, von dem sie hofften, er werde die Demagogen in ihre Hand bringen. Der Landvogt seinerseits trieb auch dem Kriege zu, von dem er Steigerung der Unordnung und weitere Atomisierung erwartete. Das war die bessere Prognose: von diesem Ausgang waren auch der Prokonsul mit einem Teil des Stabes und manche der großen Bünde, wie der Orion, überzeugt. Sie suchten daher das Heer derart zu führen, daß es im Bürgerkrieg, nicht aber jenseits der Grenzen zum Schlagen kam. Das setzte freilich Abstimmung mit den Mächten außerhalb voraus — vor allem mit Dom Pedro, dem Präsidenten von Asturien. In dieser Verhandlung war Lucius unterwegs gewesen; man hatte seine Reise als Urlaub ins Burgenland getarnt.

Die Forscher endlich, wie Fernkorn, der Bergrat und Orelli, zeigten ihre Empörung noch offener. Was bei der Kriegerkaste die Makellosigkeit der Waffen, das war bei ihnen die freie Forschung, die keinen anderen Gesetzen folgen sollte als jenen, die der Lichtstrahl an den Objekten zeigt. Dagegen suchte der Landvogt die Gelehrten zu Angestellten, zu Technikern, ja selbst zu Fälschern herabzudrücken, und täglich trübte der Wille ihre Arbeit mehr. Schon gab es auf den Universitäten Geister, die den Vorrang der Macht nicht allein anerkannten, sondern scharfsinnig an seiner logischen Begründung arbeiteten. Man mußte dazu freilich sagen, daß auch die Wissenschaft von sich aus an Rang verloren hatte; die Schwächung war eben allgemein.

Man hatte vor diesem Leichnam wieder gesehen, wie stark der Gegner war, wie sehr er schon Feld gewonnen hatte in der eigenen Brust. Sie waren bei seinem Anblick alle zu-

sammengerückt, und Lucius konnte sich nicht ausnehmen. Längst waren die Zeiten vorüber, in denen alle oder doch die meisten sich offen auf die Seite dessen stellten, an dem die Untat begangen war. Nun mußte man sich sichtbar machen als Einzelner.

Der »Blaue Aviso« näherte sich jetzt mit voller Kraft der Mündung der Enge von Castelmarino in den Golf von Heliopolis. Die Klippen lagen hinter ihm, und backbords tauchte ein grauer Wachtturm auf, wie man sie in den Seeräuberzeiten zahlreich an diesen Küsten errichtete, teils zur Beobachtung des Meeres, teils als Plattformen für die nächtlichen Wachtfeuer. Dort hatte jetzt der Prokonsul eine kleine Abteilung zur Überwachung von Castelmarino stationiert. Zuweilen kam es vor, daß er Gefangene reklamierte; er wollte daher über die Belegung unterrichtet sein.

Der Wachtturm erhob sich auf einem Vorsprung von Vinho del Mar, der Insel, die zusammen mit Castelmarino die Enge bildete. Doch fehlten auf Vinho del Mar die Klippen; ein heller Dünengürtel grenzte das Eiland vom Meere ab. Im Innern brannte die Sonne auf flache Hügel aus grauem Löß. Seitdem man Trauben zog, war diese Erde als bester Weinberggrund bekannt. Ein Stamm von Winzern wohnte hier in kleinen Häusern mit tiefer Kellerung. Sie waren erfahren in der Zucht der Rebe; die Arbeit im Weinberg war ihre Lust. Sie kannten die Wandlungen des Weines vom Leben im Sonnenlicht zum Heimgang in den Kellern und dann die Auferstehung, zu der sein Geist mit dem des Zechers sich vermählt. Sie zogen einen goldfarbenen Wein von herrlichem Aroma, der seine höchste Reife im fünften Jahre zeitigte. Die Kenner rühmten, daß er die Lust Apollons durch jene des Dionysos vertiefe: Lichtkraft und Dunkelheit im Rausch. So führt im Wettstreit der Lenker stehend das dunkle Viergespann.

Es gab noch eine zweite Sorte, den Vecchio, der nur an einem Hange der Insel wuchs. Er wurde gewonnen aus einer

rötelnden Traube, die man am Stocke schrumpfen ließ. Das war ein Wein, der mit dem Alter an Köstlichkeit gewann. Er leuchtete im Glase bernsteinfarbig; wenn man ihn eingoß, füllte sich der Raum mit Duft. Es wurde mit ihm nicht gezecht. Er war den großen Begegnungen und Wenden vorbehalten, die das Leben bringt. Er wurde aus *einem* Kelche dem jungen Paar auf der Schwelle zum Brautgemach kredenzt. Man brachte ihn Fürsten dar und trank ihn in den Feierstunden; er wurde Sterbenden gereicht.

Am Südrand der Insel hatten in glücklicheren Zeiten reiche Heliopolitaner eine Reihe von Villen im Landhausstil erbaut, um sich mit Muße am Gang des Weinjahres zu beteiligen. Sie luden dorthin ihre Freunde zu Hirten- und Winzerfesten und auch zum Fischfang, wenn der Thun in Schwärmen durch die Enge von Castelmarino zog. Seitdem der Landvogt sich auf der Nachbarinsel eingerichtet hatte, war diese Heiterkeit verstummt. Die Villen waren verödet, die Mauern und Weinlauben verfallen, und um die Statuen in den Gärten grünte der Efeu auf. Am heißen Mittag sonnten sich die Nattern auf den Mosaiken, und um die Dämmerung schwebte aus den runden Giebelfenstern lautlos die Eule in den Park. In Häusern, die dem Turm benachbart waren, hatten sich die Wächter eingenistet und seit langem das Holz der Treppen und der Flure im Kamin verheizt. Die Fresken waren von Rauch geschwärzt. Wo früher bekränzte Zecher sich versammelt hatten, ertönten jetzt Zutrunk und Scherze, wie man sie an Lagerfeuern liebt.

Doch immer reifte noch die Traube in solcher Fülle, daß sich ihr Blut, die Beere schlitzend, im Mittagslicht verschwendete. Noch suchten die Städter in dunklen Gondeln und geschmückten Booten die Insel auf. Sie fühlten, daß der Überfluß, sei es durch Haß, sei es durch innere Armut, schwand. Sie lebten traurig, trotz den ungeheuren Räumen, die sie verwalteten; der Reichtum schmolz in ihrer Hand. Die Götter hatten sich von ihnen abgewandt. Da war es ihnen, als ob im Wein die goldenen Zeiten schlummerten.

Wie Wogen brachte er den Überfluß zurück. Im Becher fanden sie die Einheit; das Trennende verschwand. Die Zeiten, in denen die Menschen Brüder waren, erneuten sich. Man hörte Gesänge von den Tafeln, die vor den Winzerhütten aufgeschlagen waren, man traf am Schattenrand der Haine Liebespaare und auf den engen Weinbergwegen Freunde Arm in Arm. Man ahnte sie in tiefen und feurigen Gesprächen, deren Bedeutung sich wie ein Funkenstrom vermittelte: der Geist nahm Elementarcharakter an. Die Alter und Geschlechter kamen einander nah.

Spät fuhren die Barken zur Stadt zurück. Das Licht der Fackeln und Lampione kräuselte sich in den Wassern, die unter den weichen Schlägen der Ruder zitterten. Man hörte fernher den Chorgesang der großen Boote und das zärtliche Lied der Gondelführer, die wie in leise schwankenden Wiegen die Liebespaare zum Port geleiteten. Sie fanden ihre Antwort in den Scherzen halbnackter Fischer, die mit Feuerpfannen zum Fang der Sepia fuhren und mit ihrem Dreizack die Schwärmer grüßten wie Abgesandte des Neptun. Und fern im Hafen kreisten Feuerräder und sprühten Raketen auf.

In solchen Stunden konnte man vergessen, was die Zeit an Elend und Gefahren barg. Die Todesnähe steigerte die Lust. Man lebte in Sekunden, die man wie Perlen aus der Tiefe hob. Selbst in den Orgien leuchtete ein Schimmer von letzten Feiern auf.

Der Wachtturm lag auf einer flachen Zunge; das Schiff glitt nah an ihm vorbei. Die Wellen verschäumten im Geröll. Das Bollwerk ruhte auf einem runden Sockel, den ein Kranz von Aloes mit riesenhaften Blütenrispen schäftete. Bis unter die Mauerkrone fußten in den Fugen der Goldlack und der rötlich gesternte Kapernstrauch, der solche Orte liebt. Grüne Lazerten huschten am Stein ampor. Die Zinne überhöhte der Adler des Prokonsuls, der eine Schlange in den Fängen hielt. Behelmte Köpfe tauchten über der Brüstung auf.

Dann lief der »Blaue Aviso« mit einer Wendung in das Becken des Golfes ein. Die weitgeschwungene Muschel war von spitzen Segeln übersät, und große Schiffe durchfurchten sie. Schwärme von Möven umkreisten die Fischerboote, auf denen man den Fang sortierte, und von der Küste trieb der Geruch der Märkte und der dunkle, salzige Dunst des Seetangs an.

Der helle Sandstrand dehnte sich zwischen zwei Felsenspitzen, die nach der Farbe der Gesteine unterschieden wurden als Weißes und Rotes Kap und die bei Nacht Leuchtfeuer zeichneten. Sie trugen Gärten mit Brücken und Felsentreppen und, halb verhüllt von dunklen Seestrandföhren, alte und neue Bauten, wie die Fortezza und das Aquarium, an dem Taubenheimer das Studium der marinen Tiere leitete. Aus Kaffeeküchen und kleinen Schenken, die mit ihren Kellern in den Fuß der Klippen halb eingemauert waren, wölkte der Rauch von offenen Feuern auf. Die Heliopolitaner schätzten diese Punkte, die wie die Spitzen eines Halbmonds den Golf begrenzten, als nächste Ausflugsorte und liebten es, dort von den luftigen Terrassen das Meer mit seinen Schiffen und Inseln und den Raketenhafen des Regenten zu betrachten, während der Wirt den Wein kredenzte und seine Frau mit einem Binsenfächer die Kohlen glühend hielt.

Zum Weißen Kap schritt man gemächlich die Allée des Flamboyants entlang. Die hohen Bäume standen jetzt in Blüte; als rote Kette zeichneten sich die Kronen vom hellen Gestade ab. Hibiskushecken säumten die Rasenstreifen, die die Alleen begleiteten, und diese Gartenkünste setzten sich fort jenseits der Gitter und Mauern der Paläste längs der Strandlinie. Im Dämmer der Parke herrschte Stille, wie sie die Sitze der Reichen und Mächtigen umgibt. Sie leuchteten weit auf das Meer hinaus. Die Häuser der großen Orden hoben sich mit besonderer Pracht hervor.

Der Weg zum Roten Kap dagegen führte durch das Gewimmel des Großen Hafens, den eine Mole vor Brechern sicherte. Man schritt den steingefaßten Kai entlang, der

seewärts die Piers entsandte und auf seinem breiten Rücken Märkte, Stapel von Schiffsgut und Händlerbuden trug. Landwärts begrenzten ihn Quartiere, wie sie den Häfen zugeordnet sind: Speicher und Arsenale wechselten mit Kontoren und Vergnügungsvierteln ab. Wenn man das Rote Kap zum Ausflug wählte, so tat man gut, frühzeitig aufzubrechen: das Treiben, das im Sonnenlicht erheiterte, wurde nach Einbruch der Nacht beängstigend.

Zwischen den beiden Kaps, die dunkle Bäume krönten, erhob sich in weitem Halbkreis die Stadt Heliopolis. Sie schloß sich um den Alten- oder Binnenhafen, von dem aus die Straßen am Hang emporstrahlten. Sie gleißte über dem blauen Meere im Mittagslicht, das ihre Farben löschte, während die Abendsonne das rötliche Gestein erweckte, aus dem die Altstadt errichtet war. Die Neustadt dagegen war nach dem letzten der Großen Feuerschläge aus Marmor aufgebaut. Die Fläche hatte lange in Trümmern gelegen, bis einerseits der technische Fortschritt die Atmosphäre gesichert hatte und andererseits die Verfügung über die schweren Waffen vom Regenten zum Monopol erhoben worden war. Dann hatte man die Pläne berühmter Städtebauer ausgeführt. Die Klimaheizung, die Ambianzzerstäuber, das schattenlose Licht und andere Mittel des kollektiven Luxus gaben dem Leben in diesem Viertel seinen Stil. In den weißen Straßen, die auch bei Nacht in hellem Licht erglänzten, herrschte eine monotone Behaglichkeit.

Zwei Werke hatten in diesem Viertel die Feuerzeiten überdauert — das eine war eine Gruppe von Wolkenkratzern aus grünem Stahlglas, die unversehrt geblieben waren, nur hatten sich die obersten Geschosse im Gluthauch blasig aufgebaucht. Sie standen mit barocken Kuppeln als Denkmal der Schreckensnacht. Das andere war das Zentralamt auf dem östlichen Teil des Höhenrückens, an den es sich fünfstrahlig wie ein Seestern klammerte. Es war aus feuerfestem Glasbeton errichtet und schmiegte sich, um den Wirbeln nicht Widerstand zu bieten, flach an den Felsen an. Gleich einem

Eisberg bot es der Sicht nur den geringsten Teil. Es deckte helmartig die unterirdischen Gewölbe ab. So dehnte der Bau sich in der vollen Häßlichkeit uranischer Epochen, deren schildkrötenhafte Formen die ungehemmte Elementarkraft bildete. Er war erwachsen aus dem Widerspiel von Furcht und Gewalt. Im hellen Mittag weckte er Erinnerungen an bange Nächte, die ungeheure Explosionen erschütterten. Der Geist des Schreckens hatte sich in dem Gebäude stets erhalten; auf seiner Spitze wehte die rote Fahne mit der Panzerfaust.

Am Westhang ragte, die Altstadt überhöhend, der prokonsularische Palast. Er lehnte sich Teilen der alten Stadtburg an; noch sah man als Kernstück den mächtigen Bergfried der Akropole von Heliopolis. Antike und mittelalterliche Flügel waren durch neue Fronten verbunden und überstockt. Hier sah man statt der engen Scharten und gotischen Bögen weite Fenster, Loggien und Balkone im Blumenschmuck. Der Bau war einheitlich und imponierend, obgleich die Zeiten stets von neuem an ihm gewirkt hatten wie am Gewande eines großen Herrn, das von Jahrhundert zu Jahrhundert bequemer geworden war. Der Adler mit der Schlange war auf dem Bergfried aufgepflanzt und blickte im Mittagslicht weit auf die See hinaus.

Das Richtungszeichen der Schiffe, die von den Inseln kamen, war jedoch das Kreuz des Domes, der der Maria vom Meer gewidmet war. Es glänzte nachts im schattenlosen Licht. Der Dom erhob sich in der höchsten Mitte; er war dem Großen Feuerschlag zum Opfer gefallen und neuklassisch aufgebaut. Es hieß, daß dort bereits ein Tempel der Aphrodite gestanden habe; gestürzte Säulen bildeten den Grund. Die Höhe war lieblich; Weinhänge zogen sich an ihr empor. Tavernen, Totengärten, vergessene Bauernhöfe verloren sich im Grünen, als träumte das alte Land noch in der Stadt. Das Schiff der Meereskirche war langgestreckt, der Turm von großer Höhe, doch flach gekrönt. Die Elemente des Baues waren sichtbar, teils substantiell wie bei den alten Tempeln, teils spirituell nach Kathedralenart. Aus ihnen

sprach fundierte Gerechtigkeit. Der Dom bezeugte die Hoffnung, die nach den Feuerzeiten mächtig aufgewachsen war — er und das Wunderwerk der theologischen Physik, das der diabolischen Vernichtung so siegreich entgegengehalten worden war. Hengstmann, der Baumeister des Domes, hatte dem Hauptportal das Bild des Vogels Phönix eingemeißelt, der es mit seinen beiden Schwingen umschlossen hielt. Wohl hatte sich das Fürchterliche inzwischen neu gebildet, wie jede Nacht von neuem die Nebel aus den Sümpfen steigen läßt. Doch sollte der Feuervogel, durch dessen Umarmung die Gläubigen zum Altar schritten, dafür zeugen, daß es auf Erden kein Bauwerk gibt, in dessen Grundstein nicht die Vernichtung eingelassen ist. Und mehr noch verkörperte er den Gedanken, daß, wie die Bauten sich aus ihren Trümmern heben, auch der Geist aus allen Wirbeln und selbst aus der Vernichtung aufersteht.

Heliopolis, die alte Stadt mit ihren Schlössern und Palästen, mit ihren Märkten und wimmelnden Quartieren trat mächtig im Sonnenlicht hervor. Magnetisch zog sie das Schiff heran. Schon hörte man ein Summen wie aus einer Muschel, zu der der Schaum des Meeres sich verhärtete. Seit den Heroenzeiten hatten Menschen den Golf umsiedelt; die ersten Kiele hatten ihn gefurcht. Drüben im Pagos bargen Höhlen Bilder frühester Jagden; man grub Idole aus dem Grund. Dynastien von Göttern und Fürsten hatten sich abgelöst. Die Fundamente ruhten auf dem Humus von Kulturen, den rostrot die Spuren der großen Brände bänderten. Zahllose hatten hier gelebt, geliebt, gehofft und waren dahingegangen in den Tod. Wenn man sie so erfaßte, schwand die Wirklichkeit der Stadt; sie glich der Blüte an einem alten Baum, die bald der Wind verweht. Die ersten Erbauer hatten den Pflug um sie geführt. Sie hatte seitdem nicht aufgehört zu wachsen, obwohl sie an manchem Schicksalstag der roten Sichel zum Schnitt gefallen war. Doch glich ihr Boden einem Acker, der stets neue Ernten bringt.

Und ließ man schneller noch die Zeit im Geist verfliegen,

so glich das Werden und Vergehen dem Springquell, der aufwärtssprüht und der im Niederfall verweht. Was mochte denn bestehen an diesen flüchtigen Kaskaden, wenn nicht die Brücke des Regenbogens, die sich über ihnen wölbte, klarer und dauerhafter als Diamant. So wird das Auge zuweilen auch an den Säulen und ihren Bögen des Schimmers inne, der den Zeiten trotzt. Die Städte stehen wie die Mauern von Ilion in den Versen des Homer. Das ist es, was uns mächtig an ihrem Bild ergreift und uns zum Handeln einlädt, so wie die Schönheit Liebe in uns weckt.

UNRUHEN IN DER STADT

Am Mast des Lotsenamtes stieg das Einfahrtszeichen auf. Der »Blaue Aviso« glitt in die Mündung des Binnenhafens ein. An beiden Seiten der Einfahrt schwenkten sich große runde Spiegel auf ihn zu und glommen rötlich, pulsierend auf. Die Schrauben drehten sich im Gegensinn und wühlten den gelben Schlamm des Grundes hoch. Behutsam näherte sich das Schiff dem Rondell des Hafenplatzes, den eine Menschenmenge füllte und auf dem Wagen warteten. Filmbänder glitten durch die Apparate; Berichter knüpften die ersten Gespräche an. Die Passagiere drängten sich an der Reling und sprachen teils noch in die Phonophore und teils schon über sie hinweg. Vom Kai aus schwenkte man kleine Flaggen, hob Kinder und Blumensträuße hoch.

Die Brücken wurden herangerollt. Der Blick fiel auf den Korso, die große Achse, die vom Rondell bis an die Stufen der Meereskirche hinaufführte. Zu beiden Seiten des grünen Mittelstreifens bewegten sich vier Reihen von Wagen auf ihrer Bahn. Zwei rote Obelisken markierten die Entfernung; hohe Fontänen unterteilten sie und kühlten die Mittagsluft. Über der Altstadt, im Parsenviertel, kräuselten die Wolken eines Brandes auf.

Costar war mit dem Gepäck an Deck gestiegen und sprach mit Mario, der im Wagen wartete. Lucius hatte bis zu der von Theresa vorgemerkten Stunde noch geraume Zeit. Es schoß ihm durch den Kopf, daß er sich durch das Parsenviertel zu Fuß in den Palast begeben könnte, und wie häufig im Leben gab er der Regung nach. Es traf sich günstig, daß er den Bericht noch nicht geschrieben hatte und keine Geheimpapiere bei sich trug. Um vor sich selbst nicht müßig zu erscheinen, beschloß er, bei Antonio Peri, dem parsischen Buchbinder, vorzusprechen, dem er bei der Abfahrt eine Handschrift anvertraut hatte. Er trug dem Begleitmann auf, die Koffer bei Donna Emilia abzugeben, und machte sich mit Costar und Mario auf den Weg. Lucius war unbewaffnet, Mario trug eine automatische Pistole und Costar einen Hieber am rechten Handgelenk.

Sie kreuzten zunächst die Straße des Regenten, die eher einem langgestreckten Garten glich. Erlesene, zum Teil sehr alte Bäume bedeckten ihre Fläche in lockerem Bestand. Die Häuser, die sie begrenzten, waren vom Großen Feuerschlag verschont geblieben; hier wohnten die ältesten Familien. An die Rückseite schlossen sich Ställe, Remisen, Wirtschaftsgebäude an. Dann kam ein enges Viertel mit Fleeten, die der Binnenhafen bewässerte. Hier war vor Zeiten Handel getrieben worden, doch waren seit dem Bau des Großen Hafens die Speicher verödet, und die Rollen an den spitzen Giebeln hoben keine Lasten mehr. Stille Gewerbe hatten sich angesiedelt und Menschen, deren Beruf man schwer erriet.

Noch leerer wurden die Gassen im Parsenviertel; hier war die Stille beängstigend. Auch hier erhoben sich noch die Altstadthäuser mit den geschnitzten Giebeln; der Übergang verriet sich nur dadurch, daß die Schilder vor den Geschäften fremdartig beschriftet waren; auch waren an die Pforten Glückssymbole wie Flamme, Hase, Hund oder Stierhorn aufgemalt.

Als nach der Austreibung der Angelsachsen die Gottlosen-

bewegung den mittleren Orient bedrohte, waren mit anderen Kulten auch die Parsen ihr ausgewichen und hatten sich in der Welt zerstreut. Ein Zweig von tausend Seelen hatte Heliopolis erreicht und sich im Altstadtviertel angesiedelt, das damals verödet lag. Sie hatten sich dort vermehrt und auch zum Teil mit der Bevölkerung vermischt. Doch waren sie bei ihrer Religion geblieben, deren Strenge freilich im Lauf der Zeit in vielem gemildert worden war. Einleuchtende Moralvorschriften regelten ihr Leben, auch hatten sich viele der alten Bräuche fast verwischt. Vor allem hielten sie an denen der Bestattung fest.

Man hatte ihre Ankunft bald als Gewinn empfunden; auch war ihr Einfluß größer geworden, als es ihre geringe Zahl erwarten ließ. Sie ragten in den Handwerken, besonders in den feineren, hervor — wie in der Behandlung der Seide, des Leders, der edlen Steine und Metalle; auch hatten sie, vom Geldwechsel ausgehend, auf die großen Geschäfte Einfluß erlangt. Seit langem nahmen sie auch an den Wissenschaften teil und leisteten vor allem in der Philologie Bedeutendes. Die Herkunft von altem Stamme prägte sich in ihrem Äußeren aus. Die Schönheit der Frauen hatte in Heliopolis noch zugenommen; sie glichen Blumen, deren Natur sich hinter Gläsern verfeinerte und steigerte. Bei den gehobenen Kasten trat ein Hauch erlesener Geistigkeit hinzu.

So hatte sich in der Altstadt eine kultivierte Rasse herausgebildet, die freilich vom Vorwurf der Verweichlichung nicht freizusprechen war. Das war die Schattenseite ihrer Tugend, die in der Feinheit der Erkenntnis lag. Sie zweigte sich sowohl sinnlich wie geistig auf. Ihr Tastvermögen ließ sie fähig erscheinen zu allem, was der Verschönerung des Lebens, sei es durch Luxus, sei es durch musische Schöpfung, dient. Das mochte auch mit ihrem Verhältnis zur Furcht zusammenhängen, das die Sinne schärft und das bei ihnen durch die Jahrhunderte hin ausgebildet worden war. Bereits in ihren alten Sitzen hatte der Islam ihnen als Magiern und Verehrern des Feuers unbarmherzig nachgestellt. Auch in

Heliopolis war Haß und Neid um sie. Der Pöbel zeigte sich jederzeit geneigt, das Schlimmste zu glauben, was die Mißgunst über sie erfand.

Nachdem sich der Regent der Juden angenommen hatte und sie sowohl durch die Beschlüsse von Sidon als durch die Pläne Stieglitz und Karthago mit Land versehen hatte, traten die Parsen die Erbschaft der Verfolgung an. Sie waren dazu einmal durch ihren Reichtum und dann durch ihre Andersartigkeit prädestiniert. Auch waren sie an Zahl gering, und sonderbare Gerüchte hefteten sich ihnen unaustilgbar an. Insofern kam das Völkchen dem Landvogt und Messer Grande stets gelegen, wenn ein Gewaltstreich vorzubereiten war. Man liebte im Zentralamt die der Technik entnommenen Vergleiche und pflegte zu sagen, daß man »über die Parsen umschalte« oder daß sie »eine gute Initialzündung abgäben«. Unruhen im Parsenviertel pflegten daher den wichtigeren Plänen vorauszugehen und bildeten den Auftakt zur unmittelbaren Anwendung der Gewalt. Sie gaben dem Demos die instinktiven Züge, die triebhafte Richtung, die der Landvogt erstrebte, weil sie den alten Gesetzesgrund erschütterte. Auch wer sich nicht an der Gewalttat beteiligte, suchte von den Verfolgten Abstand zu nehmen, und auf diese Weise breiteten sich Furcht und Schrecken aus. Es wurden Exempel aufgestellt — Beispiele dessen, was dem Menschen zuzufügen möglich ist.

Unruhen im Parsenviertel waren auch ertragreich und halfen den Kassen auf. Das galt nicht so sehr für die handhafte Beute, die verschleudert wurde, wie für die Erpressung, die sich an die Plünderung schloß. Man ließ sich das gute Wetter abkaufen. Damit gehörten die Parsen für den Landvogt, wie früher die Juden für die Landesfürsten, zum Kapital. Er preßte sie aus wie einen Schwamm. Doch blieb das Wesentliche, daß er ihrer als Objekt bedurfte, wenn es politisch das Klima zu ändern galt. So war es auch heute, wo die asturische Frage die Gemüter erregte und vor der Volksbefragung stand. Vor solchen Wenden ließ man die

rote Farbe aufleuchten, und sicher gehörte schon der Leichnam von Castelmarino mit zum Programm.

Die Plünderer mußten sich schon verzogen haben, denn man hörte kaum einen Laut. Dann jagte auf rotlackierten Rädern ein Brandzug mit Leitern und Kesselwerk vorüber, mit schrillem Klingeln, das plötzlich anwuchs und sich im Gassengewirr verlor. Das war ein Zeichen dafür, daß vom Zentralamt Erlaubnis zum Löschen gegeben war. Die Jagd war aus.

Sie überquerten den Platz des Baumes Hom und bogen in eine von kleinen Handwerkern und Händlern bewohnte Straße ein. Hier hatte der Pöbel fürchterlich gehaust, oder vielmehr »das Volk hatte seinem berechtigten Unwillen Ausdruck verliehen, ohne daß es sogleich möglich gewesen wäre, ihm in den Arm zu fallen«, wie es in den Verlautbarungen des Landvogts hieß. Das Pflaster war mit Scherben, auf denen die Schritte knirschten, übersät. Die Scheiben der Läden lagen zertrümmert, und oben wehten die Vorhänge aus Fenstern, die der Flügel beraubt waren. Die Straßen waren von zerfetzten Stoffen und Hausrat dicht bedeckt. Inmitten der Stille hörte man das Schluchzen einer Frau.

Sie folgten langsam der Gasse, die sich am Berg emporwand, und stießen hin und wieder einen der Gegenstände mit dem Fuße an. Einmal hob Mario, um ihn zu betrachten, einen Vorlegelöffel aus den Trümmern, in dessen Silber dunkle Muster geätzt waren.

»Mario, werfen Sie das fort«, rief Lucius ihm zu.

Im gleichen Augenblick ertönten Hilfeschreie aus einem Hause, dessen Tür halb aus den Angeln gehoben war. Sie sahen ihr eine Gestalt entspringen, die die Tracht der Hausbeamtinnen trug. Ihr Kleid war von der Achsel bis zum Halsansatz zerrissen, das Fleisch der Schulter leuchtete hervor. Ein hagerer Bursche rannte hinter ihr her. Er war von jener Sorte, die man nur an solchen Tagen sieht, und hatte sich wohl verspätet, während das Gros der Plünderer schon abgezogen war.

Die Flüchtige und ihr Verfolger zogen vorüber wie auf einer Jagd. Das Mädchen mußte nach wenigen Sätzen ergriffen werden wie die Taube vom Falken, der ihr bis in das Gewühl der Märkte folgt. Lucius rief es an. Es stutzte, noch vom jähen Übertritt ins Licht geblendet, dann sprang es auf ihn zu und faßte ihn am Arm. Schon hatte auch der Verfolger seine Beute eingeholt und zerrte sie am Gewand.

»Schlag zu!« rief Lucius.

Costar erhob die Waffe zu einem Hiebe, der tödlich gewesen wäre, doch machte der Bedrohte im letzten Augenblicke eine Wendung mit dem Kopf. So riß der stahlgeflochtene Hieber ihm nur das Hemd in Fetzen und zog ihm eine Schrunde über die Brust. Er taumelte und sprang zurück. Dann starrte er seine Gegner witternd, unschlüssig an. Er mochte sich selten ins Licht vorwagen, denn sein Gesicht war pergamenten und knitterig. Es zeigte die Nasenlöcher in ihrer vollen Länge; Mund und Augen waren wie mit dem Messer in eine Maske eingeritzt. Er maß die Gruppe mit den Augen, als ob er hinter einem Gitter stände, dann fiel sein Blick auf die Pistole, die Mario wie das Mundstück einer Feuerspritze auf ihn gerichtet hielt. Ein jähes Entsetzen schien ihn bei diesem Anblick zu ergreifen — er streckte abwehrend die Arme aus. Dann wurde er mit einem Pfiffe flüchtig wie eine Ratte, die ihr Rudel sucht.

Mario hing die Waffe wieder um. »Der war aus Messer Grandes unterster Schublade. Ich wartete nur, daß er mit der Hand in die Tasche fuhr.«

»Eine ehrliche Kugel ist zu schade für solche Nachtmänner«, brummte Costar, »mein Denkzettel wird einige Wochen vorhalten.«

»Sie schreiben eine gute Handschrift, Costar«, lobte ihn Lucius. Dann wandte er sich dem Mädchen zu, das immer noch seinen Arm umklammert hielt. Ein Saum von dunklen Haaren fiel ihm wie einem Füllen auf die Stirn. Noch war das Entsetzen nicht von ihm gewichen, und stoßend, als ob sie das Mieder sprengen wollte, hob sich die Brust, die durch

den Riß des Stoffes leuchtete. Als ob es auf der Haut den Blick empfände, deckte es die Blöße mit der Hand. Sie diente hier bei einem alten Ehepaar, einem Arzt und seiner Frau, die sich im Keller versteckt hielten, und war nach oben gegangen, um nach dem Herd zu sehen. »Da kam der Kerl herein. Ich will gleich fort von hier, will mit den Parsen nichts mehr zu tun haben.«

Die Männer beruhigten sie. Lucius streichelte ihr das Haar. Sie hatte eine Tante in der Oberstadt und wollte dort Schutz suchen. Sie hätte zuvor noch gern ihr Bündelchen gepackt, doch traute sie sich nicht in das Haus zurück, bis Mario sie begleitete.

»Es bleibt doch immer dasselbe: der Besiegte hat die Pest im Leibe«, murmelte Lucius.

Nach einer Weile kamen sie zurück. Mario trug ihre Habe in einem schmalen Koffer, der aus Weiden geflochten war. Sie hatte die Hutschachtel nicht vergessen und hielt sie sorglich im linken Arm. Am Sonntag konnte man diese einfachen Kinder auf dem Korso und bei den Flamboyants erblicken; sie waren dann kaum wiederzuerkennen, wie Schmetterlinge, die aus der Puppe gekrochen sind. Sie folgten der Mode mit bescheidenen Mitteln, doch viel Geschmack.

Sie stiegen zu viert den Berg hinan und scherzten; es war sehr warm. Zuweilen wehte eine Kühlung herüber, die von der Neustadt kam. Lucius musterte verstohlen seinen Schützling, der unbefangen plauderte. Weinen und Lachen schienen sich in diesem Gemüt noch kindlich abzulösen wie Wolken und Sonne an einem Maientag. Sie mußte noch Zeit gefunden haben, das Kleid mit Stichen zu heften, deren Spur kaum wahrzunehmen war. Lucius sah von der Seite das dunkle Haar, das auf die Stirn fiel, darunter setzte sich die Nase in gerader Linie fort. So hatte schon der Meißel das Profil der Aphrodite gebildet, deren Tempel dereinst das Heiligtum gewesen war. Darunter wölbte sich der Mund, ein wenig aufgeworfen, über dem zarten Kinn. Noch war viel Geistiges in der Figur — Naturgeist, Frühlings- und

Jugendkraft. Er hatte dieses Mädchenbild schon oft gesehen, am Saum des Golfes und auf den Inseln, wo man die Rebe zog. Die alte Harmonie des Landes verkörperte sich in diesen Töchtern von Winzern und Inselbauern, von Fischern und Gondelführern, die es von je besiedelten. Sie waren wie das Meer, in dessen Muscheln die Perlen reiften, und wie der Boden, aus dessen Säften die Traube schwoll. Man sah die gleichen dann nach ein paar Jahren rüstig die Wirtschaft führen; oft zierte ihre Oberlippe ein leichter Flaum. Man sah sie auch in den Hafenvierteln als Bedienerinnen in den Tavernen, die den Weg zum Roten Kap umsäumten — das hing meist an dem Mann, dem sie zuerst begegneten. Doch immer waren sie von großer Kraft. Sie waren die guten Frauen, die starken Mütter; sie führten aber auch beim Aufruhr an. Dem ging die ungeweckte Zeit voraus, in der das alles schon, fast stärker, doch träumend vorhanden war. Das Wissen fiel dann wie Licht auf eine Landschaft, die längst im Dunkel vorgebildet ist.

Sie kamen an die Treppe, die die Oberstadt vom Parsenviertel schied. Doch setzte es sich insofern fort, als sich im Lauf der Zeiten von seinen Bewohnern nicht wenige auch oben angesiedelt hatten, wenn Reichtum und Ansehn zunahmen. Der Aufstieg drückte sich auch räumlich aus. Vor allem die parsischen Banken und das Luxushandwerk hatten dort ihren Sitz.

Die Treppe war in ihrer Höhe durch Posten des Prokonsuls abgesperrt. Der Adler mit der Schlange war dort aufgepflanzt. Es war geschossen worden — sei es, daß die Banditen Zugang zu den Schätzen der Oberstadt gesucht, sei es, daß sie die Treppe zur Flucht benutzt hatten. Hart vor der Barrikade, hinter der die Soldaten standen, lagen Tote, und andere waren kopfunter auf den Stufen ausgestreckt. Langsam erstarrend tropfte ihr Blut am Stein herab. Noch wob ein Hauch von Pulver in der Luft.

Sie stiegen zur Barrikade auf. Lucius fühlte, wie das Mädchen ihn wieder am Arm ergriff. Ein Korporal trat aus dem

schmalen Durchlaß und meldete. Lucius fragte nach seinem Namen und klopfte ihn auf die Schulter:

»Der Herr Prokonsul wird mit Ihnen zufrieden sein.«

Der Korporal, er nannte sich Calcar, lachte:

»Das hier ist Arbeit, die nicht zählt. Wir möchten zeigen dürfen, was wir gelernt haben.«

Lucius nickte. Man hatte die Truppe schon zu lange aufgespart. Er fühlte sich wohler hinter dieser Schranke, wo man die Waffen offen trug. Hier war noch Ordnung in der Gewalt, die alles überwucherte, auch alte Biederkeit. Nur waren Recht und Unrecht viel zu eng verwoben, als daß die Unterscheidung diesen einfachen Menschen noch möglich war. Alle Versuche, am Alten wieder anzuknüpfen, scheiterten. Machthaber lösten einander ab. Aus diesem Grunde wandte der Glaube sich von den Institutionen, die teils lächerlich, teils schrecklich wurden, ab. Er heftete sich an Männer und legte ihnen wunderbare Züge bei.

Prokonsul und Landvogt suchten seit dem Auszug des Regenten eine Politik des Gleichgewichts zu halten, wie sie in solchen Lagen stets wiederkehrt. Sie wußten beide, daß der große Schlag nur *einmal* fallen konnte, und, wenn er fehlging, den Untergang bedeutete. Sie führten Zug auf Zug um Tempo- und Positionsgewinn. Verschanzte sich der Landvogt auf Castelmarino, so besetzte der Prokonsul Vinho del Mar; und ließ der Landvogt im Parsenviertel plündern, so stieß er auf Punkte, an denen es Feuer gab. Das Spiel war einmal taktisch, insofern etwa in diesem Fall der Landvogt die Massen in Bewegung setzen wollte, während dem Prokonsul an den großen Banken wie der von Scholwin und an der Sicherung der Oberstadt gelegen war. Doch war es über das Konkrete hinaus symbolisch: die Mächte zogen voreinander auf.

Merkwürdig war, daß der Verlust der Einheit zusammenfiel mit ungeheurer Steigerung und Ausweitung der Macht. So hatten sich dereinst die Großen des Weltkreises befehdet in jener Spanne, die der Zeitenwende vorausgegangen war.

Die rote Farbe war doppelsinnig — leicht schlug der Stoff des Aufruhrs und der Brände in Purpur um, erhöhte sich in ihm. Doch mochte man die Zeichen deuten, wie man wollte: man mußte den Becher leeren, wie die Zeit ihn bot.

Die Straßen belebten sich. Sie konnten sich jetzt trennen; Mario brachte Melitta — so hieß das Mädchen — zu ihren Leuten, und Costar ging zu Donna Emilia voraus. Melitta bedankte sich. Lucius scherzte:

»Das tun wir gerne; es war ja auch der Mühe wert. Sie dürfen dafür einen von uns mitnehmen, wenn Sie den Hut aufsetzen und zu den Inseln gehen. Ich habe Sie dort schon gesehen.«

»Da werden Sie sich wohl geirrt haben. Ich bete lieber einen Rosenkranz für Sie.«

Lucius bog in die Mithrastraße ein. Prunkvolle Bauten wechselten mit Zeilen von Luxusgeschäften ab, vor denen die Eisengitter sich wieder öffneten. Ein Panzerwagen rollte zum Palast zurück. Die Sonne stand im Zenit. Blaue und gelbe Segel beschatteten die Auslagen. Vor einem Blumenladen war statt der Scheibe ein Vorhang sprühenden Wassers ausgespannt; duftende Kühle strahlte von ihm aus. Dann kam Zerboni, der berühmte Pastetenbäcker; schon sprach man vor seinem winzigen Laden wieder, um sich Appetit zu machen, den Frühstücksweinen zu. Der Meister mit ungeheurem Bauch und hoher weißer Mütze stand in der Tür und nickte den Gästen zu.

Nun folgten die Perlen- und Juwelenhändler, die Antiquare in Silber, Teppichen und Porzellan. Vor einer Pforte stand in schlichten Lettern: »ANTONIO PERI, Maroquinier.«

Man sah kein Schaufenster. Von Peri bedient zu werden, war ein Vorzug; man mußte empfohlen sein. Die kleine Werkstatt brachte Meisterstücke, doch in beschränkter Zahl, hervor.

Lucius trat in den Flur. Er kannte den Eingang; parsische

Zeichen schützten ihn. Beim Öffnen klang ein Spiel von Kupferröhren an. Es sollte dem Meister in seiner Werkstatt melden, daß ein Besucher in den Empfangsraum getreten war, in ein nur matt erhelltes Kabinett. Sessel mit seidenen, verschlissenen Bezügen umringten einen Tisch, auf den ein Leuchter niederhing. Sein Schimmer fing sich im grünlichen Grunde alter, geschwungener Spiegel und in den Vitrinen, in denen Peri die Bücher hielt. Sie zeigten nicht wie in den Bibliotheken den Rücken, sondern die Deckel, als Muster der Einbände, die der Meister mit seinen Kunden plante — sorgfältiger, als der Zuschnitt von Prachtgewändern erwogen wird. Denn diese, so pflegte Peri oft zu sagen, verschleißen mit den Jahren, während ein rechter Einband nicht nur Jahrhunderte überdauert, sondern sich auch in ihrem Lauf verschönt, so daß der Künstler den höchsten Eindruck seines Werkes nur ahnen kann. Es ist nicht nur die Zeit, die stetig den rohen Glanz des Goldes mildert, die Farben dämpft, die Poren des Leders glättet — es ist auch die Menschenhand, die an den Bänden fortwirkt, indem sie wieder und wieder nach ihnen greift. Die Söhne und Enkel setzen das Werk der Väter fort. Auch werden die Bücher durch den Besitz bereichert, mit Liebe imprägniert. Peri behauptete, daß diese ihre namenlose Geschichte das wichtigste an ihnen sei. So stellte er sie um sich herum wie Spiegel, deren Strahlung den Raum durchwob. Die magische Substanz war ihm bedeutender als Einzelheiten der Technik oder die Geistigkeit des Stils. Zu seinem Gewerbe gehörte vieles — Kenntnis der Stoffe und der Schriften, wie sie in alten Offizinen sich vom Vater auf den Sohn vererbt, Instinkt für jenes zarte Rankenwerk der Linien, durch dessen Führung sich die Epochen unterscheiden, auch die Verknüpfung mit den Literaturen der Völker und ihrer Wissenschaft. Endlich war noch der kleine Kreis von Kennern, Sammlern und Eingeweihten nötig, denen, gestützt auf Muße und ererbten Reichtum, der Umgang mit erlesenen Dingen zum Bedürfnis, zur zweiten Natur geworden ist. Werkstätten wie die von

Peri glichen verborgenen Blüten und ihre Gönner Bienen, die zugleich Honig suchten und befruchteten. Zu ihnen zählten der Prokonsul und sein Kreis.

Der Anblick der Bücher war wohltätig. Lucius dachte mit Schrecken daran, daß diese Sammlung von Musterstücken Wirbeln zum Opfer fallen könnte wie jenem, dessen Zeuge er soeben gewesen war. Ein roher Handstreich würde ja genügen, die Pracht hinwegzuwischen, die wie der Staub auf Falterflügeln war. Der Pöbel tat das mit Lust. Da standen Pergamente, deren Frische Jahrhunderte zur Farbe des Honigs und alten Elfenbeins gereift hatten. Die feinsten wiesen päpstliche Wappen auf, so ein Psalterium, von dem Peri zu sagen pflegte: selbst der hochberühmte Pentateuch, den Eleasar dem Ptolemaios Philadelphos am Tag des Seesiegs über den Antigonos gespendet hatte, könne kaum köstlicher gewesen sein.

Hier war die Skala zu studieren, in der die Farben im Lauf der Jahre verblassen und ausgezogen werden — vom Apfelgrün zum stumpfen Malachit, vom Kirsch- zum Himbeerrot, vom Weinrot zum Rouge passé. Die Töne beruhigten, befriedeten die Sinne; die reichen Akkorde vergangener Zeiten klangen in sanfter Schwingung nach. Es gab da die Spektren des Goldlacks, die samten verglühten, und die zarten Nachtfarben der Levkoje im verlassenen Park. Auf allen glomm das matte Gold der Wappen, deren Kunde eine Wissenschaft für sich bedeutete. Wer kannte all die grünen und toten Zweige in diesem Wald?

Der Zauber drang mächtig auf Lucius ein. Auch in den Bibliotheken konnte man noch leben, so wie noch ein Leben in der Betrachtung der Tiere möglich war. Der Schatz, den die Kulturen hinterlassen hatten, gab einem kurzen Menschenleben vollauf Beschäftigung und auch Zufriedenheit. Die Welt war immer noch unendlich, solange man ihr Maß in sich bewahrte; die Zeit blieb unerschöpflich, solange man den Becher in der Hand behielt.

Ein roter Vorhang trennte die Werkstatt vom Empfangsraum ab. Bitterer Mohnhauch kräuselte hindurch; er hatte sich den Stoffen und Büchern mitgeteilt. Antonio Peri liebte, wie viele Parsen, das Opium und seine Inspiriation. Gern suchen ja die Unterdrückten die Welt der Träume auf.

Vertieft in die Betrachtung der alten Bücher und Wappen, bemerkte Lucius kaum, daß die Portiere sich öffnete. Er dachte, der Meister nähere sich mit dem runden Käppchen, das er bei der Arbeit trug, und mit den leicht erhobenen Händen, die vom Blattgold leuchteten. Statt dessen sah er eine junge Frau sich gegenüber, die ihn unbeweglich musterte. Auch Lucius starrte sie schweigend, betroffen an. Die Unbekannte war zierlich; die dunkle Frisur umrahmte ein Gesicht, wie man es auf Kameen sieht. Nichts deutete an ihren Zügen und an ihrer Kleidung, vom Kosti abgesehen, auf parsische Abkunft hin. Auch fehlte das Kastenzeichen auf der Stirn. Sie mochte schön sein und war gewiß anmutig, doch fehlte ihr das exotische Element. Was war es aber, das ihn so an ihr befremdete? Sie hielt mit beiden Händen die Portiere, wie ein Kind sich am Gewand der Mutter hält. Und Lucius erriet, daß es Furcht war, die sie fesselte — die lautlose Leidenschaft der Furcht. So würde man mit feineren Organen vielleicht die Sprache der Blumen hören — den Hauch des Sinnkrauts, wenn die Sichel des Schnitters blinkt. Er hatte noch nie so starke, so unverhüllte Furcht gesehen — sie war wie eine Berührung, die von innen, vom Mark des Lebens her erschütterte. Er blickte an sich herab, wie um zu prüfen, was Schreckliches an ihm war. Er sah die Uniform, und er begriff, daß sie es war, die das Mädchen ängstigte. Daher beeilte er sich, seinen Namen zu nennen und zu sagen:

»Ich komme vorbei, um Meister Peri zu begrüßen und mich nach seinem Befinden zu erkundigen.«

Die Worte schienen sogleich den Bann zu brechen; die Finger lösten sich aus dem roten Sammet. Der Raum verlor die Spannung; es war, als senkte sich ein Vorhang, der sich gehoben hatte, wiederum herab. Die Strahlung der Bücher und

der grünen Spiegel erfüllte ihn. Doch hörte Lucius noch den Herzschlag in der Stimme, die ihm antwortete:

»Bitte, nehmen Sie doch Platz. Ich heiße Budur Peri — mein Onkel ist in den Palast gegangen; es wurde nach ihm geschickt. Doch sagte er mir gestern, daß die Kassette fertig geworden sei.«

Sie ging in die Werkstatt, wo die Manuskripte verwahrt wurden. Es sah dem Prokonsul ähnlich, daß er sich an einem solchen Tag mit seiner Bibliothek beschäftigte. In seiner Umgebung hielten die einen diese Eigenheit für Schwäche, die anderen für ein Zeichen der Überlegenheit, für einen Zug des großen Herrn. An beidem mochte etwas Wahres sein. Lucius liebte diese Leichtigkeit. Ein Fürst wirkt weniger durch seine Arbeit als durch seine Existenz.

Budur Peri trat wieder ein und überreichte ihm ein Etui aus rotem Maroquin.

»Mein Onkel hofft, daß Sie zufrieden sind.«

Er öffnete die Kassette, die eine nur wenige Blätter starke Handschrift barg. Es waren Fragmente aus den Nachlaßheften Heinses: der Plan zu einem Renaissance-Roman.

»Ein schönes Manuskript. Ich freue mich, daß es die Fassung gefunden hat, die seiner würdig ist.«

Er strich mit den Fingerspitzen, als ob er sie fortwischen wollte, über eine leichte Welle, die im Leder zurückgeblieben war.

»Der Onkel läßt Ihnen sagen, daß er diese Stelle durch schärfere Pressung noch hätte glätten können, doch wollte er sie lassen, wie sie gewachsen ist.«

»Und er tat recht daran. Die Haut ist ja kein Panzer; sie ist ein Sinnes- und Atmungsorgan. Man muß die Poren sehen.«

Der Schmuck, den Peri verwendet hatte, war sparsam und beschränkte sich auf eine schmale Einfassung. Die Stempel, die er dem Leder einzupressen pflegte, waren kaum größer als das Wappen auf einem Siegelring. Dieses hier trug ein Lanzeneisen mit der Devise »de ger trift«.

»Ein schöner Sinnspruch, Herr de Geer — Ihr Name deutet auf fränkische Abkunft hin?«

»Das könnte so scheinen — indessen sind wir sächsischen Ursprunges. Das ›de‹ ist Nominativum; es drückt noch den Charakter und nicht die Herkunft aus.«

Er deutete auf das Zeichen, um das sich das Spruchband schlang:

»Ganz ähnlich ist es mit der Lanzenspitze, die erst allmählich die Lilienform gewonnen hat, die Sie hier sehen. Sie ist zum Ornament geworden, das man auf Visitenkarten und Bucheinbände drucken läßt.«

»Ich glaube, Sie sagen das mit Bedauern, und sollten doch Ihren fränkischen Müttern dankbar sein. Man hat den Eindruck, daß die Sachsen ziemlich wild geblieben sind.«

»Das ist auch vielleicht das beste in dieser Zeit. Wir müßten uns in Ruhe darüber unterhalten, wenn ich wieder vorbeikomme.«

»Ja, gerne. Kommen Sie zum Tee. Mein Onkel wird sich freuen; er hat mir schon viel von Ihren Gesprächen mitgeteilt. Ich möchte Sie dann auch nach dem Heinse fragen — nicht nur aus Neugier: ich habe bei Fernkorn promoviert.«

Lucius erhob sich.

»Den habe ich eben noch gesehen. Es heißt, daß er in diesen Tagen über die Geburt des Individuums sprechen wird.«

»Das ist sein Steckenpferd. Warten Sie, ich mache Ihnen ein Paket daraus.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, diese Angst, die ich bei all dem ausgestanden habe — ich habe mich vor mir selbst geschämt. Meinen Sie denn, daß es jetzt vorüber ist?«

»Sie dürfen dessen sicher sein. Zerboni tischt schon wieder Pasteten auf. Und wenn Sie sich unsicher fühlen, rufen Sie mich an. Sie werden in mir einen Freund finden.«

»Das sagen Sie gewiß aus Höflichkeit.«

Er reichte ihr die Hand:

»Nehmen Sie mich beim Wort.«

IM PALAST

Als Lucius den Palast betrat, kündeten auf den Korridoren die Entwarnungszeichen das Ende der Bereitschaft an. Selbst bei geringen Unruhen war Vorsicht geboten; der Zündstoff war so gehäuft, daß schon ein Funke gefährlich war.

Das Vorzimmer war von Wartenden erfüllt. Es war Sonnabend, man hatte Eile, die letzten Unterschriften und Befehle einzuholen, um auf dem Korso oder auf Vinho del Mar sich des freien Nachmittags zu erfreuen. An solchen Tagen lebte man mit besonderem Genuß.

Theresa meldete ihn an. Der Chef erwartete ihn schon. Sein Arbeitsraum war nüchtern; ein großer Schreibtisch und einige Sessel bildeten das Mobiliar. Als Wandschmuck sah man ein Gemälde des Prokonsuls, daneben Karten und den mit bunten Fähnchen besteckten Stadtplan von Heliopolis. Der Schreibtisch war kahl bis auf ein schmales Aktenbündel und das Telefon, doch zierte ihn ein Lilienstrauß. Ihm gegenüber war die Spiegelfläche des Permanentfilms ausgespannt.

Der Chef stand den Geschäften des Prokonsuls nun seit zwei Jahren vor. Er hatte, wie alle Burgenländer, bei den Jägern zu Pferde angefangen und trug noch deren Tracht. Bei den Vertrauten galt er als bester Kopf. Er meisterte die Arbeit spielend, unter der Nieschlag, sein Vorgänger, zusammengebrochen war. Und dennoch sah man ihn nie in Eile, nie angespannt. Nie drängten ihm die Geschäfte ihr Tempo auf. Sie näherten sich ihm wie Fragen, die er auf sich beruhen ließ oder entschied, wenn er die Stunde für günstig hielt. Sie boten sich ihm nicht mit der Schneide, sondern mit dem Griff. In seinem Umkreis schienen sich die dunklen Dinge zu erhellen, die Wege zu vereinfachen.

Er hatte in dieser kurzen Zeit den Stab nach seinem Willen umgeformt. Als Dienst galt unter Nieschlag die vollkommene Erfassung und Durchdringung seiner Einzelheiten — »Genie ist Arbeit« war sein Lieblingswort. Der Vortrag,

die Besprechung, die Berichte führten in endlose Details. Er suchte den Entschluß im Material, als ob er darin enthalten und aus ihm zu ergründen sei. Daher hielt er auf umfangreiche Unterlagen und zog, wie alle, die sich schwer entschließen, das schriftliche Verfahren vor. Die Lampe leuchtete bei ihm bis in die späte Nacht; auch nahm er noch Stöße von Akten in die Wohnung mit. Auf diese Weise schuf er dem Prokonsul ein vorzügliches Büro. Der Machtkampf freilich spielte sich jenseits seiner Akten und Registraturen ab. Es war noch ein Glück zu nennen, daß es während seiner Ära im großen und ganzen ruhig geblieben war. Er mußte gehen, weil Herz und Magen nicht mehr mitmachten.

Der Neue räumte mit dem Aktenwesen auf. Die Konvolute, die Nieschlag eingefordert hatte, gingen ungelesen an die Absender zurück. Sehr bald erreichte er, daß die Mappe, die Theresa ihm am Morgen auf den Arbeitstisch zu legen hatte, hauchdünn geworden war, als vom Detail befreite Quintessenz der Vorgänge in seinem Befehlsbereich. Nur solche galt ihm als Chefsache. Auch wies er seine Leute auf eigene Entscheidung hin. »Ich decke eher einen Fehlgriff, als daß ich ein Ausweichen entschuldige.« Das bürokratische Wesen schien ihm verderblich, und er ließ nie einen Hinweis auf die Akten zu, wo Augenschein an Ort und Stelle möglich war. Als alter Jäger zu Pferde hielt er viel vom Reiten und verlangte, daß den Dienst alltäglich und bei jedem Wetter ein Ritt, sei es im Sprunggarten, sei es am Strande oder auf dem Pagos, einleitete. Vor allem hielt er in den Dienstplänen der Kriegsschule darauf. »Will man ein musisches Leben führen«, so pflegte er zu sagen, »dann ist es günstig, wenn man die Nähe von Kunstwerken und schönen Dingen aufsucht und sich in der Beschaulichkeit nicht stören läßt. Doch wer befehlen will, tut gut, wenn er den Tag zu Pferde und vor der Front beginnt.«

Er legte Wert auf plastische Kenntnis der Mächte und gute Witterung. Ein Mauretanierfrühstück konnte wichtiger

sein als alle Betriebsamkeit. Auch hielt er darauf, daß hin und wieder gemeinsam gezecht wurde. Er suchte die Garnisonen auf, spann Fäden bis zu den Provinzen jenseits der Hesperiden hin. Ein Zug von angestammter Freiheit verlieh ihm unmittelbare Autorität. Das machte ihn fähig, den Ränken des hoffnungslos gezähmten Menschen und seiner Treiber zu widerstehen, ja zu führen in diesem Widerstand.

Lucius stattete seine Meldung ab. Der Chef erhob sich und schüttelte ihm die Hand.

»Gut, daß Sie wieder da sind. Wir waren um Sie besorgt. Auch der Prokonsul erwartet Sie.«

Er wies auf einen Sessel und unterbrach den Permanentfilm, auf dessen Fläche die Landung des Blauen Aviso abrollte. Dann ließ er den Zerstäuber anspringen.

»Theresa, bringen Sie uns Tee und sagen Sie draußen, daß es noch dauern wird. Es ist ganz gut, wenn die Gesellschaft nicht so zeitig zu den Winzern kommt. Und nun erzählen Sie, de Geer. Was macht das Burgenland? Stehn denn die alten Nester noch?«

Lucius setzte sich ihm gegenüber und berichtete. Wie alle Häuser im Burgenlande kannte er auch das des Generals und hatte es aufgesucht. Die alten Mauern standen noch und wurden immer brüchiger. Die Felsen waren wie Bienenwaben von Gräbern ausgehöhlt; man mußte fürchten, daß sie einbrächen. Die Toten verzehrten sie. Auch auf den Höfen traf man noch das alte Leben, oder beinah das alte — denn manches von den neuen Ideen drang schattenhaft auch in das Burgenland. Zwar würde ihr Einfluß und insbesondere ihre Technik dort nie wirksam werden, doch störten sie die Unbefangenheit im Überlieferten. Das fing beim Kopf an — man hörte dergleichen bei den jungen Leuten am Kamin. Im großen ganzen jedoch sei alles noch in der guten Ordnung und jenseits der Hesperiden immer noch Raum für würdige Existenz.

Die meisten dächten sogar daran, sich noch fester abzuschließen als bisher. So habe man ihm, Lucius, vorgehalten,

man wolle sich in Heliopolis und anderswo in Händel mischen, bei denen kein Ruhm zu ernten sei. Man solle sich ganz von diesem Treiben abwenden. Die Politik sei jetzt zur bloßen Mechanik abgesunken, ohne Figuren und ohne Inhalt außer der tierischen Gewalt. Man solle sich daher auf den unveräußerlichen Sitzen isolieren, das Land bestellen, jagen, fischen, sich den schönen Künsten und dem Kultus der Ahnengräber widmen, wie es von jeher üblich gewesen sei. Das andere sei Schaum der Zeit, ein Krater, der in sich selbst verbrenne, und von diesen Reichen gelte, was Heraklit von den Ephesern gesagt habe: sie seien unwert, daß man neue Gesetze ersinne für ihren ferneren Bestand. Die guten Köpfe des Burgenlandes seien zu schade für dieses Spiel.

»Ich kenne diese Sprüche zur Genüge, mein lieber Freund; es sind dieselben, die man dort seit Olims Zeiten wiederholt. Hoffentlich haben Sie den Krippensetzern Bescheid gesagt.«

»Ich tat, was ich konnte, Chef, um unsere Lage darzustellen. Auch ließ ich keinen Zweifel an unserer Meinung: daß zwar das Burgenland die letzte Zuflucht für uns bleiben wird, doch daß wir auch hier verpflichtet sind. *Wir* können uns entziehen, doch gerade deshalb ziemt uns der Gedanke an die Rettungsboote am wenigsten. Wir haben nicht nur Erbe, sondern auch Mission.«

Der Chef hob die Hand, und Lucius fühlte, daß er zu warm geworden war. Er unterbrach sich:

»Doch darf ich fragen, was sich hier inzwischen ereignet hat? Beim Casteletto fuhren wir an einem Toten vorüber und kamen dann in der Altstadt in die Aufläufe.«

Der Chef wies auf den Permanentfilm hin:

»Der Leichnam wurde schon in der Frühe durch die Späher von Vinho del Mar festgestellt. Sie sahen, wie Wächter des Casteletto ihn auslegten. Jetzt ist er wieder eingeholt. Es handelt sich also wohl um eine Privatvorstellung Messer Grandes für seine Mitreisenden. Die Plünderungen im Parsenviertel dagegen sollen die allgemeine Lage auffrischen. Ich rechne mit Steigerung und Ausdehnung der Unruhen. Agen-

ten berichten, daß im Zentralamt unter Leitung eines Doktor Becker eine Abteilung für Parsenfragen entstanden ist. Man wird jetzt in der populären Presse viel über Parsen lesen; und auch Broschüren sollen gedruckt werden.«

»Was wirft man ihnen vor?«

»So ziemlich alles, und auch noch etwas mehr.«

»Kann man nichts für die Leute tun?«

»Höchstens von Fall zu Fall, im Rahmen der allgemeinen Sicherung. Zur Einleitung von größeren Aktionen sind sie kein günstiges Objekt. Wir hoffen, daß der Landvogt lohnendere Blößen bieten wird. Die Parsen sind hier nicht minder unpopulär geworden, als sie es innerhalb des Islams waren, auch haben sie Bräuche beibehalten, die befremdend sind. Dann sind da die Leihhäuser, die kleinen Wucherer und die Banken, und endlich ist auch nicht alles erlogen, was man von ihren Hotels und Warmbädern erzählt. Um hinter Messer Grande nicht zurückzubleiben, habe ich hier im Hause einen Referenten für Parsica ernannt. Sie können sich dort informieren, wenn Ihnen das Schicksal der Leutchen am Herzen liegt.«

Er lächelte und stellte den Zerstäuber ab.

»Nun ruhen Sie sich von der Reise aus. Sie haben heut noch viel zu tun. Donna Emilia wird schon für Sie gesorgt haben.«

Er brachte Lucius zur Tür. Dort faßte er ihn am Arme und sagte leise:

»Ihre Asturischen Berichte sind dem Prokonsul vorgelegt. Er ist zufrieden damit. Auch von Dom Pedro kamen schon Nachrichten. Der Fürst wünscht nun noch eine allgemeine Beurteilung der Lage; ohne Details und möglichst bald. Sie müssen die Nacht zu Rate ziehen; ich lege das Exposé dann morgen beim Vortrag vor. Halten Sie sich auch erreichbar, falls mündliche Erläuterung befohlen wird.«

Lucius schritt nun die breite Treppe zu den Wohnungen empor. Es hatte großer Umbauten bedurft, um die Fülle

von Gemächern und Sälen einzurichten, die nötig gewesen war. Auch Wirtschaftsräume und Küchen waren eingesprengt. Früher hatte man in weit verstreuten Häusern der Stadt und ihrer Vororte gewohnt; das ließ die Lage nicht mehr zu. Doch hatte der Prokonsul keine Ausgaben gescheut, das alte Gemäuer mit allen Annehmlichkeiten auszustatten, die man in der Neustadt und den Villenvierteln fand. Es fehlte selbst ein kleines Theater nicht.

Lucius wohnte in der Volière — so nannte man einen eingestückten Aufbau, der die Sicht weithin zum Meere öffnete. Der Name rührte einmal daher, daß die Glasdächer von Ateliers dem Erker die Formen eines Vogelkäfigs gaben, und zugleich daher, daß der Prokonsul, der den Umgang mit Künstlern liebte, sie gern in den Mansarden seines Hauses sah.

Lucius fühlte sich in der Volière wohl. Die Höhe, der weite Blick, auch eine dem finsteren Gebäude sonst fremde Heiterkeit erinnerten ihn an das Burgenland. Er war hier heimisch geworden, seitdem er wieder in Dienst getreten war. Das war nicht einfach gewesen nach vielen Jahren der Unabhängigkeit. Sein Leben hatte ein Gleichmaß angenommen, das auch dem Ehelosen eine Art von Haushalt schafft. Er liebte seine Bücher, seine Möbel, den einsamen Spaziergang und hin und wieder ein Glas mit guten Köpfen, denen das Erstaunen noch nicht abhanden gekommen war. Das alles fand sich hier.

Der Zugang zu seiner Wohnung war in den alten Stein gebrochen; er führte durch einen kleinen Flur. Von dort aus trat man in den Arbeitsraum, dem sich zur Linken ein Schlaf- und ein Badezimmer anschlossen. Sie wiederholten sich zur Rechten symmetrisch und waren dort für Gäste vorgesehen. Boden und Abstellräume, auch eine Sattelkammer, reihten sich an. Ein überdachter Balkon war während der Hitze angenehm. Lucius liebte die Klimaheizung nicht. Wenn Nordwind wehte, diente ihm ein kleiner, mit thermischer Bronze gefütterter Kamin.

Vor kurzem waren noch zwei Räume dazugekommen:

die Küche und die Panzerzelle, deren Benutzung für die Mitarbeiter des Prokonsuls vorgeschrieben war. Sie war so groß, daß Lucius wie in einer Schiffskabine in ihr lesen und schreiben konnte; in ihren Fächern bewahrte er außer den Geheimpapieren seine Tagebücher und die Manuskripte, die er von Antonio Peri binden ließ.

Die Küche war eher eine Anrichte, um Speisen aufzuwärmen oder abzukühlen, die er von Costar oder Donna Emilia holen ließ. Ihr Prunkstück war eine Platte aus thermischer Bronze, die durch einen Rand von Porzellan gesichert war. Die Skala führte durch alle Wärme- und Kältegrade, die gastronomisch wünschbar sind.

Als Lucius eintrat, sprang ihm Alamut entgegen, der schwarze Kater, den Donna Emilia, wenn er verreiste, bei Ortner in Pflege gab. Lucius schätze seine philosophische Gesellschaft und fühlte die Arbeit vorangehen, wenn das Tier in der Nähe war. Donna Emilia hatte Blumen auf den Tisch gestellt. Sie trat aus der Balkontür und begrüßte ihn.

Donna Emilia mochte etwa fünfzig Jahr alt sein. Man wußte nicht, wer ihre Eltern waren; Lucius' Vater hatte sie als Kind in einem Dorf gefunden, das Partisanen ausgemordet hatten, und nahm sie mit ins Burgenland. Dort wuchs sie in der Familie auf. Sie hatte Lucius betreut und später einen Mann genommen, der auf den Inseln Handel trieb. Nach dessen Tode war sie zurückgekehrt und führte den Haushalt für Lucius. Costar, der ihm persönlich diente, kam von einem der kleinen Höfe des Burgenlands. Donna Emilia und Costar waren mit Lucius von dort gekommen, während Mario ihm als Wagenlenker zugewiesen war. Die beiden wohnten mit Lucius im gleichen Flügel, und ihre Phonophore waren an den seinen angeschlossen; Mario trug das übliche Dienstgerät.

Es klopfte, und Halder trat in das Zimmer, ein junger Maler, mit dem Lucius Nachbarschaft hielt. Er zählte zu den Künstlern, denen der Prokonsul die Volière angewiesen hatte; in seinem Atelier genoß man den schönsten Aus-

blick auf die Meeresstadt. Doch hatte er auch seinen alten Arbeitsplatz nicht aufgegeben, ein Häuschen in einem Wirtschaftsgarten, in »Wolters' Etablissement«. Er trat auf Lucius zu und drückte ihm die Hand.

»Ich hörte von Donna Emilia, daß Sie wieder hier sind, und will nicht stören; Sie haben gewiß zu tun. Es trifft sich, daß ich morgen abend Geburtstag feiere — ich möchte Sie bitten, dabei zu sein. Auch Ortner und Serner werden teilnehmen.«

»Ich werde kommen, wenn es irgend geht. Sie wissen ja, Halder, welche Freude mir Ihre Gesellschaft macht.«

Costar traf ein und packte die Koffer aus. Mario bestellte, daß Melitta die Ihren angetroffen hatte und nochmals danken ließ. Es kamen Boten mit Befehlen, es kam ein Blumenstrauß, es kam die Post, die sich gehäuft hatte. Die Reise nach den Hesperiden war abgeschlossen, und von neuem fing das Leben in diesem Hause an.

Er hatte gegessen, die Post durchflogen, den Waffenrock mit einem Hausmantel vertauscht. Es wurde dämmerig; auf den Balkonen nahmen die roten und gelben Blumen an Leuchtkraft zu. Die Schwalben, die den Tag im Lichte vergeudet hatten, suchten die Nester an den Zinnen auf und wurden von großen Fledermäusen abgelöst. Am Hafen, in der Stadt und auf dem Meere flammten die Lichter auf.

Donna Emilia stand vor der Bronzeplatte und ließ den Tee ziehen, bis der Aufguß in dunklem Rotbraun leuchtete. Lucius hatte ihn für die Nacht bestellt. Der Tag war lang gewesen und an Bildern reich. Donna Emilia stellte das Geschirr auf und wünschte ihm Gute Nacht.

Lucius durfte die Panzerzelle nur öffnen, wenn er allein im Zimmer war. Ein Kennwort war anzuwenden, um das Schloß sichtbar zu machen, ein zweites, um es aufzusperren; dann sprang mit schwachem Pfeifen die Türe auf. Er steckte den Schlüssel auf die Innenseite und schaltete Lampe und Entlüfter an. Er nahm den Tee mit und schloß sich in Gesellschaft von Alamut zur Arbeit ein.

Aus einer Kassette griff er einen Stoß Papier von bräunlicher Tönung, das Blatt für Blatt in Leuchtfarbe den Aufdruck zeigte: »Achtung! Entzündlich! Nicht an das Tageslicht!« Es handelte sich um eine Erfindung, die man im Haus gemacht hatte. Ihr Hauptzweck war pädagogischer Natur: sie sollte bewirken, daß man die Akten nur in den Panzerzellen schrieb und las. Im Fall eines Diebstahls oder des Verlustes sollte sich die Aufzeichnung vernichten, ehe die Lektüre möglich war. Der Chef dagegen meinte, der eigentliche Vorteil der Neuerung liege darin, daß sie ausgedehnte Aktenbrände verursache. Er hatte sie auf Drängen des Oberfeuerwerkers Sievers eingeführt, den er als pyrotechnisches Genie betrachtete. In diesem Falle freilich hielt Lucius ihre Verwendung für angebracht. Er setzte auf die linke Seite die Worte »Nur für Chef und Prokonsul« und begann dann, zunächst in Kurzschrift, den Bericht:

»Die Einzelheiten der mir von Dom Pedro gewährten Audienzen und der Besprechungen mit seinem Adlatus sind bekannt. Siehe Kurierberichte I bis V. Ich wende mich daher der Beurteilung der Lage zu:

Es darf als sicher angenommen werden, daß Dom Pedro noch vor Ablauf des Jahres die bestehende Regierung durch seine Männer ersetzen wird. Sein Staatsstreich wird notwendig in allen Ländern die Volksparteien auf den Plan rufen. Dom Pedro hofft, daß der Prokonsul die Gelegenheit für günstig erachten wird, um nicht nur mit dem Landvogt aufzuräumen, sondern auch mit dem Demos, der ihn stützt. Um diese Hilfe zu gewinnen, ist er zu materiellen und personellen Opfern bereit, die sicher noch den Vorschlag überbieten werden, den Asturia III ausführlich detailliert.

Es blieb zu klären, ob zwischen der Lage des Prokonsuls und der Dom Pedros Identität besteht und damit Grund zu gemeinsamer Aktion. Dom Pedro und sein Adlatus sind überzeugt davon. Indessen war einzuwenden, daß die Feinde unserer Feinde nicht notwendig auch unsere Freunde sind. Die Ziele des Prokonsuls sind umfassender. Er würde

sie gefährden durch Anteilnahme an Operationen, die nicht das Ganze in Rechnung ziehen. Das wäre aber zu befürchten, wenn er lediglich mit einer der Parteien des Bürgerkrieges zu kulminieren suchte, wenn man das Wort im Sinne von Clausewitz verstehen will.

Es konnte nur angedeutet werden, daß der Prokonsul sich auch dann nicht auf einen bloßen Staatsstreich einläßt, wenn am Gelingen kein Zweifel ist. Weder die Männer noch die Methoden noch die Ideen Dom Pedros führen über den Rahmen einer Diktatur hinaus.

Das schließt nicht das Interesse an diesen Plänen aus. Ihr Scheitern würde auch auf Heliopolis zurückwirken. Aus diesem Grunde empfiehlt sich, sie politisch zu festigen. Was dabei an Potestas geopfert werden muß, wird in Erscheinung treten als Auctoritas. In diesem Falle wird auf den Prokonsul zu zählen sein.

Demgegenüber machte der Adlatus geltend, daß auf der Gegenseite mit Gewalttaten begonnen sei. Man solle eher von Notwehr sprechen, denn seit langem gebe die bloße Mehrzahl nur noch den Titel für die Legalisierung des Verbrechens ab. Die Tüchtigen seien in der Minderzahl, die Kenntnis des Rechten ziere nur wenige.

Es ist vorauszusehen, daß der Versuch Dom Pedros scheitern wird. Er ist ein Gegenschlag, behaftet mit allen Schwächen der Reaktion, und wird im besten Falle eine künstliche Festigung, Galvanisierung der Unordnung erreichen, und auch das nur für gewisse Zeit. Wenn der Prokonsul dieser Auffassung zustimmt, wird er das Unternehmen nicht anerkennen, vielleicht sogar ausdrücklich mißbilligen. Es ist vorauszusehen, daß damit die Gefährdung wächst, doch liegt darin zugleich ein Zeichen der Stärke; es würde sichtbar werden, daß nach Maximen gehandelt wird, die denen der Parteien überlegen sind. Das Schicksal wird stärker, notwendiger anklopfen. Hier gilt das Wort Novalis', daß Dinge, die man übereilt, leicht in ihr Gegenteil umschlagen.

Praktisch geht es um Zeitgewinn, der nicht erreicht wird,

indem wir die Zeit verstreichen lassen, sondern indem wir sie vertiefen — sowohl durch Ausbau unserer Machtstellung als auch ihrer ethischen Voraussetzungen. Das gilt vor allem für die Kriegsschule. Der Palast wird weiterhin Schutz bieten, nicht nur freien und musischen Geistern, sondern auch den Verfolgten — und das selbst in Fällen, die, politisch gesehen, keinen Vorteil bringen, ja in denen es sich um Gegner zu handeln scheint.

Auf diese Weise wird täglich Stärke zufließen — im Zustrom unsichtbarer Macht, auf der die sichtbare ruht. Das Kapital wird so groß werden, daß es von sich aus, durch reine Existenz, zur Wirkung kommt.«

Er hatte diese Seiten fast so schnell geschrieben, wie man spricht. Die Dinge waren ihm vertraut. Nun setzte er Alamut zu Boden, der sich auf seinen Knien eingerichtet hatte, und stellte den Zerstäuber an. Er öffnete die Zelle und trat auf die Loggia hinaus. Die Lichter waren spärlicher geworden; ein warmer Nachtwind wehte vom Meere her.

Dann kehrte er in den engen Raum zurück. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Phonophor gesichert war, ging er mit halblauter Stimme und zuweilen stockend die Bogen durch. Er hatte den Eindruck, daß der Inhalt, besonders am Schlusse, für ein dienstliches Schreiben zu persönlich geworden sei.

»Ich sollte das dem Vortrag beim Fürsten vorbehalten; der Chef liebt Reflexionen nicht.«

Er unterdrückte auch den Hinweis auf die Kriegsschule; das war ein wunder Punkt. Die Streichungen und Korrekturen nahmen mehr Zeit in Anspruch als die Niederschrift. Dann folgte die Abschrift mit einer kleinen Maschine und endlich die Verbrennung des Manuskripts. Dann rollte er die Blätter zusammen und schloß sie in eine dunkle Hülse ein.

Wie häufig bei Nachtarbeiten fühlte er eine seltsame Wachheit, die ihn vor dem Hahnenschrei ergriff. Der Wille wurde

schwächer; die Anschauung gewann. Die Dinge traten auf das deutlichste hervor, als würde ihnen Sprachgewalt verliehen. Er pflegte dann auf- und abzugehen, indem er bald ein Bild betrachtete, bald eines der Bücher öffnete und in ihm blätterte. Es schien, als ob dann die Gedanken von sich aus kämen; sie drängten sich vor seiner Tür und klopften leise an. Draußen erwachte bereits ein Vogel, der wohl mit den Schwingen die nackten Jungen deckte; sein Ruf erklang noch träumend, noch mütterlich-nächtlich, und kündete doch schon als erster Liebesgruß das Nahen des Tages an.

Sein Blick fiel auf den Heinse; er hatte ihn bei Peri nur flüchtig angeschaut. Nun nahm er ihn aus der Umhüllung, um sich seiner in Muße zu erfreuen. Er prüfte den schmalen Goldrand der Umfassung, der ohne Sprung und Fehl dem Leder mit dem kalten Eisen aufgetragen war. Mit dem Mäander war Heinses Leitmotiv getroffen: seltsam verschlungen, doch in antikem Maß geführt. Wie vielen großen Deutschen hatten die Griechen ihm die Form gegeben — den Becher für den allzu starken Wein. Auch dieser war stets in Gefahr gewesen, sich in den Elementen aufzulösen, wie Grabbe und so viele andere. Doch gab es wunderbare Stellen, die sich halten würden; antike Inseln erhoben sich aus dem berauschten Meer. So etwa die Schilderung der Hochzeitsnacht im »Ardinghello«, in deren Trubel die Korsaren brachen, dann die Verfolgung und das Seegefecht, die Rückkehr mit der geraubten Braut und ihren Gespielinnen: Dichtung am Rand der Klippen, symphonische Ordnung von Schönheit und Gefahr. Zuweilen lieh eine von den Eintagsfliegen sich die Augen der Unsterblichen und schaute mit ihrer Lust, wie sich die dunklen Lebenswogen im Kristall verwandelten. Das hielt dann den Zeiten stand.

Er öffnete die Kassette und breitete die eng beschriebenen Blätter aus. Wer kannte das Schicksal einer solchen Handschrift, die durch die Kriege, die Brände, die Großen Feuerschläge bis auf diesen Tag gekommen war? Bereits zu Sömmerrings Zeiten, der den Nachlaß erbte, hatte man vom

eigentlichen Opus nur noch das Manuskript der »Kirschen« besessen, einer Jugendarbeit im Stil Grécourts. Es war ein Glück zu nennen, daß man nach der ersten der großen Katastrophen die Tagebücher wiedergefunden und gedruckt hatte.

Lucius hielt auf seine kleine Handschriftensammlung, wie man in anderen Zeiten auf Reliquien hielt. Im ausgedruckten Buch sah er die Unterhaltung des Autors mit dem Leser und mit der Gesellschaft seiner Zeit, im Manuskript dagegen sein Selbstgespräch — ja mehr noch: sein Gespräch mit Gott. In jedem Autor lebte ja ein Wille, der auf das Ganze zielte, ein Funke schöpferischer Macht. Im Wurf aufs Ganze trat er vor seinen fürchterlichen Richter in höchster Freiheit, bevor das Urteil fiel. Die Handschrift war die köstliche Schlacke, die von diesen Bränden, den Schmelzen, Vernichtungen und Läuterungen des Geistes zurückgeblieben war.

Dann die Entwürfe, die kühnen Planungen. In mancher Hinsicht überflogen sie noch die Meisterwerke, ähnlich wie die Idee stets unerreichbar bleibt. Auch dieser Roman war niemals ausgeführt. Doch zeigten die wenigen Blätter die Fänge des Greifen, der dem Neste des Vaters Gleim entflohen war. Der Streit der feindlichen Häuser Orsini und Colonna im Rom des sechsten Alexander bildete den Hintergrund. Da war schon die volle Erfassung des souveränen Individuums, des großen Themas der Gobineau und Stendhal, der Burckhardt, Nietzsche und all der anderen. Der Schimmer der schrecklichen Fanale leuchtete vor. Da stand es:

»Ich komme nicht wieder. Habe mich in eine neue Sphäre gewälzt, Bruder, und muß mir Platz machen, mächtiges Gesindel aus dem Wege räumen oder in den Abgrund stoßen. Meine Arbeiten beginnen, das Spiel hat ein Ende. Schlummere du noch, bald wird auch der Tag für dich anbrechen. Künftige Woche reis ich nach Rom, Borgia, Florenz.«

Napoleon war damals zwölf Jahr alt, und Mirabeau hatte die ersten Tollheiten schon hinter sich. Das goldene Uhrwerk

von Versailles spielte noch. Doch kannte man bereits den »Götz von Berlichingen« und »Sturm und Drang«. Und hatte man bis heute die Entscheidung wahrgenommen, die mit Werthers Selbstmord gefallen war? Geister wie Fernkorn waren auf der Spur. Ohne Zweifel hatten damals die Franzosen die große Wende schon deutlicher erfaßt, die Deutschen aber tiefer; der neue Mensch war ein Versprechen, doch kein Ziel für sie.

Und dann die Streichungen, die Überschreibungen, die Wiederherstellungen. Hier hatte zunächst »die röthlichsten Trauben« gestanden, sodann »die röthelnden«. Und hier: »Ich habe die Wärme des Lebens gefühlt, und sie ist in mich gedrungen wie Gluth und Flamme« — das war durch »Schlag und Wetter« ersetzt.

Er faltete die Blätter wieder zusammen und schob sie in die Kassette zurück. Das Zielen nach Worten war höchste Schützenkunst. Das Zentrum freilich würde man nie erreichen — es lag im idealen, im unausgedehnten Punkt. Doch wies die Anordnung der Pfeile auf das Verhältnis des Autors zum unsichtbaren Ziel. Das blieb im Wechsel sein unabdingbarer Beruf: mit Worten den Sinn zu richten auf das Unaussprechliche, mit Klängen auf die unerhörten Harmonien, mit Marmor auf die unbeschwerten Regionen, mit Farben auf den überirdischen Glanz. Das Höchste, was er erreichen konnte, war Transparenz. Daher war auch sein Amt inmitten der Vernichtung notwendiger als je.

Lucius stellte, nachdem er ihn noch einmal betrachtet hatte, den Band ins Fach. Wer mochte wissen, wie bald auch ihm in Flammen aufzulodern beschieden war in dieser Stadt, in der die feindlichen Mächte nebeneinander hausten wie in den alten Türmen von Florenz. Merkwürdig war auch das Verhältnis zum Besitz geworden; man mußte das Herz rechtzeitig von ihm lösen, damit es nicht zu schwer getroffen würde vom Verlust. Und doch lag darin auch eine Steigerung. Es wurde deutlich, daß man an den Dingen nur das besitzen konnte, was unverlierbar, was unzerstörbar an

ihnen war. So trug man ja auch den Körper und die ihm eingewebten Sinne — als nur geliehenes Gewand. Und gerade die Bedrohung weckte ein neues Gefühl des Lebens auf.

Er dachte an Budur Peri und den starken Eindruck, den er von ihr gehabt hatte. In ihrer Schwäche hatte eine Art von Kraft gelegen, doch andere Kraft, als ihm geläufig war. Es war die Kraft der Kinder; sie forderte zur Sorge, zum Schutz heraus. Die Zeit ließ die Menschen sich tiefer begegnen als in der Ordnung; sie trafen sich wie auf Schiffen, deren Planken sich gelöst hatten. Da mußte man einander Höheres gewähren, Entscheidenderes weigern als früher auf festem Grund.

»Ich werde hier ein wenig für sie mitdenken«, beschloß er in seinem Sinn.

Wieder trat er auf den Balkon hinaus. Die Häuser und Paläste lagen jetzt still im Morgenlicht. Vom Korso, von der Allée des Flamboyants und von der breiten Straße des Regenten strahlte das Laub der Bäume in einem Grün, das kaum schon Farbe zu nennen war. Ein Schwarm von Tauben kreiste über den Dächern, mit rosigen Brüsten, von der noch unsichtbaren Sonne angemalt. Sonst sah man um diese Stunde die roten, rechteckigen Segel der Fischerboote, die vom nächtlichen Fange wiederkehrten; heute, am Sonntag, fehlten sie. Doch tauchten schon die spitzen Fittiche der Jachten auf. Man hörte die ersten Schritte im Palast.

Lucius fühlte sich noch frisch. Das Wachsein belebte ihn nach solchen Nächten wie die Kraft des Bogens den Pfeil, der leicht dahinfliegt, bis er den Boden trifft. Die Müdigkeit ergriff ihn erst am Nachmittag, doch dann gebieterisch.

Er überflog noch die Notizen, die sich im Lauf der Reise angesammelt hatten — sie harrten der Übertragung in das Journal. Während der Seefahrt hatte er mit einem neuen Abschnitt darin begonnen, mit einem Selbstporträt. Den Anstoß dazu hatte ihm das kurze Prosastück von Laroche-

foucauld gegeben, das mit dem Satz beginnt: »Je suis d'une taille médiocre, libre et bien proportionnée«, eine der großen Marken auf der Entdeckungsfahrt des Menschen durch seine innere Welt. Seit langem freilich waren die Mittel des Malers solchen Versuchen dienlicher geworden als die des Bildhauers. Die Charaktere hatten sich in einer Weise aufgefasert, die den Pinselstrich erforderte. Doch hatte sich das Bewußtsein ungemein verschärft, war in das Dunkel der Schächte eingedrungen wie ein Grubenlicht. Das gab die doppelte Beleuchtung, die die Regionen des Traumes, ja selbst des Mythos als des Völkertraumes, erhellte wie nie zuvor. Wie die Physik zu den Atomen vorgedrungen war, so stieg der Einzelne zu den Ur-Teilchen seiner selbst hinab. Zerstörung, doch vielleicht auch Anfall ungeheurer Kräfte mochte die Folge sein. Lucius überflog eine der Passagen, die er zur späteren Ausarbeitung stenographiert hatte:

»... dann über die Liebe, Verhältnis zu ihr. Die Arten — Stendhals Einteilung ist pure Soziologie. Es gibt nur eine Liebe, jenseits von Zeit und Raum, alle Begegnungen auf Erden sind Gleichnisse, sind Farben des einen und unteilbaren Lichts. Die Liebe im Ausgedehnten, in den zeitlichen Wirbeln ist irdisch, ist neptunisch; der Ozean ist die Wiege, aus der Aphrodite sich erhebt. Aus seinem Abgrund quillt, was Woge und Rhythmus, Spannung und Mischung, prächtig und furchtbar an ihr ist. Am Meeresstrande und auf den Klippen vernehmen wir ihr namenloses, ihr Schicksalslied, die tiefen Sirenklänge, die uns locken, uns in ihrem Meere zu verlieren im Auf- und Untergang. Unwiderstehlich zieht es uns dahin.

Ich fuhr mit den Fischern hinaus, zur Zeit, in der die großen Schwärme sich der Küste nahen. Von fernher, wie von feurigen Magneten angezogen, streben sie den Hochzeitsgründen zu. Als Brautschmuck legen sie die Farben der Edelsteine an. Rücken an Rücken sieht man sie zu Legionen um die Kiele der Boote stehen. Die Fluten, in denen sich Milch und Rogen mischen, scheinen zu kochen, zu wallen

vor Liebesglut. Das Auge vermag nicht zu unterscheiden, was Leib, was Woge ist. Und rings im Umkreis sind die Netze ausgespannt.

All dieses kann nur ein Abglanz der Liebe sein. Sie herrscht im Unausgedehnten, trifft uns aus ungeheurer Entfernung mit unsichtbarem Strahl. In ihr beruht, was ewig, was unverlierbar an der Begegnung ist. Die Schäume werden durch sie geweiht.

Neptunische Zeichen walten im Ausgedehnten und über den namenlosen Schwärmen im Element. Es gibt so wenig berühmte Liebespaare, daß man sie an den Fingern aufzählen kann. Irdisches Unglück ist ihr Kennzeichen. Sie treffen sich, wie Dante und Beatrice, auf der Brücke über dem Strom der Zeit. Sie folgen den Gesetzen der Parallelen; ihre Begegnung liegt im Unendlichen.

Die Freunde meinen, daß die Erziehung im Burgenland mich schädigte und daß sie wie eine Narbe eine Art von Spaniertum in meinem Wesen hinterließ. Daran ist etwas Richtiges. Ich liebte die Einsamkeit, doch war sie nicht unbelebt. Die Einheit des Schöpfers und der Geschöpfe war mir nie näher, nie deutlicher bewußt. Ich denke an die Ritte im Mai, im Juni, bei denen die Natur sich aufschloß wie ein feierlicher Saal. Die Wiesen glänzten im Lebensgrün. Die Bäume blühten; und jeder Kelch trug mehr als das Versprechen künftiger Frucht. So ruht im Mittelpunkt des Rades mehr, als was sich im Wechsel wiederholt, und nährt sich die Flamme aus ihrem unsichtbaren Kern.

Und dann die Wälder, ihr tiefer, moosiger Strahl. Aus dem Dickicht wehte der Duft der Waldrebe. Das Gaukeln des Kuckucks, das Trillern der Spechte, das Gelächter des Turteltäubers im Schattengitter — die Rufe pochten am Schweigen an.

In einer solchen Stunde begegnete ich Astrid zum ersten Mal. Sie ritt mit ihrem Bruder, der in Asturien fallen sollte, in blauem Mieder, mit offenem Haar. Ich sah sie dann fast täglich, doch kaum so nahe, daß ich sie grüßen konnte, denn

ich wich ihr von ferne aus. Nie hätte ich gewagt, ein Wort an sie zu richten; ich fühlte, daß ich linkisch an ihr vorüberkam. Doch liebte ich es, sie von weitem wie einen Punkt im Frühlingsland zu sehen, und dachte stets an sie. Auch jetzt noch lebt ihr Bild so klar, so deutlich in mir wie kein anderes.

Es scheint, daß diese erste Begegnung einen Schatten auf alle anderen warf. Zuweilen erblicke ich in den Straßen der Städte, im Glanz der Feste, in den Logen der Theater ein Wesen, durch das ich an Astrid erinnert werde, wie eine Blüte, die ein Duft, ein Schimmer, ein Wohlbehagen von höherer Art umgibt. Doch weiß ich dann sogleich, daß die Ferne mitgegeben ist. Schwerkraft und Fliehkraft halten sich die Waage; und jedes Bemühen, den Zwiespalt zu überbrücken, ist umsonst. Wir spüren die Macht ursprünglicher Trennungen.

Wie anders ist es, wo die neptunischen Kräfte regieren; das Leben fängt uns mit starkem Netz. Ich war an einer Küste des hohen Nordens bei einem Freunde Nigromontans. Wir lebten dort als Jäger und Fischer und stellten dem Urhahn, dem Elch, dem Wisent, den ziehenden Lachsen nach. Noch gab es Nächte, doch tauchte die Sonne nur flüchtig ein. Es waren die Tage, die man dort Alcedonia nennt: die Zeit der Eisvogelbrut.

Wir waren auf einem Saether gewesen, auf einer der Sennhütten am Rande der Hochmoore, zu einem fröhlichen Fest. Die jungen Leute sind dort schweigsam, versonnen, doch heiter, wenn sie sich an solchen Tagen vereinigen.

Als wir uns trennten, war ein bleicher Mond am Himmel aufgegangen; die Wege zogen sich als helle Adern durch den Mattengrund. Ich brachte Ingrid zu ihrem Hofe, der am Strande lag. Wir lachten und liefen die Abhänge hinab — Ingrid ein wenig vor mir; sie hatte meine Hand ergriffen und angehoben, als ob sie mich lehren wollte, wie man sich tänzerisch bewegt, ja wohl auch fliegt. Die Körper wurden leichter, fast geistergleich.

So kamen wir an das Gatter, das der Weidetiere wegen weithin den Hof umschloß. Inzwischen hatte sich der Mond gefärbt; die Schatten der Hasel- und Holundersträucher fielen wie Gitter auf den Weg. Behutsam traten wir durch sie hindurch, als wäre uns eine Macht verliehen, die durch Mauern, Kettenringe und Kerkergitter führt. In weißen Flammen glühte der nordische Jasmin, ein wunderbarer Duft ging von ihm aus. Wir hörten Brachvogelrufe von den Wiesen am nahen Fjord.

Und wieder faßten wir uns bei der Hand, doch diesmal wie aus Furcht. Das Land war hell elektrisch und wir die Pole, an denen der Strom sich schloß. Ringe von tiefer, dunkler und immer schwererer Schwingung breiteten sich aus. Ich spürte, wie das Blut sich wölbte, so wie der Meeresspiegel sich dem Mond entgegenhebt.

Das Licht schien Ingrids Züge zu verlöschen; es wandelte sie zu einer Maske mit dunklen Augenhöhlen um. Wie war die Gefährtin so ganz verändert, wie schmolz ihr Eigentümliches dahin. Ich griff ihr Gesicht mit beiden Händen, zog, um sie wiederzuerkennen, mit den Fingerspitzen die Formen nach — vom Haaransatz über die Stirn und die geschlossenen Augen, über die Lippen, die mich sanft berührten, bis zum Kinn. Ich folgte den Schultern, den Linien des Körpers, den ich entdeckte wie ein unbekanntes Reich. Ich fühlte, wie er antwortete, sinnpflanzengleich vor der Berührung bebend, doch sich entfaltend in ihrer Zärtlichkeit. So schwingen Harfensaiten, so wölbt sich die Amphore in des Töpfers Hand. Vom Meer her wehte ein Hauch von krausem Seetang auf; ihm folgte Kastanienblütenduft.

Bei der Erinnerung an diese Nächte steigen Tränen in mir auf. Sie mögen Schulden sein, die ich der Zeit zurückzahle. Damals, als ich von Ingrid Abschied nahm, fühlte ich, wie lautlos die Tropfen auf mein Gesicht, auf meine Hand hinabfielen. Ein grenzenloser Schmerz liegt darin, daß die Umarmung nicht dauern kann.

Nigromontan sah es nicht ungern, daß ich Frauen wie

Ingrid begegnete. Doch wollte er, daß die Berührung flüchtig sei. Er sprach einmal darüber auf einem unserer Gänge, doch blieb er, wie stets, in Andeutungen — ja er tat so, als ob das, was er sagte, zum Unterricht im Provençalischen gehörte, in dem er mir damals einen Kursus gab.

›Désinvolture ist eine Art der höheren Natur — zwanglose Bewegung des freien Menschen im angeborenen Gewand. Du findest sie bei Spielen, Turnieren, Jagden, bei Banketten und im Feldlager, wo sie den Waffen Glanz verleiht. Ihr muß Souplesse zur Seite stehen. Das Wort kommt aus dem Provençalischen — supplex ist, wer die Knie beugt. Désivolture läßt auf die Männer schließen, die dich ihres Umgangs, Souplesse hingegen auf die Frauen, die dich ihrer Neigung würdigten.‹

So Nigromontan, zu dessen Lehre es gehörte, daß die innere Natur des Menschen auf seiner Oberfläche sichtbar werden müsse wie Flor, der aus den Keimen steigt. Doch anders Pater Foelix, dem ich die Leitung meines Wandels anvertraute, seitdem ich im Palast beschäftigt bin. Ich legte ihm die Frage vor, ob wohl die große Synthese möglich sei und ob man einem Wesen begegnen könne, das die Eigenschaften Astrids und Ingrids vereinige. Und er beschied mich, daß ein solcher Gedanke jenseits unserer Sphäre liege und nur in der Verehrung zu erahnen sei.

›Du aber halte dich ans Dogma, das mit dem Stoff der Bilder den Augen den überirdischen Glanz verhüllt. Die Weisheit der Väter hat ihn in Jahrhunderten gewebt. Das Höchste findest du auf Erden nie, doch macht ein nach den bewährten Regeln geführtes Leben dich seiner würdig, wenn du durch die letzte Pforte gehst. Furchtbar wie je zu Heidenzeiten ist die Vermessenheit des Menschen, an Tafeln sitzen zu wollen, die nicht für ihn gerüstet sind. Du richte dich nach des Boëthius Regel: daß besiegte Erde uns die Sterne schenkt. Das ist der einzige, der rechte Weg.‹«

Er überflog noch eine Note, die er sich bei anderer Gelegenheit gemacht hatte:

»Rotes Kap. Hydrobiologische Station. Vormittags elf Uhr, bei gutem Wetterstand. Die Sonne scheint hell in den kahlen Arbeitsraum, der aus einer der alten Kasematten gewonnen ist. Meerwasser sprudelt in gläserne Becken, an den Wänden ziehen sich Regale entlang. Sie sind mit Büchern, Chemikalien, Instrumenten und Präparaten bestellt.

Der Arbeitstisch mit seinen Mikroskopen, Reagenzien, gläsernen Schalen, auf denen die Sonne spielt. In runden Becken eine Reihe von Clypeastern, die Taubenheimer mir bringen ließ. Ich öffne die beinernen Kuppeln, unter deren blauen Stacheln sich Hieroglyphen bergen, mit dem Skalpell. So tritt die innere Symmetrie zutage, der fünfstrahlige Bau der Eingeweide, der Wassergefäßring, das dunkelrote Ovarium, die Laterne des Aristoteles. Aus diesen angebrochenen Astriden träufle ich in zwei flache Schalen, die eingeritzt die Zeichen ♂ und ♀ tragen, männlichen und weiblichen Zeugungsstoff.

Ich bringe zunächst in einem Wassertropfen die weibliche Materie unter das Mikroskop. Sie ist rund, farblos und nur dadurch sichtbar, daß sie das Licht ein wenig anders bricht als das neptunische Element, in dem sie treibt.

Nun setze ich dem Wassertropfen eine Spur des männlichen Stoffes zu. Schwärme von Samenzellen nähern sich in peitschender Bewegung den Eiern an. Man sieht sie kometengleich die Globen umkreisen, bis einem von ihnen der Eintritt in das Innere gelingt. Wenn die Verbindung geglückt ist, schließt das Ei sich durch die Verdichtung der Membrane nach außen ab. Nun beginnen die oft geschauten Wunder der Strahlung und dann der Teilung, die in kunstvollen Folgen von Symmetrie und Faltung das neue Wesen modelliert.

Die Technik dieses Vorgangs wurde durch Taubenheimer einleuchtend dargestellt. Doch fragte ich ihn oft vergeblich, was zeichenhaft an solcher Paarung, was Stoff für höheres Wissen sei? Es schien mir, daß er hier nicht einmal die Frage, nicht einmal das Rätsel sah.

Zunächst: Was ist verschieden an Mann und Weib in diesem winzigen Modell? Wir finden den Kern, die strahlende Substanz, sowohl im Samen als auch im Ei. Das Plasma dagegen, überreich im Ei entwickelt als ruhende und nährende Materie, ist beim Samen als Geißel ausgebildet, als Werkzeug räumlicher Bewegung und angreifender Aktion.

Im Plasma dürfen wir das irdische Element vermuten, und im besonderen die neptunische Mitgift, die uns verliehen ist. Es zeigt das Abbild des Meeres: im Ei als Weltstoff, ruhend in kristallenen Kugeln, im Sperma als Weltkraft, deren Zeichen die Welle ist.

Im Kern dagegen ruht die astrale Mitgift; wir sehen ihn daher nach Licht- und Strahlungsgesetzen wirken, wenn neues Leben entstehen soll. In jeder Zeugung spiegelt sich das All.

Was treibt mich, mir mit unseren Mitteln zu versichern, woran seit Anbeginn im Glauben kein Zweifel war? Es scheint, daß Pater Foelix das duldet, wie man der Schwäche des Kindes gegenüber Nachsicht übt:

›Das sind Organe, die dich verlassen werden, wenn die Stunde schlägt — zeitliche Texte der ewigen Melodie.‹«

Die Sonne schien jetzt hell in den Raum. Die Glocken läuteten zur Frühmesse. Lucius schloß die Panzerzelle und öffnete die Tür zum Flur. Auch brachte er sein Bett in Unordnung. Bald mußte Donna Emilia mit dem Frühstück und mit der Milch für Alamut erscheinen, und sie würde ihn vorwurfsvoll mustern, wenn sie merkte, daß er die Nacht durchwacht hatte.

DAS SYMPOSION

Das Atelier des Malers krönte die Volière; der Blick fiel weithin auf die Inseln und das Meer. Südwand und Decke umwölbte eine Stirn aus fugenlosem Glas. Die schwere

Kuppel war kaum von der Luft zu unterscheiden, doch wirkten Impulse auf ihr feinstes Gitter und riefen Veränderungen der Durchsichtigkeit hervor. Es war an einen Schalter angeschlossen, der einer Palette glich. Zu jeder Stunde hatte Halder auf diese Weise das gewünschte Licht. Auch sparte er den Vorhang, der gewissermaßen im Fenster verborgen war. Am hellen Mittag herrschte, wenn er den Schalter herunterschraubte, nächtliche Dunkelheit im Atelier. Der Umfang, und vor allem ihre fugenlose Einheit, machte die Anlage kostbar; sie stellte eine Gabe des Prokonsuls dar, der seine Treibhäuser auf gleiche Weise beleuchtete.

Zu dieser Stunde ließ Halder das volle Licht eintreten und hatte nur die weißen Innenwände sanft erhellt. Der Mond stand im Zenit. Man sah die Feuer auf den Inseln und die bestrahlten Schiffe in der Bucht. Vom Weißen bis zum Roten Kap erhellte eine Perlenschnur den Saum des Golfes; sie spiegelte sich in der Flut. Zuweilen, wenn ein Schiff passierte, glommen die Spiegel an der Einfahrt des Binnenhafens auf. Am Korso zogen die Wagen ihre achtfache Lichterbahn. Die Obelisken waren rötlich und die Fontänen silbern angestrahlt. Am Großen Hafen und seiner Freiheit kreisten Ringelbahnen und Riesenräder, und Feuerwerk stieg auf. Vom Meeresspiegel zeichnete sich das Rechteck des Raketenhafens ab. Jenseits der Altstadt pulsierten die Richtungslichter des Aerodroms; die Fläche hob sich, wie mit dem Phosphorstift umrissen, aus der Nacht. Magnetisch verankert stand über ihr ein rotes Wölkchen, auf weiteste Entfernung sowohl optisch als auch im Blindflug anschneidbar. Rote und grüne Glühwürmchen schwebten an und ab. In hohen Sphären sprühten die Raketenbahnen auf. Der Raum glich einer dunklen Höhle, in der ein mathematisches Bewußtsein mit bunten Augen lauerte und seine Spiele trieb.

Wie immer spürte Halder bei diesem Anblick einen Anflug des Stolzes, doch auch zugleich der Furcht. Es war, als ob das Hirn sich allzu kühn erhöbe und das Zwerchfell warnend antwortete.

»'s sind Zauberschlösser aus Tausendundeiner Nacht. Von Kind auf fühlte ich, daß wir hier nicht wohnen können; wir treiben auf dem Unbekannten wie Sindbad auf dem großen Fisch oder wie zwischen den Schwingen der Dämonenfürsten, die Allah mit einem Stern verbrennt. Wir können nicht abspringen. Man hat uns abgefeuert wie ein Geschoß, doch lebte der Mensch nicht immer so. Was ist der Sinn, wo ist das Ziel der fürchterlichen Bahn?«

Er hatte diese Worte halb an sich selbst gerichtet und halb an den anderen, der neben ihm an der Glaswand stand: an Serner, gleich ihm Gast des Prokonsuls, einen hageren Mann mittleren Alters in nachlässiger Kleidung, der sich durch hohe Grade der Zerstreutheit auszeichnete. Es war bekannt, daß Serner immer in einer Art von Monolog, von geistigem Training lebte und daher ein Gespräch mit ihm nur schlecht zu führen war. Doch standen seine Worte oft zu den ihm vorgelegten Fragen in Harmonie. Auch er schien in das Schauspiel des nächtlichen Heliopolis vertieft. Ohne die kurze Pfeife aus dem Mund zu nehmen, wandte er sich an den Maler und sagte:

»Sie sind im Irrtum, Halder: der Mensch hat immer so gelebt. Nur wird ihm seine Lage zuweilen besonders klar. Für solche Einsicht muß er dankbar sein. Der Raum, der Sie erschreckt, ist stets der gleiche; er ist nicht größer als die Schädelkapsel, die Ihr Gehirn umschließt.«

Er spann, ohne die Frage des Malers weiter zu erörtern, eines der Selbstgespräche über die Gnosis daran an, mit der er sich seit längerem beschäftigte. Die Weltraumhöhle und die Weltenangst — eins hatte das andere erzeugt, ohne daß Ursache und Wirkung zu unterscheiden waren; die Höhe brachte ihre Tiefe mit. Was ihn, Serner, betraf, so hatte er den geistigen Ort zu untersuchen, an dem sich der Vorgang abspielte. Das war seine Aufgabe.

Sie wurden unterbrochen durch den Eintritt Ortners, eines älteren Mannes, der das Haupt des kleinen Kreises und Freund des Prokonsuls war. Er wohnte auch in der Volière,

doch zog er ihr sein Gartenhäuschen vor. Es lag am Pagos, nahe der Villa, in der der Fürst die Sonntage und Ferien zubrachte. Sein Freund und Gönner hätte ihn gern in der Akademie gesehen, doch war Ortner der Umgang mit den kleinen Gärtnern und Winzern lieber, die den Terrassengrund am Pagos besiedelten. Sie hatten Rosen und Früchte nach ihm benannt. Auch heute kam er in ihrer Tracht. Er konnte am Ende der Fünfziger stehen, trug dichte graue Haare über der sonnengebräunten Stirn. Beim ersten Anblick mochte man dem Mann mit seinen harten Händen die schlichte Rolle glauben, in der er sich behaglich fühlte, doch zeugten seine Züge für weite, im Laufe von Jahrzehnten gereifte Übersicht.

Die vom Zentralamt ausgehaltene Presse pflegte Ortner halb spöttisch, halb widerwillig den »Homer von Heliopolis« zu nennen; und tatsächlich war sein Opus mit der Entwicklung und den Krisen dieser Weltstadt eng verknüpft. In jungen Jahren schon war er bekannt geworden durch kosmische Dichtungen, die mit anarchischer Gewalt dahinstürmten. Dann hatte er Volksaufstände, Feldzüge und Jagdfahrten im Gefolge des Orion mitgemacht. Dem Abschnitt äußerer Weitung folgte ein anderer, den eine Reihe von klaren und konstruktiven Werken kennzeichnete und den politisch eine Wendung von der Linken zur Rechten begleitete; endlich die Neigung zu den Gärten und mit ihr die Rückkehr zur musischen Welt.

Der Fürst erhoffte von Ortner die geistige Durchdringung von Heliopolis. Er hielt ihn für fähig, ein Modell zu schaffen, das im historischen Objekt enthalten war und ihm ein Leitbild gab. Es zählte zu den Maximen des Prokonsuls, daß echte Politik nur möglich sei, wo Dichtung vorausgegangen war. Was Serner anging, so traute der Fürst ihm ähnliches auf dem Feld der Begriffe zu. Der Unterschied war deutlich im Wesen der beiden Männer ausgeprägt: bei Serner spürte man einen hohen Grad der Kälte, der unbeteiligten Betrachtung, dagegen strahlte Ortner große Wärme aus.

Ortner gab Halder einen Blumenstrauß und wünschte ihm Glück zum neuen Lebensjahr:

»Auch habe ich die Freude, Sie als Nachbarn zu begrüßen, denn der Prokonsul wendet ihnen ein Landlos am Pagos zu.«

Er überreichte ihm die Verschreibung, an der ein Siegel hing. Halder hatte sich in »Wolters' Etablissement« beengt gefühlt, und Ortner war stets bemüht, dem Fürsten die Sorgen seiner Freunde vorzutragen, wenn es das Gespräch ergab.

Lucius trat ein; er hatte Costar zur Aufwartung mitgebracht. Seine Gabe bestand in einem Fisch aus rotem Karneol. Der Maler liebte solche Stücke aus Holz, aus Glas, aus Elfenbein und hatte sie in seinem Atelier verstreut. Zur Arbeit bedurfte er weder der Landschaft noch der Modelle, doch liebte er die Gegenwart von Dingen, die ihn anregten. Sie spielten dann in seine Werke ein, doch eher wie Bilder, die sich im Traume wiederholen — im Umriß unbestimmter, im Wesen deutlicher.

Halder hatte eine einfache Bewirtung vorbereitet; sie war dem frauenlosen Haushalt angepaßt. Der Tisch trug Schüsseln voll Mandeln, Oliven und kleinen Fischen, wie man sie bei den Salzwarenhändlern am Hafen kauft. Sie rahmten eine lange Fleischpastete ein, die von Zerboni in eine goldbraune Kruste eingebacken war. Auf diese Weise waren Brot und Zukost in einem Gericht vereint. Kränze von Rosenblättern zierten das Gedeck.

Das Amt des Symposiarchen kam Ortner zu. Er trat an den Schenktisch, auf dem der Wein in einem gläsernen Kruge leuchtete, und kostete vor.

»Sie geben Fünfjährigen von der Osteria ›Zum Thunfisch‹, Halder, und wir werden ihn trinken, wie er gewachsen ist. Wir leeren drei Gläser gemeinsam nach den Regeln; das erste soll dem Jubilar, das zweite dem Fürsten, das dritte den Musen gewidmet sein. Dann trinken wir, wie es die Laune bringt. Es darf von allem gesprochen werden, außer von Politik.«

Sie brachten die Libation und streckten sich, halb sitzend,

auf das Lager aus. Costar legte vor und sorgte am Schenktisch für den Wein. Auch füllte und leerte er dort sein Paßglas, das neben dem Kruge stand.

Man lobte den Wein und auch die Wirte von Vinho del Mar. Der Keller des »Thunfisch« war berühmt. Lucius zog ihm noch den des »Calamaretto« vor, doch nur an Ort und Stelle, da sein Gewächs empfindlich war und durch die Seefahrt litt. Auch mußte man mit dem Patron, Signor Arlotto, getrunken und sich nicht nur als feiner Schmecker, sondern auch als heiterer Geselle ausgewiesen haben, ehe man in seinen Augen des Besten würdig war. Ortner dagegen liebte die kleinen, unbekannten Winzer, die in der Küche ausschenkten. Die Mutter stand am Herde, man scherzte in der Familie. Die Arbeit am Weinberg war ihr Gebet. Man kostete mit ihnen Schafkäse zum hellen und Artischockenböden zum roten Wein. Dabei sprach man gemächlich über die alten, einfachen Dinge und ihre Wiederkehr: das Wetter, das Wachstum, den festlichen Jahreslauf. Da lernte man mehr und Besseres, als in den Büchern stand. Es gab ja keine Kunst, die nicht aus dem Kalender wuchs.

Sie sprachen dann über die Gläser, die Costar ihnen bot. Sie waren klein und bauchig, in ihrer Form berechnet auf die hohle Hand, damit der Zecher die Kühle des Weines mildern könne, wie es ihm gefiel. Die Öffnung verjüngte sich und sammelte den Duft. Sie waren abgestimmt auf einen guten und zarten Klang.

»Was mich betrifft«, sprach Ortner, »so ziehe ich die irdenen Geschirre vor, gemäß dem Epigramm des Athenäus:

›Gib mir den süßen Becher, den aus Erde geformten, aus der ich geschaffen bin und zu der ich auch wieder eingehe.‹«

Er fügte hinzu, daß er vor Jahren eine Reihe von Studien über die einfachen Geräte begonnen habe, wie über die Sichel und die Lichtschere. Darunter sollte unter dem Motto »O Bouteille profonde« auch eine Arbeit der Weinflasche gewidmet werden, ihrem Verhältnis zu den Ländern und Sorten und zur Praxis des Trinkens, wie sie sich bei den Völkern entwickelte.

»Doch scheiterte ich schon bei der Bestandsaufnahme, wie Casanova bei den Vorarbeiten zu seinem Lexikon der Käsesorten den Mut verlor. Das sind Aufgaben, die die Kraft und auch die Einsicht des Einzelnen übersteigen; man müßte sie einem Kreis von Kennern überweisen, der in den Kellern tagt und mit den besten Tafelrunden aller Rebländer korrespondiert.«

Der Philosoph vertrat die Meinung, daß nur das Glas die rechte Fassung des Weines sei. Der Wein sei das Symbol des höheren Lebens, des Geist gewordenen Blutes, und dessen gegebene Umgrenzung sei der Tod. Glas sei die unfruchtbarste, dem Leben entfernteste Materie; auch schwebe in den feinsten Kelchen der Wein, gleichsam ins Unsichtbare ausgegossen und von ihm gehalten, als reine Essenz in der reinen Form. Daher sei das Zerbrechen des Glases auch ein Zeichen des Glückes; es deute die grenzenlose Freiheit im Äther an. Das Glas sei Körper, sein Inhalt Geist.

»In diesem Sinne«, sagte Halder, »wäre das Glas, was für den Maler das Schwarze oder die Dunkelheit. Die Gegenstände sind von feinsten Schichten der Dunkelheit umringt und voneinander abgesetzt. Das gilt nicht allein für die Zeichnung, sondern auch für die Malerei. Die Farbe ist unseren Augen Wein. Doch wird sie nur sichtbar, nur genießbar durch die Fassung der Dunkelheit.«

Lucius fragte ihn, ob Kenntnis der Farbenlehre für den Maler notwendig sei.

»Gewiß, obgleich sie den angeborenen Sinn für Farben nur im Bewußtsein stärken, doch nie ersetzen kann. In unserer Zeit ist es sogar von Vorteil, wenn Farbentheorie und farbiger Instinkt zusammenwirken wie grammatische Unfehlbarkeit und dichterische Schönheit im absoluten Satz. Was mich betrifft, so denke ich häufig über die Farben nach und glaube, daß das meinen Bildern so wenig Abbruch tut wie Kenntnis des Kontrapunktes einer Komposition.«

Dann ging er auf die Technik seiner Arbeit ein. Für ihn war die Entstehung eines Bildes zunächst ein primitiver Akt,

der an Blutübertragungen erinnerte. Dabei war wichtig, daß inneres Leben vom Maler auf die Leinwand überging. Er fühlte sich gut im Zuge, wenn die Stelle des Bildes, die er mit dem feuchten Pinsel berührte, wie durch einen feinen Strom mit seinem Arm, mit seinem Körper verbunden war. Er wurde unsicher, wenn diese Spannung ihn verließ.

»So muß auch beim Beten, wenn sich die Hände falten, eine Art von Magnetismus spürbar sein, wenn das Gebet durchdringen soll«, bestätigte Ortner. Er hatte aufmerksam zugehört. »Die Rechte und die Linke verschränken sich zur Ruhe und sammeln unaufgeteilte Kraft. Dann handelt die nicht in Symmetrien sich spiegelnde Vernunft.«

Der Vorgang sei keinem, der an musischen Werken schaffe, unbekannt. Dem Autor fließe das Beste in den Pausen zu, als Antwort aus dem Unendlichen.

Halder fügte dem noch Notizen über die Farbe im besonderen bei. Die Pinselspitze glühe, vibriere wie eine winzige Lampe, wie eine Nadelspitze, die geladen sei.

»Die Farbe ist porös, ist wie ein feiner Schwamm, der sich mit Unsichtbarem tränkt. Umschlossen von der Form, wie die Vokale von den Konsonanten, umschließt sie wiederum das Unaussprechliche. Doch wirkt der Maler nicht allein; das Auge des Betrachters fügt ihr Bereicherung hinzu. Die Bilder reifen auf diese Weise nach. Daher ist es für uns auch wichtig, wer sie erwirbt und wer sie aufbewahrt.«

Nach Halders Ansicht stellten Bilder den höchsten Hausrat dar und mußten als erstes, ja auch als einziges gerettet werden, wie früher die Laren bei einer Feuersbrunst. Wer kannte die Wirkung von Bildern in Arbeitsräumen, im Festgemach, im Zimmer der Mutter, die ein Kind erwartet? Die einen waren im bescheidenen Haushalt, die anderen in Schlössern und wieder andere nur in Kirchen sinnvoll; es stimmte traurig, wenn man sie in den Museen traf. Schön war es auch, daß Bilder heilig wurden und Wunderkraft unmittelbar von ihnen ausstrahlte.

Hier wirke das magische Inbild, dessen Kraft zu allen

Zeiten seit den Figuren der Jäger in den Höhlen des Pagos dieselbe sei. Lucius meinte, es müsse dem wohl noch ein Zeitliches sich gesellen — Geist der Epoche, in der das Werk geschaffen sei. Ob es denn Regeln gäbe, nach denen die malerische Urkraft sich als »modern« darstelle oder nicht?

»Ist starke Berufung angeboren, so wird sie notwendig den Stil gewinnen, der jeweils anspricht, ja sie bestimmt ihn wohl. Der Zeitgeist fließt in die Charaktere ein. Metall und Prägung hängen voneinander ab. Das eine steht in Beziehung zum ewig Gleichen, die andere zu der Stunde, in der der Künstler geboren ist. Daher wird er zunächst gestaltlos die ihm verliehene Begabung fühlen und dann die Mittel finden, sie zu verwirklichen. Ein Meisterwerk entsteht, wenn Zeitloses das Epochale ausfüllt wie dieser Wein das Glas.«

»Wie könnte man aber von der Form absehen? Ohne sie gäbe es keine Bewegung, keinen Stil. Zum Ausweis des Künstlers gehört, daß er das ewig Gleiche in stets neuer und unberührter Form erkennt. Die Überraschung ist nicht nur epochal — sie ist auch wesentlich.«

Der Einwand kam von Serner, der meist so abwesend war, daß ihn die anderen kaum wahrnahmen. Lucius betrachtete das blasse Gesicht, auf dem es sich spinnenfüßig zu bewegen schien und das sich schärfte, wenn ein Gedanke fixiert wurde. Offenbar wußte Serner mehr, als er sagte und als er sagen konnte — hin und wieder kam es zu plötzlichen Verdichtungen, zum Durchblick auf ein Objekt.

Nach Abschluß seiner Studien hatte der Philosoph ein Wander- und Reiseleben angefangen und dabei sein schmales Erbteil zugesetzt. Er war dann verkommen und auf Vinho del Mar gestrandet, wo man ihn halbnackt den Hirten, Fischern und Winzern Gesellschaft leisten sah. Er schlief dort in ihren Hütten oder unter ihren Booten und leerte mit ihnen am Rebholzfeuer den bauchigen Tonkrug oder den Schlauch aus Ziegenleder, den man wie einen Freund umarmt. Auf Vinho del Mar sah man nicht selten solche Gäste; das Volk ergötzte sich an ihrem Umgang und sah sie halb

als Narren, halb als Propheten an. Hier war auch Lucius ihm begegnet, im »Calamaretto«, lange nach Mitternacht. Sie hatten sich zechend unterhalten, bis über Castelmarino die Sonne aufgegangen war, und Serner hatte ihm sein System entwickelt, zwar trunken, doch mit der höheren Überzeugungskraft, wie sie der Wein verleiht. Es nannte sich Monanthropismus und lief auf die Lehre hinaus, daß es nur *einen* Menschen gebe, von dem wir Spiegelungen seien.

Lucius hatte bald darauf dem Prokonsul die Begegnung geschildert, mehr zur Erheiterung. Doch dieser war aufmerksam geworden und meinte, es möge sich lohnen, den Sonderling heranzuziehen und zu verfolgen, wohin es mit ihm hinausführe. Auf diese Weise war Serner in die Volière eingezogen und lebte dort seiner Arbeit, die er zuweilen durch ausgedehnte Gelage auf den Inseln unterbrach.

Inzwischen hatte Costar die Gläser frisch gefüllt und präsentierte dem Philosophen für seine Pfeife das Stäbchen aus thermischem Metall, das glühend auf einem tönernen Teller lag. Ortner schlug nun, der Regel folgend, die sich bei den Symposien gebildet hatte, ein Thema vor:

»Wir wollen über den ›Augenblick des Glückes‹ sprechen und von jedem hören, was er davon hält. De Geer beginnt.«

Lucius überlegte eine Weile und blickte in sein Glas. Dann leerte er es und begann:

»Das Glück trägt für mich Züge des Unberührten, des Unbeschriebenen. Wenn ich es einem Schatz vergleiche, so liebe ich daran den Augenblick, in dem ich ihn voll in meinem Besitz fühle, doch keine Verfügung darüber traf. Es ist ein potentieller Zustand, den die Illusion belebt. Stets spielt das Weiße in ihn ein. Die weißen Flächen stimmen mich heiter, ein Feld im Schnee, der Brief, der uneröffnet, das Blatt Papier, das wartend auf meinem Tische liegt. Bald werde ich es mit Zeichen, mit Buchstaben bedecken und trage dadurch von seinem Schimmer ab.

Daß man beginnen könnte, ganz neu beginnen: das ist ein köstliches Gefühl. Dazu gehört auch das Bewußtsein des Unerkannten, des Verborgenen, des Heimlichen. Das Glück ist Kinderzeit und Rückkehr der Kinderzeit. Wir treten in das Gefecht des Lebens ein und haben noch alle Reserven in der Hand. Dann löst die Niederlage den Traum des Sieges ab.

Wenn ich mich glücklicher Stunden entsinne, dann fallen mir die weißen Städte am Saum der Wüste ein, die Häfen jenseits der Hesperiden, in denen ich unter falschem Namen landete. Kein Wäschestück, kein Zettelchen läßt ahnen, wer ich bin. Die Spuren im Sande sind gelöscht. Sie schlossen sich wie die Furche des Schiffes, mit dem ich kam. Ich kenne nur den Namen eines Agenten und werde ihn am Abend in einer dunklen Gasse aufsuchen. Bis dahin ist der Tag auf eine neue und unbekannte Weise mir geschenkt. Die feinen Fäden, mit denen die Gewohnheit, der Alltag, die Pflicht uns binden, sind zerschnitten, und damit zieht Freiheit wie in den Träumen ein. Ich werde einen Tag verbringen, der jenseits der Gesetze liegt, als ob ich den Ring besäße, der Unsichtbarkeit verleiht. Mir wird der einsame Jubel jenes Zwerges deutlich: der Jubel darüber, daß niemand meinen Namen kennt. Gewaltig tritt die Versuchung an mich heran.

Als ob ich starken Wein getrunken, indische Drogen genossen hätte, verändert sich die Welt. Im Maß, in dem ich mich des Willens, der Aktion enthalte, nimmt die Herrschaft zu. Ich sitze am Frühstückstisch, und ein dunkler Diener schenkt den Kaffee ein. Indem ich sein Lächeln, das Glänzen seiner Augen betrachte, erkenne ich, daß ich der unbekannte Gast bin, den er allmorgendlich bedient. Doch ist ihm auch bewußt, daß ich sein Schicksal bin. Wir sind zugleich im Einverständnis und im Kontrast, heiter und abwägend. Ich könnte jetzt den Bann durchbrechen, indem ich ihn beschenkte, auf meine Knie zöge, ihm offenbarte, daß ich der Kenner ihm unbekannter Wünsche und Träume bin. Doch mehre ich, indem ich schweige und mich enthalte, meine Macht.

Das ist die Ouvertüre; ihr schließen sich Gänge durch den Hafen, durch die Bazare und engen Viertel an. Der Anblick der Menschen, die dort wimmeln, steigert meine Heiterkeit. Je weniger ich ihre Namen, ihre Geschäfte, ihre Sprache kenne, desto lichter tritt ein geheimer Sinn hervor. Sie werden von innen illuminiert.

Im Fluge steigt die Sonne zum Zenit und senkt sich dem Meere zu. Die Zeit wird leicht und schmerzlos; die Bilder ordnen sich freundlich einander zu. Die Menschen leben in mir; ich fühle ihre Gedanken, Taten, Leiden in der Betrachtung mit.

Der Lichtstoff reichert sich an wie auf Tapeten, deren Muster sich erhellt. Ich gebe den Bildern Antwort, sende sie wie aus einem Spiegel in die Welt zurück. Das Auge wird sonnenhaft, die Welt ein Bildersaal. Sie formt sich zu Melodien, die ich komponiere; das Glück der Maler, der Dichter, der Liebenden wird mir vertraut.«

»Das Glück liegt in der Illusion«, begann nun der Maler, »und die Erfüllung ist sein Tod. Was läßt uns zaudern zwischen dem Augenblick, in dem wir die Frucht im Laube leuchten sehen, und jenem, in dem die Hand sie bricht? Wir möchten die Spanne des Glückes ausdehnen.

Ich denke an die Begegnung mit Coralina, an unser erstes Rendezvous. Wir hatten uns bis dahin nur in der Gesellschaft gesehen.

Längst vor der angegebenen Stunde stand ich auf der Brücke am Feuerturm. Ich hatte ihr einen unsinnigen Brief geschrieben und war mir des Absurden der Lage wohl bewußt. Dennoch belebte mich eine starke Spannung wie einen Jäger, den in Erwartung eines äußerst scheuen, ja wohl kaum wahrnehmbaren Wildes der Augentrug bedroht.

In dieser Unruhe flog auf mich zu, was man den Augenblick des Glückes nennt, berührte mich wie ein Geschoß. Ich sah, wie Coralina von der Brücke mir entgegenschritt, sie hatte mich bereits von fern erkannt. Die Mischung von

Glück und Bangen, die mich ergriff, war wie ein Wirbel, der die Wirklichkeit zugleich verschärfte und zu zerstören drohte; sie zeigte, daß ich sowohl Wild wie Jäger war. Noch kämpfte das Unwahrscheinliche der Illusion mit der Gewißheit des Augenscheins. Noch war das Wesen, das sich mir mit leichten Schritten nahte, ein Inbild der Träume, wie es dem Beschwörenden erscheint. Und doch gewann es Realität. Ich sah das grüne Kostüm, die rote Tasche am langen Bande, wie man sie damals nach Art der Jägerinnen trug. Und alles erschien mir wunderbar an der Sekunde — wie etwa, daß inmitten Tausender von Menschen ihr Blick allein auf mich gerichtet war. Schon knüpfte sich das Geheimnis zwischen uns. Schon sah ich ihr Lächeln wie die erste Bewegung, das erste Zittern des Vorhangs einer unbekannten Welt. Wir waren Verschworene.

Das war der Augenblick, in dem sie mir am mächtigsten begegnete, obwohl wir uns lange und glücklich liebten, sie noch jetzt in meinem Herzen lebt. Ich meine den Augenblick, in dem noch alles Imagination, noch Überwirklichkeit an der Geliebten ist und doch schon die Ahnung des Besitzes uns durchdringt. Das sind zwei Reiche, die sich auf Erden nie vereinen, wenn nicht durch einen Funken, der zeitlos überspringt.«

Die Reihe kam jetzt an Serner, doch hatte er nicht zugehört und mußte aus seiner Versunkenheit geweckt werden. Nachdem er vernommen hatte, wovon gesprochen wurde, ergriff er das Wort mit einer Behendigkeit, die sowohl auf seine Vertrautheit mit dem Thema schließen ließ wie darauf, daß seine Zunge vom Wein beflügelt war:

»Das Glück ist an den Augenblick geknüpft — das heißt, daß es nicht dauern kann. Im besten Falle gleicht das Leben einer Kette, die aus den Ringen erfüllter Wünsche geschmiedet ist. Auch wenn man immer siegt, wie Alexander, wird man dem Schicksal nicht entgehen. Der Feind des Hungers ist die Sattheit, wie die Erfüllung der Tod der Sehnsucht ist.

Aus diesem Grunde sind sich die Weisen aller Länder und aller Zeiten darüber einig, daß das Glück nicht durch das Tor der Wünsche zu gewinnen ist und nicht im Strom der Welt.

Daraus folgt nun, daß, wer des Glückes teilhaftig werden will, zunächst das Tor der Wünsche schließen muß. Hierin sind alle Vorschriften konform wie Varianten eines offenbarten Textes — die heiligen Bücher, die Regeln der alten Weisen des Ostens und des Westens, die Lehren der Stoa und der Buddhisten, die Schriften der Mönche und Mystiker.

Und ferner lehrt die Erfahrung, daß der Mensch den Vorschriften nicht folgt. Er lebt wie in den Palästen von »Tausendundeiner Nacht«, in denen alle Räume ihm Behagen verheißen bis auf den einen, dessen Tür verboten ist und hinter welcher der Kummer wohnt. Wie kommt es, daß ihn sein Unstern gerade sie zu öffnen zwingt? Das Rätsel liegt darin, daß sie das Tor der Wünsche ist.

Die Jagd nach dem Glück führt in die Dickichte. Das Glück muß eintreten. Es ist nicht bei den Ungeduldigen zu Haus. Es sollte der Vorbereitung gleichen, die immer schöner wird. Das Leben darf sich nicht beschleunigen; es muß sich verlangsamen nach Art der Ströme, die dem Meere zufließen. Im Maße, in dem es mit dem Alter Tiefe und innere Macht gewinnt, führt es Gold, Schiffe und heitere Ungeheuer mit.

Man trifft die Glücklichen selten — sie machen kein Aufheben von sich. Doch leben sie noch unter uns in ihren Zellen und Mansarden, vertieft in die Erkenntnis, die Anschauung, die Andacht — in Wüsten, in Einsiedeleien unter dem Dach der Welt. Vielleicht liegt es an ihnen, daß die Wärme, der Zustrom aus anderen Systemen uns noch erreicht.«

Als letzter sprach Ortner; er schloß die Unterhaltung ab:

»Mein Epilog kann nur bescheiden sein. Das mag in der Natur der Sache liegen, da für mich Bescheidenheit und Glück verschwistert sind. Glück ist die Harmonie, in der wir

zu den Dingen, die uns umgeben, stehen. Je weniger und schlichter diese Dinge, desto reiner und müheloser der Akkord. So kommt es, daß einfache Menschen leichter auch glücklich sind.

Ein Stückchen Garten mit Blumen und Früchten, ein Tisch mit einem guten Gast und einer Flasche Wein, die stille Lampe, die ein Buch und Teegeschirr beleuchtet — das sind Kompositionen, die beglücken, wenn innere Harmonie sich ihnen zugesellt.

Den Menschen, den solche Harmonie belebt, umringt ein Kreis, in dem sie sichtbar wird. Das sind die Inseln im Chaos dieser Welt. Ein Garten, ein Arbeitsplatz, ein kleiner Haushalt, ein Freundeszirkel — sie zeugen vom Genius dessen, um den sie sich bildeten. Sie zeigen, daß das Glück, die Freude, das Eigentum nicht im vereinzelten bestehen und daß ihr Wesen der Gemeinsamkeit, der Mitteilung bedarf. Es liegt im Geben, im Verteilen des Empfangenen. Allein der Gebende ist reich.

Der Umfang dieser Inseln hängt von der Höhe des Menschen ab. Auch der Geringste kann Spender sein, kann Glanz verbreiten, und sei es als noch so kleines Licht. Das Glück des Gärtners wird sichtbar in den Früchten, vernehmbar im Liede, das seine Frau am Herde singt. Die Fürsten bilden Reiche um sich her. Die Sterne sind Inseln im Weltenmeer; wir ahnen, daß sie die Heimat von guten Mächten sind. Und endlich ist auch das Universum eine Insel im Nichts, die Gott geschaffen hat.«

Es wurde nun dem Glück ein Glas geweiht. Wie häufig bei den Symposien baten die Zechgenossen dann Ortner um einen Vortrag nach seiner Wahl. Er pflegte dem um so leichter nachzugeben, als er gern und gut vortrug und sein vorzügliches Gedächtnis ihm dabei zustatten kam. So willigte er ein und sagte:

»Es fällt mir ein, daß unter meinen alten und abgelegten Schriften sich eine dem Thema nähert, das wir behandelten.

Ich hatte sie für einen Zyklus bestimmt, in dem ich das Schicksal der Stadt Berlin behandelte. Die Handschrift liegt drüben; ich habe sie in diesen Tagen zufällig durchgesehen.«

Er ging hinüber, um das Manuskript zu holen, und kehrte mit einer roten Mappe wieder, deren Farbe von der Sonne ausgeblichen war. Während der Maler das Licht verstärkte, prüfte Ortner die Blätter; die Ränder waren stark vergilbt.

Halder bat ihn, noch einen Augenblick zu warten, und stellte eine Flasche Vecchio und neue Gläser auf. Auch Costar mußte an der Runde teilnehmen.

Dann setzte Ortner sich bequem zurecht und spann sich, zunächst stockend, doch bald in Fluß geratend, in die Erzählung ein.

ORTNERS ERZÄHLUNG

Es war in anderen Zeiten, und ich verschweige den Namen, den ich trug. Er ist nicht wert, daß er sich in der Überlieferung erhält.

Ich war unglücklich, zugrundegerichtet an Leib und Seele durch eigene Schuld. Die Eltern hatten an meiner Erziehung nicht gespart. Ich hatte hohe Schulen absolviert, auch hatte es an Mitteln für meine Reisen und Studien nicht gefehlt. Doch war ich gescheitert, heruntergekommen durch Verschwendung, Laster und Hang zum Müßiggang. Seit langem war ich ohne Geld, selbst ohne Wohnung, und meine Bekannten, nachdem sie müde geworden, mir zu helfen, mieden mich. Mir wars nicht unlieb; auch ich ging ihnen aus dem Wege, denn ein Gefühl des Hasses gegen die Menschen und die Gesellschaft zerfraß mich ganz und gar. Ich fühlte mich nur an den Zufluchtsorten der Ausgestoßenen und der Verworfenen wohl.

Der Mittel beraubt, den teuren und auserwählten Lastern noch zu frönen, mußte ich mich mit Ausschweifungen be-

gnügen, die billig und häßlich sind — dem rohen Trunke, der Gesellschaft von Dirnen, wie sie in den Elendsvierteln hausen, und vor allem dem Glücksspiel in den Spelunken der großen Stadt. Auf diese Weise lebte ich in einem trüben und schreckensvollen Traum. Mein Schicksal nahm mehr und mehr die Form der schmutzigen, von Schweiß und Fusel feuchten und von Fälschern gezinkten Blätter an: der Asse, der Könige, der Buben, der schwarzen und roten Damen und ihrer Konstellationen, an denen ich mich im halben Rausch mit Leidenschaft beteiligte. Niedrige und gierige Gesichter umringten mich am runden Tisch, und Hände, die ängstlich ihr Spiel umklammerten. Der Morgen brachte den Verlust und wilden Streit.

So schleppte ich meine Tage, und ihre Last vermehrte sich durch die Erinnerung an reiche Inseln, Luxus und Überfluß. Das alles hatte ich gekannt, genossen, und mich verzehrte der Wunsch, an diese Tafeln zurückzukehren, an denen man das Geld nicht zählt. Mir stellten das Glück und die Zufriedenheit sich einzig unter der Form des Geldes, der großen Summe dar. Kein anderer Weg zum Glück schien mir gegeben als jener der Kombinationen, die denen des Spielers gleichen und auf Gewinn gerichtet sind.

Man müßte, so dachte ich häufig, sich zu der Welt und ihren Schätzen in ein Verhältnis bringen, das der Spieler »die gute Strähne« nennt. Ich hatte zuweilen im Laufe der Partien die Ahnung einer Kraft erfahren, die wie ein feiner Magnetismus Einsicht in Fortunas Reiche eröffnet und uns die gute Hand verleiht. Doch kam ich über das Gesetz der Serie nie hinaus — der Strom riß plötzlich ab, und doppelte Verluste folgten ihm. Dennoch war ich, wie jeder Spieler, überzeugt, daß man zu einer Art von Leichtigkeit gelangen könne, die der Macht des Zufalls nicht unterliegt. Ich glaubte, daß das Glück zu zwingen sei und daß es eine Macht in unserem Innern gebe, die darüber entscheidet, wie die Kugel fällt, die Karte sticht. Und während langer Nächte dachte ich über diese Möglichkeiten nach.

Wie alle diese Träumer näherte ich mich dabei den magischen Bereichen, ja Schlimmerem. Die Existenz des Spielers drängt mächtig auf den Aberglauben und dann auf Übeltaten zu, die schwerer sind, als daß sie menschliches Urteil, menschliches Gericht erfaßten — ja deren Namen selbst nicht in den Büchern stehen, in denen die Gesetze aufgezeichnet sind. Wir treten, wenn wir uns dem Spiel verschreiben, bald in die Welt der Talismane, der mantischen Orte und Stunden, der kabbalistischen Systeme ein. Wenn wir uns in diese Labyrinthe wagen, an deren Wänden Ziffern und Zeichen leuchten, nähern wir uns mit jeder Windung, mit jedem Irrgang stärkeren Trägern magischer Macht. Sie bleiben unsichtbar, doch wirken sie auf unser Denken, auf unsere Tat. Wenn das Verderben weit genug gediehen ist, dann treten sie zu allen Zeiten auch sichtbar auf und wiederholen das ewige Versprechen, daß wir die Welt gewinnen sollen auf Kosten unseres Heils.

Merkwürdig bleibt, daß gerade der Unglaube diese Mächte besonders stark, besonders wirksam macht. Seit meiner frühen Jugend hatte ich verachtet, was man die Sünde und das Jenseits nennt. Nun hatte ich mich jenen Sphären so entfernt, daß ich nicht einmal ihrer spottete. Ich sah die Welt als einen großen Automaten; das Glück hing von dem Umfang ab, in dem man seine Konstruktion erriet. Der Teufel des Mittelalters war ein dummer Wicht, ein Alfanz, den kindliche Furcht, kindlicher Wahn ersann. Er bot den Menschen Schätze an für einen Wechsel auf absurde Reiche, für eine wertlose Unterschrift. Es war kein übler Wunschtraum, daß es einen Burschen gäbe, der so glänzende Geschäfte vermittelte.

»Wenn ich der Teufel wäre, ich würde all diesen faulen Kunden nicht einen Pfennig geben für ihre Unterschrift. Und wenn er mir erschiene, ich ließe ihm die meine für einen Pfifferling. Er brauchte mir nicht Fortunats Säckel, nicht Dschudars Ring zu bieten, nicht einmal zwanzig Pfund. Mir sollte es genügen, daß er dies Gläschen wieder füllt.«

So brummte ich vor mich hin, indes ich in trunkenen Träumereien mit dem Kopf auf einem groben Holztisch lag. Es war in einem Wartesaal kurz vor dem Morgengrauen. Mir war beklommen und schwindelig zumute wie bei hohem Seegang auf einem Schiff. Ich hörte laute Stimmen und das Klirren von Gläsern um mich her. Betrunkene stritten sich mit den Kellnern, mit ihren Mädchen, mit Polizisten, die hier auf Fang ausgingen. Das schwoll und ebbte in einer Drehung, die Übelkeit bereitete. Nachtschwärmer pflegten hier noch einzufallen, wenn die Schenken geschlossen hatten, und Freudenmädchen spähten nach letzten Freiern aus. Auch wer, wie ich, kein Obdach hatte, erwartete in diesem trüben Saal den neuen Tag.

Ich konnte mich jetzt nur noch an Orten zeigen, an denen Zwielicht herrscht, denn auch die Lumpen fielen schon von mir ab. Ich bot ein Schreckensbild und kannte schon das Dickicht, in dem mein Leichnam die Kinder scheuchen würde, die spielend eindrangen. Ich fühlte, daß ich ganz und gar zu Unrat geworden war, durch eine Fäulnis, die von innen nach außen zehrend das Hemd, die Schuhe, die Kleider ergriffen hatte und auflöste. Es war notwendig, unvermeidlich geworden, daß ich mich abräumte. Doch immer noch verfolgte mich der vage Traum des Glückes wie eine Melodie auf einem Schiff, das schnell versinkt.

Mein Kopf schien ganz mit Quecksilber gefüllt. Mit Mühe, schwankend, richtete ich mich auf. Und mit Erstaunen sah ich mein Glas geschänkt. Ich rieb mir die Augen, doch es blieb kein Zweifel: ein rotes Elixier erfüllte es bis zum Rand.

»Blackberry-Brandy; Sie müssen sich stärken, guter Freund!«

So hörte ich eine sanfte, doch nachdrucksvolle Stimme neben mir. Ich blickte mich um und sah, daß dort ein Unbekannter saß, der mich aufmerksam betrachtete. Es war ein Mann in grauem Straßenanzug, der unauffällig, doch

von bester Hand geschnitten war. Auch das Gesicht des Unbekannten war unauffällig, von einem Typus, wie man ihn in unserer Welt alltäglich trifft. Die scharfen, aufmerksamen Züge deuteten auf die Gewohnheit eigener und führender Entschlüsse, die blasse Haut auf Nachtarbeit. Man stößt auf solche Köpfe in den Ministerien, den Banken, der Industrie. Doch findet man sie dort nicht an den ersten Stellen, sie wirken eher von versteckten Zimmern aus. Wir irren lange in diesen Labyrinthen, wenn wir in Geschäften kommen, uns immer tiefer ins Gewirr verstrickend, bis endlich ein Diener uns in die Zelle solcher Eminenzen führt. Hier fällt dann Licht auf unsere Dinge; mit zwei, drei Sätzen wird das Entscheidende geklärt, zur Unterschrift gebracht. Zuweilen trifft man sie natürlich auch in den Nachtlokalen und in den Bars, als Gäste von Distinktion.

Zu anderen Zeiten würde man solche Geister als bösartig, ja fürchterlich begriffen haben, indessen in einer Welt, in der das Böse zum Allgemeinen wurde, wirken sie autoritär. Man wittert sogleich, daß sie das herrschende Prinzip verkörpern, daß sie die Führer sind. Doch legen sie auf Ehren keinen Wert und finden in der Arbeit ihren Lohn. Sie konstruieren in ihren Zellen Gedanken, die schärfer sind als alle Schwerter, erfinden ein Pülverchen, durch das man Völker entnerven kann. Im Auftreten sind sie bescheiden, doch sicher und kennen ihren Rang. Man fühlt: sie sind die Herren der Probleme, mit denen die Zeitgenossen sich beschäftigen. Das Wissen gibt ihnen eine kaum wahrnehmbare Ironie.

Der Fremde ließ seinen Blick wohlwollend und prüfend auf mir ruhen. Er zeigte die aufmerksame Behutsamkeit des Arztes, der den Verband von einem Geschwür abhebt. Dann wiederholte er:

»Sie müssen sich stärken, guter Freund.«

Ich hob das Glas und stürzte den Trank hinab. Ich fühlte ihn feurig, belebend durch meine Adern rinnen und blickte mich freier um. Die Nebel wichen aus meinem Kopf, die Sinne schärften sich. Nur um so wunderlicher kam mir die

Begegnung vor. Nichts lag mir von Natur aus ferner, als an Güte zu glauben, und ich beschloß, vor allem auf der Hut zu sein. Wer mich in diesem Zustand ansprach, konnte nur Verdächtiges im Sinn haben. Indessen war ich in einer Lage, in der man nichts zu verlieren hat. Der Unbekannte lächelte.

»Sie glauben vielleicht, daß ich Gedanken lesen kann? Und wenn dem so wäre, warum sollte es Sie erstaunen? Gedankenlesen ist keine Zauberei. Es ist eine Kunst, die rein auf Kombination beruht. Man kann sich in ihr üben, und man treibt sie auf den Jahrmärkten. Lassen Sie sich dadurch nicht beunruhigen. Was wäre einfacher, als zu erraten, daß ein Trinker vor einem leeren Glas erwartet, daß es sich wieder füllt? Nichts ist doch verständlicher. Es gibt ja keinen Gedanken, den nicht eine Triebfeder bewegte — in diesem Fall ist es der Durst. Das ist ein simples Beispiel, doch steigert sich die Einsicht in dem Maße, in dem sie die Kombinationen kennt. Sie schließen dann die Köpfe mit dem Hauptschlüssel auf. In diesem Stande gibt es Partien, die man stets gewinnt.«

»Aha, ein Falschspieler. Wahrscheinlich sucht er einen Schlepper, mit dem er die Volte schlagen kann. Der Kerl kommt wie gerufen — jetzt heißt es behutsam sein.«

Und lässig wagte ich mich vor:

»Partien, die man stets gewinnt? Da müßte man wohl dem Gedankenlesen ein wenig nachhelfen.«

»Nachhelfen? Nicht im geringsten. Passen Sie auf.« Und wie ich vermutet hatte, zog der Graue ein Kartenspiel hervor, das er mit geübten Fingern mischte und fächerte:

»Nennen Sie mir drei Karten, wie Sie Ihnen einfallen.«

Ich nannte die Pik-Sieben, den Karo-Buben, das Kreuz-Aß.

»Nun ziehen Sie.«

Und wirklich hatte ich die drei Karten in der genannten Reihenfolge in der Hand. Der Kerl war Gold wert; ich fühlte, daß meine Laune wuchs:

»Sehr gut gemacht. Nur weiß ich nicht, was das mit dem Gedankenlesen zu schaffen hat. Man könnte doch eher sagen,

daß ich *Ihre* Gedanken erraten habe, indem ich die Karten zog.«

Der Graue sah mich belustigt an und kicherte.

»Vorzüglich, ich sah doch gleich, daß Sie nicht auf den Kopf gefallen sind. Ihr Einwand ist treffend; ich legte das Experiment zu billig an. Wir müssen es anders anfangen.«

Er mischte von neuem und legte das Buch vor mir auf:

»Sie werden sich jetzt drei Karten denken, doch mir die Namen nicht mitteilen. So, greifen Sie zu.«

Ich zog von neuem und deckte mit einem Ausdruck der Verblüffung, den ich nicht verbergen konnte, die drei gedachten Blätter auf. Der Fremde weidete sich an meiner Bestürzung, die offensichtlich war.

»Wer hat nun Gedanken gelesen — Sie oder ich? Sie werden diese Frage nicht beantworten, da Sie nicht wissen, was Gedanken sind. Gedanken sind nichts anderes als Aktionen der Materie. Und diese Materie bildet sowohl die Fasern des Gehirnes als auch die Kugel der Roulette oder ein Kartenspiel. Nur ist es unendlich leichter, zu erraten, was sich unter der Rückseite eines Kartenblattes als was sich hinter einer Stirn verbirgt. Doch wenn Sie wollen, lehre ich Sie die Kunst.«

Es wurde mir immer klarer, daß ich einem höchst geschickten Gauner ins Garn gegangen war. Nur schien mir unerklärlich, was er von mir wollte, denn jeder sah doch von ferne, daß an mir nichts zu rupfen war. Kein Lumpensammler hätte sich um mich bemüht. Am ersten war noch anzunehmen, daß er sich mit mir ein Späßchen machen wollte, und ich beschloß, wohl oder übel darauf einzugehn. Auch ich begann zu lachen und sagte:

»Wenn Sie die Kunst verständen, durch die Kartenblätter hindurchzusehen, dann würden Sie kaum um vier Uhr morgens durch die Wartesäle gehen, um Gesellschaft zu suchen wie die meinige.«

Die Heiterkeit des Grauen schien immer noch zu wachsen; er pfiff vergnüglich vor sich hin.

»Schau, schau, ein aufgeweckter Kopf. Schon wieder hat er den wunden Punkt erwischt. Das ist ja auch der Einwand, den die Goldmacher fürchten: Was treibt euch, mit euren Künsten zu hausieren, anstatt gemütlich im stillen Kämmerchen Dukaten zu schlagen nach Herzenslust?«

Er schwieg ein Weilchen und blickte mich lächelnd an. Dann fügte er hinzu:

»Sie sind zu klug — Sie kennen nicht die Kräfte der Sympathie. Wie denn, wenn mir bei Ihrem Anblick ganz einfach der Gedanke gekommen wäre, daß Ihnen geholfen werden muß? Doch lassen wir das beiseite, es gibt auch Möglichkeiten, die Sie nicht übersehen. So könnte es Operationen geben, zu denen gerade Ihr Beistand unentbehrlich ist. Was trieb den Mauretanier, sich gerade an Aladin zu wenden, als es die Lampe zu bergen galt? Ich wiederhole, daß ich Sie ein Wissen lehren will, mit dem man stets gewinnt. Doch ist hier kaum der Ort dazu.«

Er blickte sich um und fragte spöttisch:

»Ich halte Sie doch nicht von Geschäften ab?«

Der Lump — er wußte sicher, daß meine einzige Sorge nur noch darin, mir einen Strick zu suchen, lag. Daher beeilte ich mich zu sagen:

»Ich bin nicht würdig, daß Sie sich mit mir beschäftigen. Doch da es Ihnen einmal so gefällt, verfügen Sie über mich.«

»Ich glaube, Sie werden es nicht bereuen. Folgen Sie mir.«

Er rief den Kellner, um meine Zeche zu bezahlen, und wir brachen auf.

Der Bahnhofsplatz lag schon in fahlem Licht. Der Graue schritt ohne Eile und kleine Melodien pfeifend durch die noch leeren Straßen; ich hielt mich neben ihm als jämmerlicher Klient. Es war mir dumpf und unheimlich zumute; ich ahnte, daß ich in böse Fänge geraten war. Was mochte er von mir wollen, was plante er gegen mich? Zum ersten Mal ergriff mich wie ein feiner Schmerz die Sehnsucht nach

der Kinderzeit. Was hatte ich aber zu verlieren in dieser Dämmerung vor dem Nichts?

Wir waren bald am Ziel. Der Unbekannte hielt vor einem der hohen Geschäftsgebäude, die ganz und gar mit Firmenschildern und Reklamen verhüllt sind wie mit buntem Lappenwerk. Wir traten ein, ein Fahrstuhl brachte uns empor. Der Graue öffnete eine Türe, über deren Klingel ich seinen Namen las: »DR. FANCY, Augenarzt. Sprechstunden nur nach Vereinbarung.«

Ein kahler Vorraum führte in die Praxis, die der Werkstatt eines höchst intelligenten Handwerkers glich. Ein Tisch trug Brillen und optische Instrumente, und an den Wänden hingen Tafeln mit Ziffern und Buchstaben. Es war ein Raum, in dem der rechte Winkel und die gerade Linie herrschten; er schien mir ganz von scharfen, mitleidlosen Strahlungen erfüllt. Besonders fiel mir ein Kasten mit Glasaugen auf. Sie lagen auf rotem Sammet und leuchteten in Farben, die die des Lebens übertrafen und eher an Opale erinnerten. Sie deuteten auf einen Augenmacher ersten Ranges hin.

Der Doktor Fancy nötigte mich in einen Wachstuchsessel und nahm mir gegenüber auf einem Schemel Platz. Er hatte jetzt einen weißen Kittel angelegt. Er blickte mir scharf in die Augen; es schien mir, als ob aus seinen fast punktförmigen Pupillen zwei feine Strahlen in mich eindrängen. Mir wurde schläfrig, doch hörte ich genau die Sätze, die er langsam und mit unwiderstehlich sanfter Stimme zu mir sprach.

»Ich werde Sie nicht unnütz aufhalten. Seit langem sind Ihre geheimen Wünsche mir bekannt. Sie waren, wenngleich unklar, auf dem rechten Wege; Sie sollen belohnt werden. Sie ahnten, daß es zwei Sorten von Menschen gibt: die Toren und die Wissenden. Die einen sind die Sklaven, die anderen die Herren dieser Welt. Worauf nun beruht der Unterschied? Ganz einfach darauf, daß zwei große Gesetze im Universum wirken: der Zufall und das Notwendige. Merken Sie wohl: es gibt nichts außerdem. Die Sklaven

regiert der Zufall; die Herren bestimmen ihn. Es gibt in namenlosen Heer der Blinden einige Geister, die sehend sind.«

Die Stimme schläferte mich ein. Der Rausch kam stärker als vorhin. Ich hörte, daß der Doktor sich mit Instrumenten beschäftigte. Dabei fuhr er gemessen, doch höchst eindringlich in seinem Vortrag fort, von dem mir kein Wort entging:

»Die Welt ist nach dem Vorbild der zwiefachen Kammer, der Chambre double, ausgeformt. Wie alle Lebewesen aus zwei Blättern, so ist sie aus zwei Schichten angelegt, die im Verhältnis von Innen- und Außenseite stehen und von denen die eine höhere, die andere mindere Wirklichkeit besitzt. Doch wird die mindere Wirklichkeit bis in die feinsten Züge von der höheren bestimmt.

Nun denken Sie sich folgendes: Sie halten sich mit einer großen Gesellschaft in dieser Kammer oder in diesem Saal auf. Man spielt, man debattiert, man treibt Geschäfte, kurz um man tut, was Menschengewohnheit ist. Für die uneingeweihten Gäste werden die Dinge und ihre Konstellationen in diesem Saale mehr oder minder dem Zufall anheimgegeben sein. Daher vermag auch keiner unter ihnen mit Sicherheit zu sagen, was selbst die nächste Minute bringt. Hier herrscht das Unvorhergesehene, die blinde Kraft.

Jetzt denken Sie weiter: Der Saal ist noch von einer zweiten Schicht umkleidet, die unsichtbar wie eine Aura ist. Sie sei fast ohne Ausdehnung, doch signifikativ. Sie stellen sich diese Schicht als eine Art Tapete vor, durchwoben von Bild- und Ziffernschriften, die man übersieht. Ich werde Ihnen die Schuppen von den Augen nehmen, und voll Erstaunen entdecken Sie, daß diese Charaktere den Schlüssel zu allen Vorgängen bilden, die sich im Saal abspielen. Sie gliche bislang einem Menschen, der nächtlich der Bahn der Sterne folgte, doch ohne Kenntnis der Astronomie. Nun sind Sie wissend, und Ihre Macht gleicht jener der alten Priesterschaften, die Mond- und Sonnenfinsternisse verkündeten

Sie haben die Weihen angenommen, die Ihnen magisches Fürstentum verleihen. In *dieser* Welt verbirgt sich das Geheimnis; es gibt keine andere. Sie werden mir ewig dankbar sein.«

Bei diesen Worten beugte Doktor Fancy sich über mich. Ich sah, daß er die Stirn mit einem Band umgürtet hatte, das einen runden, in der Mitte durchbrochenen Spiegel trug. Mit einer Handbewegung brachte er meinen Stuhl in horizontale Lage und näherte sich mir mit einer spitzen Glasröhre.

»Ein Irrer — der Kerl will dir die Augen ausbeizen!«

Ein eisiger Schreck durchfuhr mich; ich konnte kein Glied regen. Ich sah ihn den Spiegel herunterdrehen; er blickte mich wie durch ein ungeheures, doch leeres Auge an. Ich hörte ihn murmeln:

»Der Brandy hat gewirkt.«

Die Haare sträubten sich mir. Ich öffnete den Mund, doch löste sich kein Schrei aus meiner Brust. Er brachte die Röhre über meine Augen und ließ zwei Tropfen, die wie Scheidewasser brannten, hineinfallen. Der Schmerz war unerträglich; es wurde dunkel, und ich fühlte, daß ich in Ohnmacht fiel.

Als ich erwachte, hatte Doktor Fancy den Stuhl schon wieder emporgeschraubt. Er tupfte mir mit einem Wattebausch die Augen aus.

»Es hat wohl ein wenig weh getan? Nun, ohne Schmerz keinen Preis. Darüber sind Sie nun hinweg. Wir sind jetzt fertig, und ich wiederhole: Sie werden mir dankbar sein.«

Ich wagte kaum zu glauben, daß ich davongekommen war. Vorsichtig blickte ich mich nach einem Werkzeug, mit dem ich ihn notfalls zu Boden schlagen könnte, im Raume um. Dann sagte ich höflich:

»Herr Doktor, Sie haben jetzt Ihren Spaß an mir gehabt. Nun lassen Sie mich bitte gehen — ich fühle mich sehr schwach.«

Mehr um ihn in Sicherheit zu wiegen, fügte ich hinzu:

»Wenn Sie mir ein kleines Zehrgeld reichten, würde ich Ihnen dankbar sein.«

Der Doktor lachte:

»Krösus bittet um eine milde Gabe — nun gut, man hört ja auch, daß Milliardäre oft ohne Kleingeld sind.«

Er trat an seinen Schreibtisch und gab mir, ohne nachzuzählen, ein Bündel Scheine:

»Verwenden Sie zunächst die kleinen Noten, solange Sie noch in diesem Aufzug sind. Sonst wird man Sie einstecken.«

Er blickte mich noch einmal an wie jemand, der mit seinem Werk zufrieden ist:

»Sie werden freilich bald erkennen, daß Schloß und Riegel nicht für Ihresgleichen geschaffen sind. Sie stehen jetzt über dem Gesetz.«

Damit entließ er mich.

Die Straßen waren schon belebt. Ich stürzte mich in ihr Gewühl. Noch hielt der Schrecken mich in seinem Bann. Um keine Summe hätte ich das Abenteuer wiederholt. Ich lief in einen öffentlichen Garten und setzte mich erschöpft auf eine Bank. Erst als ich in meine Tasche griff, fiel mir das Notenbündel ein. Ich zog es hervor und zählte es behutsam durch. Die Scheine waren ohne Zweifel echt. Die Summe war bedeutend — das machte den Vorgang vollends rätselhaft. Doch sann ich weiter nicht darüber nach. Mir war zumut wie einem Schiffbrüchigen, der festes Land gefunden hat.

Der Morgen war schön und warm. Allmählich rückte ich, in der Sonne sitzend, mir den Kopf zurecht. Dem Doktor Fancy war ohne Zweifel eine Schraube losgegangen; seine Umgebung hatte das noch nicht bemerkt. Ich hatte von seinem Wahnsinn profitiert. Das Abenteuer hätte auch eine üble Wendung nehmen können — man mußte Glück haben. Zuweilen blätterte ich unauffällig mein Notenbündel durch.

Ich sann nun über meine neuen Möglichkeiten nach. Zunächst kam es darauf an, daß ich mich vorsichtig aus dem Zustand zurückerhob, in den ich abgesunken war. Ich würde

einen Altstadttrödler suchen und mich billig einkleiden. Dann würde ich das kleine Zimmer wieder mieten, das ich vor meiner Obdachlosigkeit bewohnt hatte. Dort könnte ich mir einen Schneideranzug machen lassen und wieder umziehen. So hob ich mich allmählich wie durch eine Reihe von Schleusen aus der Kloake auf.

Mit frischem Mut begab ich mich zur Schnellbahn, die in die Altstadt fuhr. Der gelbe Zug lief ein, die Türen rollten auf. Die Menge drängte sich in die Abteile, mich aber hielt eine seltsame Vision zurück. Mir war, als solle ich in einen Leichenwagen einsteigen. Der Schaffner, die Passagiere blickten mich mit fürchterlichen Augen an. Das mußte noch eine Nachwirkung des Schreckens sein — ein Fetzen aus der Bildwelt eines Halbertrunkenen. Doch wurde mir unbehaglich, und ich beschloß, zu Fuß zu gehen. Ich folgte den auf hohen Pfeilern ruhenden Gerüsten des Schienenstranges zur Innenstadt. An einer Überführung in der Nähe des Gleisdreiecks hielt mich eine Menschenmenge auf. Ein großes Unglück war geschehen; die Schnellbahn war abgestürzt. Ich sah den Schaffner, den man mit zerquetschtem Schädel auf einer Bahre vorübertrug. Schnell machte ich mich davon, als hätte ich die Katastrophe nicht nur vorhergesehen, sondern auch mitbewirkt.

Am Abend saß ich beim Tee in meinem Zimmerchen. Vor allem wollte ich fortan den starken Getränken aus dem Wege gehen. Ich trug jetzt Seemannshosen und einen wollenen Sweater, auch war ich gebadet und frisch rasiert. Ein Köfferchen voll Wäsche stand neben mir. Zuweilen fühlte ich nach meiner Brieftasche. Ich stopfte mir ein Pfeifchen mit Virginiatabak. Die Wirtin hatte mich mißtrauisch empfangen, doch, als ich ihr die verjährten Schulden zahlte, mir gern das Zimmer wieder eingeräumt. Sie war ja nicht heikel, denn der Mieter, den sie vor mir hatte, war als Defraudant verurteilt worden, und dennoch besuchte sie ihn im Gefängnis, in dem er schon seit zwei Jahren saß. Er hatte lange bei ihr als kleiner Angestellter in unauffälligen Verhältnissen

gelebt, dann hatten sich große Unterschleife herausgestellt.

Indem ich daran dachte, stieg mir ein wunderlicher Gedanke auf. Man hatte nie ermitteln können, wie er das Geld verbraucht hatte. Wahrscheinlich hielt er es versteckt. Wie denn, wenn er es ganz in der Nähe verborgen hätte, vielleicht sogar in diesem Zimmer selbst? Der Anteil, den er noch an seiner Wirtin nahm, war merkwürdig. Ich fühlte, wie ein gieriger Scharfsinn in mir wach wurde. In einer ganz anderen Weise als bisher sah ich mich in den altvertrauten vier Wänden um, bestrebt, mich in die Gedanken eines Menschen zu versetzen, der ein Versteck erkunden will. Ich wußte sogleich, daß dazu kein anderer Ort in Frage kommen könnte als der Kamin. Zwar hatte die Polizei schon gründlich nachgesucht, doch ist die Technik dieser Geister ja subaltern.

Vorsichtig schloß ich die Tür und machte mich ans Werk. Ich nahm zwei Leuchter und eine Stutzuhr ab, die auf dem Simse standen, und versuchte die Marmorplatte hochzustemmen, die er trug. Sie war befestigt, doch hob sie sich ein wenig, wie etwa der Deckel einer Truhe, die verschlossen ist. Es schien, daß eine Art von Riegel sie sperrte, und wirklich fand sich ein Zierat, der, wenn man ihn bewegte, den Widerstand beseitigte. Die Platte ließ sich heben und gab eine Vertiefung frei. Banknotenbündel und Beutel voll gemünzten Goldes füllten sie. Ich hatte den Geheimtresor entdeckt.

So hatte ich also lange Zeit in tiefster Armut meine Tage neben einem Schatz dahingeschleppt, der sich kaum armesweit von mir befand, gleich einem, der über einer verborgenen Wasserader am Durst hinsiecht. Wie manche lange Nacht war ich, die Chancen übersinnend, im Zimmer auf- und abgeschritten und hatte auf diesem Sims das Grogglas abgestellt. Zahllose Male hatte ich die Pfeife an ihm ausgeklopft. Und schier verächtlich wollte es mir scheinen, daß man so stumpfen Sinnes leben konnte, wie ich es getan. Behutsam und mit wachsendem Stolz über meine neue Intelligenz

zählte ich die Scheine und Goldstücke. Mit solchen Mitteln in der Hand läßt man sich nicht festnehmen; der Bursche hatte seine Strafe verdient.

Es war kein Zweifel, daß die Begegnung mit Doktor Fancy mich verändert hatte — er hatte recht: ich mußte ihm dankbar sein. Von nun an erfuhr ich diese neue Kraft stets deutlicher, gleich einem Kinde, das täglich schärfer sehen lernt. Ganz ähnlich lernte ich täglich besser das Zweite Gesicht gebrauchen, das ungeheure Vorteile verleiht. Zunächst, wie bei dem Unfall der Schnellbahn und dem Kaminversteck, hatte sich mir diese Gabe in schlafwandlerischer Weise aufgedrängt; ich folgte ihr mit Traumessicherheit. Dann wurde sie mir bewußt. Ich lernte sie willkürlich lenken, kaltblütig und vom Verstande her. Vor allem wandte ich sie nur in mir genehmen Zusammenhängen an. Es war, als ob ich meine Sehkraft aufs höchste schärfen könnte, wenn ich sie anspannte. Ich lebte wie mit einem Mikroskop inmitten von Menschen, die nicht einmal ahnen, daß es solche Instrumente gibt. Doch machte ich nur nach Belieben von ihm Gebrauch. Dann sah ich die Elemente, die Atome, die die Ereignisse bestimmen, die Keime, die Glück und Unglück zeitigen. Ich ging dabei behutsam vor, wie unter einer Tarnkappe.

Natürlich suchte ich sogleich die altvertrauten Stätten des Glücksspiels auf. Ich wußte jetzt, wie die Karten schlagen, die Kugel fällt. Der Wechsel der Farben und der Ziffern hatte sein Bedrohliches verloren; er fand in meinem Innern, auf meinem Augengrunde statt. Es waren andere Probleme, die mich beschäftigten. Ich mußte die neue Macht, die mir verliehen war, beherrschen lernen, mußte mich zugleich an sie gewöhnen und sie verheimlichen. In dieser Absicht saß ich zunächst lange und zögernd am grünen Tisch wie jemand, der nur ein einziges Goldstück mitbringt und ängstlich wartet, bis er es riskiert. Ich wollte mich in meiner Wissenschaft bestätigen. Bald sah ich, daß sie unfehlbar war.

Sodann begann ich zu pointieren und legte es darauf ab,

daß ich verlor. Ich machte mir als schlechter Spieler einen Ruf. Der Doktor Fancy hatte sich keinen Dummkopf ausgesucht. Darauf begann ich bescheiden zu gewinnen, hier dreißig, dort fünfzig Pfund. Ich machte die Verluste sichtbar und die Gewinne unsichtbar. Vor allem war es wichtig, daß ich meine Kunst verbarg. Zwar würde niemand sie auch nur ahnen, doch war es auf jeden Fall bedenklich, wenn man mich in großen Serien gewinnen sah. Ich wußte jetzt übrigens, was ich stets vermutet hatte: daß jeder Gewohnheitsspieler Falschspieler ist.

Sehr bald verlor ich den Genuß daran. Die wilde Spannung, die mich sonst ergriffen hatte und die Nacht im Nu verstreichen ließ, wich nach der ersten Überraschung der Langeweile, als ich meine Chance unfehlbar sah. Ich saß am Spieltisch, wie ein Beamter im Büro dem Dienstschluß entgegenharrt. Vergnüglich blieb dabei nur die Leidenschaft der anderen — die Art, in der ich die Gimpel im Garne flattern und die Betrüger wiederum von mir betrogen werden sah.

Bald wandte ich mich feineren Geschäften zu. Ich zog in den Westen und mietete ein Haus mit Dienerschaft. Die erste Transaktion, die ich von dort aus unternahm, bezog sich auf einen Erbschaftsfall. Ich kannte eine große Hinterlassenschaft und auch die armen Erben des verschollenen Verwandten — zwei Daten, deren Kenntnis ich durch einen Strohmann in bares Geld verwandelte. In dieser Weise erwarb ich Schiffe, die als überfällig galten, und schloß gewagte Versicherungen ab. Auch machte ich Erholungsreisen an Orte, an die sich Sagen von vergrabenen Schätzen knüpften, und spürte sie ohne Mühe auf. Doch plagte ich mich nicht mit ihrer Hebung; ich ließ sie an ihrem Platze, wo sie mir sicherer waren als auf der Bank. Ich nahm sie auf und fügte die Skizzen und Karten meinen Wertpapieren bei. Ich machte dabei die Erfahrung, daß die Gerüchte, die sich derart im Volk erhalten, meist wohlbegründet sind. Auch ist die Zahl geheimer Schätze bei weitem größer, als man ahnt.

Noch müheloser war die Spekulation auf Mineralien. Ich

kannte die Orte, an denen man fündig wird. Die Kenntnis hielt ich verborgen und schlug sie zu meinem Kapital. Dagegen reizte es mich, Gewinn zu ziehen aus Feldern, von denen ich wohl wußte, daß jede Mutung vergeblich war. Ich schloß Verträge mit den Grundbesitzern, um darauf Gewerkschaften zu gründen; man riß mir die Kuxe aus der Hand. Indem ich mich mit ihrem Geld begnügte, überließ ich den Käufern die Hoffnung auf reiche Funde und die Zahlung der Zubuße.

Nachdem ich eine Reihe von größeren Erfolgen ausgekostet hatte, erschien mir die Art, den einzelnen Objekten nachzustellen, zu mühselig. Sie hielt mich vom Vergnügen ab. Notwendig geriet ich auf das Feld der großen Geschäfte, des großen Geldes, dessen Bewegung fast reine Geisteskraft bestimmt. Ich drang in die Geheimnisse der Börse ein. Die Technik war mir bald vertraut. Ich lernte die Werte kennen und dann die Meinung, die den Kurs bestimmt. Wie alle Mächte dieser Erde ist auch das Geld zugleich durchaus real und durchaus imaginär. Die großen Geschäfte meistert, wer beide Charaktere kennt. Daraus erklärt sich der Zusatz an Phantasie, der keinem der Fürsten des Geldes fehlt und der sie zu Kompositionen fähig macht, die denen der Musik sehr ähnlich sind. Man führt ja auch die Musikalität auf Wahrnehmung von feinsten Zahlenordnungen zurück.

»Verkaufe steigende Papiere und kaufe fallende.« In dieser Regel verbirgt sich die Strategie des Börsenspiels, und sie besagt, daß man die Serie im rechten Zeitpunkt unterbrechen soll. Der auf die Chance gerichtete Instinkt, die eingeborene Leidenschaft treibt uns zum Gegenteil, denn sie wähnt immer, daß die Serie endlos sei. Ich aber kannte die Gesetze, auf denen die Konjunktur beruht.

Nun trat ich in den Kreis der auserwählten Geister, denen der Menschenreichtum, die Menschenarbeit zinsbar wird. Geschäft ist anderer Leute Mühe, ist anderer Leute Geld. Der Neger, der im blauen Grund den Diamanten nachspürt, der Ingenieur, der mit Legionen von fieberkranken Gräbern

zwei Meere durch einen Trakt verbindet, der Farmer, der sorgenvoll den Stand der Frucht betrachtet, der Fürst, der Krieg und Frieden in seinem Kabinett erwägt — sie alle ahnen kaum, daß ihr Bemühen noch einmal aufgefangen wird im Spiegel der Spekulation, in Kammern, in denen man den Wert der Welt als Geldeswert erkennt. Geld ist die eigentliche Macht des Lebens, ist seine sinnvollste Abbreviatur — und daher der allgemeine und ungeheure Drang, sich seiner zu bemächtigen.

Geheimnisvoll ist auch das Ebben und Fluten des großen Geldes, bei dem Vermögen gewonnen werden und sich verflüchtigen. Die Kenntnis dieses Wechsels ist auf den höchsten Rängen ganz von den Werten abgelöst. Sie wirkt vielmehr mit mächtigen Fiktionen auf die Werte ein. Und es gibt Orte, an denen die Verluste nicht minder zinsbar werden als der Gewinn. An ihnen nimmt das Geschäft den idealen Charakter an.

Ich hatte mich bald derart eingerichtet, daß ich mit einem Mindestaufwand an Zeit ein Höchstmaß an Geld gewann. Teils durch Agenten, teils durch Telefonate gab ich den Banken Auftrag, Papiere anzukaufen, die sich zum Minimum bewegten, und andere abzustoßen kurz vor der Kulmination. Die eigentliche Schwierigkeit bestand nicht in der Auswahl, in der ich ja unfehlbar war. Vielmehr beruhte sie darauf, daß ich mich beschränken mußte, damit nicht durch meine Käufe eine Störung im Verhältnis von Angebot und Nachfrage entstand. Ich war da in der Lage eines Menschen, der zwar den Sieger im Rennen kennt, jedoch die Quote verringern würde, wenn er beliebig wettete. Die Lage fesselte mich auch philosophisch, denn sie gab einen exquisiten Einblick in das Gewebe von Willensfreiheit und Determination. Zuweilen pflegte ich die Serie zu unterbrechen und Verluste zu fingieren, damit die Operationen unübersichtlich blieben und man sich mir nicht anhinge. Das brachte manchem den Ruin. Doch wurde mein Vermögen bald enorm.

Ich richtete in allen Hauptstädten, an allen Börsenplätzen

kleine, erlesen ausgeschmückte Villen ein, pieds à terre. Die ersten Schneider, die besten Lieferanten standen in meinem Dienst. Aufkäufer sahen sich nach Bildern und Kunstwerken für mich um. Von jeher hatte ich geliebt, mich mit Geschmack zu kleiden und auserwählte Dinge um mich zu sammeln; nun konnte ich jeden Wunsch befriedigen. Ich wurde zum Dandy, der das Unwichtige wichtig nahm, das Wichtige belächelte. Selbst kleinen Mühen ging ich aus dem Weg. So war ich der Anproben überdrüssig; ich hatte Puppen, die nach meinen Maßen gebildet waren und nach denen die Schneider arbeiteten. Ich hielt auf gute Wagen, gute Pferde und auch, obwohl ich mäßig trank, in meinen Kellern auf den besten Wein. Ein Haushofmeister mit den Manieren eines venetianischen Gesandten ersparte mir auch den leisesten Ärger mit der Dienerschaft.

In Longchamps sah man mich mit der Fürstin Pignatelli, in Epton mit Sarah Butler, deren Spiel seinen Höhepunkt erreicht hatte. Mir war enthüllt, was Frauen um so sorgsamer verbergen, je stärker er sie ergreift: die Neigung, die sie zu einem Unbekannten fassen, der ihre Sphäre streift. Ich war mir meiner Wirkung stets bewußt. Daher war mir das Bangen fremd, mit dem vor allem die Schönheit uns bezaubert; ich war von absoluter Sicherheit. Ihr folgte Unwiderstehlichkeit.

Ich saß in Wannsee beim Frühstück, als ein Herr Katzenstein sich melden ließ. Er war mir namentlich bekannt als einer der feinsten Finanziers. Ich ließ ihn eintreten. Nach einigen allgemeinen Redensarten kam er zur Sache; sein Anliegen war etwa folgendes:

Er hatte seit langem meine Aufträge verfolgt; auch jene der Makler, die ich beorderte. Er kannte meine Strohmänner. Es schien ihm, von diesem oder jenem Fehlschlag abgesehen, sich hinter diesen Transaktionen ein Scharfsinn zu verbergen, der ungewöhnlich war. Er ging auf Einzelheiten ein und sprach von genialer Kombination. Reine Bewunderung

habe ihn zu dem Besuch veranlaßt, wie etwa die Lektüre eines Buches im Leser unwiderstehlich den Wunsch nach einer persönlichen Begegnung mit dem Autor entzünden mag. Er sah mich listig an und schnalzte mit der Zunge wie jemand, der einen Spitzenwein probiert.

Bei diesen Worten ergriff mich ein lebhafter Ärger; es schien mir, daß ich in der letzten Zeit zu wenig vorsichtig gewesen war. Nun war es am besten, eine autoritäre Miene aufzusetzen und auf seine Bewunderung einzugehen. Ich bot ihm mit gönnerhaftem Lächeln von meinem Portwein an. Was war denn auch natürlicher, als daß der Gewinn auf eine sonderliche Kenntnis des Geldes und seiner Kreisläufe gegründet war? Notwendig war zunächst die Einsicht in die große Politik und ihre Wirkung auf die Märkte und die schwere Industrie. Von dieser hingen in mannigfacher Verflechtung die anderen Zweige ab. Sodann war da die Frage des freien Geldes und der großen Becken, in die es einströmte. Die Konjunkturen hatten zwar vielfache und oft verborgene Gründe, doch waren sie nicht unberechenbar. Wenn jemand einen Stein ins Wasser fallen sah, dann konnte er auch auf die Wirbel schließen, die sich bildeten. Es ließ sich berechnen, wann diese oder jene Stelle des Teiches in Bewegung kam.

Katzenstein hörte aufmerksam zu, als ich ihm diese Gemeinplätze entwickelte. Er antwortete mit großer Höflichkeit:

»Gewiß, so steht es in den Leitfäden der Nationalökonomie. Auf diese Weise sagt der Meteorologe mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Stand der Witterung voraus. Freilich nicht ohne Stationen, Instrumente, Schiffe und auf der Welt verteiltes Personal.«

Er spreizte dabei die Hände, indem er ihre leeren Flächen betrachtete.

»Was wollen Sie damit sagen, Herr Kommerzienrat?«

Er sah mich mit entzückten Augen an, als ob er einen Raffael bewunderte:

»Ein guter Kopf, ich habe es gleich gesagt, ein exzellenter Kopf. Und auch ein Portweinchen — das kann nur vom alten Sandemann persönlich sein. Ich meine, daß die Wissenschaft vom Gelde in praxi nicht genügt. Sie setzt auch Kapital voraus. Das Geld gewinnt mit seinem Umfang an Anziehungskraft. Der Vorteil der Banken liegt darin, daß sie die Serie länger und auf verschiedeneren Feldern verfolgen können als der kleine Spieler und daß so die Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite steht. Es gibt nur eine Art des Spieles, das dem gewachsen wäre — und das ist jenes, das die Serie korrigieren, das Wetter machen kann.«

Mein Ärger wurde heftiger. Der Bursche mit den vom guten Leben und von der Galle getrübten Augen hatte sich ohne Zweifel genau nach mir erkundigt; er wußte, daß ich noch vor kurzem ein Bettler gewesen war. Natürlich war er weit vom Ziel. Er hielt mich für einen Agenten der Mächte, die unsichtbar im Hintergrund des Marktes stehen. Nur war er nicht klug genug, zu wissen, daß dieser Hintergrund ein irrationaler ist. Er ahnte nicht und konnte nicht ahnen, daß ich meine Tips vom größten Kulissier der Welt erhielt und daß ich Blankovollmacht von ihm besaß. Er wußte nicht, bei wem er frühstückte.

Mit der gebotenen Zurückhaltung ließ ich durchblicken, daß seine Ansicht nicht ganz unwahrscheinlich sei. Besaß ich aber in der Tat Verbindungen, wie er sie vermutete, so konnten sie nur dadurch wirksam werden, daß man sie verschwieg. Natürlich erhöhte mein Verhalten noch seine Aufmerksamkeit. Sie steigerte sich in dem Maß, in dem ich mich von ihm distanzieren zu wollen schien. Bei jedem Geschäft liegt ja der Vorteil beim Unbeteiligten. Er drängte sich mir nun förmlich auf, fuhr wie ein Raubfisch auf meine Köder los.

Von nun an suchte Katzenstein mich häufig auf und bat mich um meinen Rat. Er nahm mir damit, ohne daß er es ahnte, viel Arbeit ab, vor allem den Umgang mit Agenten, der immer lästig ist. Ich wurde sein Teilhaber. Als solcher

baute ich in seine Konzerne eine Assekuranz-Gesellschaft ein, die Ernten belieh und sich dem ausgesprochenen Risikogeschäft zuwandte. Diese Gesellschaft behielt ich mir als meinen besonderen Anteil vor.

Kurz vor der Entspannung der marokkanischen Krise ließ ich die Papiere fallen, indem ich die Kriegsklausel strich. Der Coup war gegen Katzenstein gerichtet — obwohl er ihn nicht durchschauen konnte, wurde er mißtrauisch. Arglistig riet ich ihm zu umfangreichen Liquidationen, doch ging er nicht darauf ein. Die Baisse schien unnatürlich und versprach doppelten Gewinn. An solchen Tagen wird alles zwielichtig. Sie fordern Wendungen, die sich mit Worten nicht schildern lassen — die nur der Flair begreift. In ihnen erhebt das Geld sich zu fiktiver Höhe, zum Stoff der reinen Imagination. Mein Rat war richtig, warum befolgte er ihn nicht? Er kannte nur die arithmetische Wahrscheinlichkeit.

Es kam dann der Vertrag von Tanger, an den sich der schwarze Freitag schloß. Die Bank fallierte; das Assekuranzgeschäft trug ungeheure Gewinne ein. Stets wiederholt sich in solchen Krisen das alte Spiel »Krieg oder Nichtkrieg«, wie man mit einer Münze »Kopf oder Wappen« spielt. Dem folgte eine Unterredung zwischen Katzenstein und mir. Er sah sein Unrecht ein. Als ihn der Diener am nächsten Morgen wecken wollte, fand er ihn tot im Bett. Man sprach von einem Herzschlag; die Trauer seiner Gläubiger war groß.

Ich war jetzt Inhaber der Firma Katzenstein & Co. Es konnte sich nun niemand mehr wundern, wenn er mich in Weltgeschäfte verwickelt sah. Ich wandte mich den Staatsanleihen zu, der höchsten und königlichen Sphäre der Finanz. Man machte mich zum deutschen Freiherrn, verlieh mir den Kordon der Ehrenlegion. Die Philanthropen zählten mich zu den ihrigen. Die Fürstin ließ jetzt ihren Wagen offen vor meiner Türe halten; man drängte sich um meinen Platz im Jockey-Klub. Es war bekannt, daß ich dort große Summen im Spiel verlor.

Soviel zu meinen äußeren Umständen. Sie konnten nicht besser sein. Und dennoch fühlte ich mich im gleichen Maße unglücklicher, in dem ich an Macht und Ansehen gewann. Es war zunächst die Langeweile, die mich immer quälender ergriff. Ich merkte, daß mir die Spannung fehlte, das Ungewisse, das Für und Wider, das Rote und das Schwarze, das dem Leben den Reiz verleiht. Ich spielte die Rolle des Fechters, der nicht fallen kann. Die Chance war für mich berechenbar. Ihr fehlte das Rätselhafte, das Unbestimmte, das uns das Herz beschwingt.

Ich sagte schon, daß bald das Spiel den Reiz für mich verlor. So ging es auch mit jeder anderen Kombination. Es wurde mir bald lästig, das Geld der Narren zu kassieren, die es mir aufdrängten. Ich fühlte mich oft versucht, den Einsatz einzustreichen, bevor noch das Spiel begann. Wer mag noch Rätsel raten, wenn er die Lösung kennt. Das einzige, was mich noch lockte, war die Betrachtung der Erregung und der Verzweiflung der anderen. Sie kamen am nächsten Morgen, um sich vor mir zu demütigen. Doch mit der Zeit verlor ich auch daran den Genuß. Ich hatte mein Schicksal abgegeben, doch wurde ich zum Schicksal jener, die mir begegneten. Mit der Blasiertheit steigerte sich die Grausamkeit. Hierauf beruht es wohl, daß Menschen, die unbeschränkte Macht gewinnen wie die Cäsaren, sich dem Morde zuwenden. Die Erde wandelt sich in ein Schauspiel, in einen Zirkus um.

Das gleiche Verhältnis gewann ich zu den Frauen; ich fühlte vor allem meine Macht. Sie näherten sich mir wie bunte Falter dem hellen Licht. Indem ich sie liebkoste, war ich mir meiner Krallen stets bewußt. Ich spielte Partien mit ihnen als der Partner, der nicht verlieren kann. Und wie ein Shylock war ich darauf bedacht, daß sie voll zahlten mit Fleisch und Blut. Ich hörte die leisesten Falsetti in der Melodie.

Merkwürdig war die Angst, daß man mich übervorteilte. Ich kannte genau den Preis der Dinge und hielt darauf, daß man mich nicht überteuerte. Ich wurde darin desto peinlicher,

je mehr mein Vermögen wuchs. Man kauft ja um so billiger, je größeren Reichtum man besitzt. Bei absolutem Reichtum kauft man sogar umsonst.

Ein Bild, ein Haus, ein Möbel waren mir besonders teuer, wenn sich mit ihnen die Erinnerung an einen guten Kauf verband. Es war die Logik des Geldes, die mich immer mehr erfüllte und sich meiner bemächtigte. Daneben wuchs der Spleen; ich fühlte, daß die Genüsse mich immer weniger befriedigten. Im Maß, in dem sich meine Mittel steigerten, verloren sie für mich an Wert. Nach Jahren des Exzesses sah ich mich auf ein Leben angewiesen, wie man es in teuren Sanatorien führt. Ich liebte die graue Farbe, die lautlose Bedienung, die Tage bei verhüllten Fenstern, die ungewürzten Platten, die unpersönlichen Gespräche, die Frauen, in denen sich hohe Eleganz mit Nichtigkeit vereint.

Doch war es ein anderer Umstand, der mich weit mehr beunruhigte als das Ermatten der Heiterkeit, der Freude, der Lebenskraft. Er meldete sich gleich nach dem ersten Jubel des Erfolges an. Es wurde mir immer klarer, daß ich ein fürchterliches, ein unmitteilbares Geheimnis in mir trug. Und immer deutlicher erkannte ich dieses Geheimnis als verbrecherisch. Mein Anschlag gegen die Menschen war ungeheuerlich, war der des Erzfeindes. Er war so mächtig, daß er außerhalb des Gesetzes lag. Der Dieb, der eine sichere Gelegenheit erkundet, der Falschspieler, der seine Karten zeichnet, der Mann, der Böses in seiner Kammer sinnt — sie alle nahmen noch an der Chance teil und unterstanden dem allumfassenden Gesetz. Sie wirkten als Menschen, indes ich automatische Kraft besaß. Sie konnten auch Komplizen haben, während mein Wissen die tiefste Einsamkeit voraussetzte. Ich merkte das daran, daß es mir unendlich lieber gewesen wäre, für einen Falschmünzer zu gelten, als daß man mein Geheimnis auch nur geahnt hätte. Die feine Hand, das unfehlbare Gelingen, das man an mir bewunderte — sie hätten Abscheu, Entsetzen und fürchterlichen Haß hervorgerufen, wenn man ihre Quellen erkannt hätte. Ein Wucherer,

der das Wesen des Geldes besser kennt als jene Armen, von deren Blut er sich mästet, ein Don Juan, der die Technik der Verführung kaltblütig wiederholt wie eine Spieluhrmelodie — sie reichten nicht an meine Unfehlbarkeit heran. Damit entfernte ich mich vom menschlichen Geschlecht und trat in eine neue Ordnung ein. Der Mensch, der magische Macht gewinnt, wie sie die Tarnkappe, der Glücksring symbolisieren, verliert das Gleichgewicht, die Spannung, die uns im Lauf der Welt erhält; er tritt an Hebel, die unermeßlich sind. Bald schlagen die Gewalten gegen ihn zurück.

Das wurde mir zunächst durch dumpfes Unbehagen spürbar, denn immer schärfer sah ich das Unheil, in dem ich mich befand. Die Welt entleerte sich, sie wurde Wüste; und Schemen bewegten sich nach mechanischem Gesetz in ihr. Ich fühlte, daß ich mich verirrt, verstiegen hatte, und mich erfaßte Sehnsucht, mich zurückzuziehen. Die Leere wuchs — wie waren selbst die Unglücklichen beneidenswert. Sie hatten Hunger, Durst und Hoffnung, sie hatten Schicksal; das alles fehlte mir.

Damals erkannte ich, daß neben und über der Mechanik ein anderes Gesetz die Welt regiert und fruchtbar macht. Ich ahnte, daß es nur im Menschen zu finden war, der liebend spendete. Die Leere zog mich zum Erfüllten, die Kälte zur Wärme hin. Ich fühlte, daß ich mich einem Herzen verknüpfen mußte, daß hier allein die Rettung lag. Doch war ich so verblendet, daß ich mich magischer Mittel bediente, als ich auf die Suche ging.

An einem Abend, an dem die Unruhe fast unerträglich geworden war, ließ ich mich treiben und fühlte, daß es mich zum Schlesischen Bahnhof zog. Ich trat in seine große Halle ein, in der es beim Schein der Bogenlampen von Reisenden wimmelte. Wie oft in solchen Lagen belebte mich eine Art von wissender Spannung — die Neugier, warum ich wohl hierher gekommen war. Ich glich dem Jäger, den nie ein Zweifel faßt, ob er dem Wild begegnet, das er sucht.

Ich fand es, als ich Helene traf. Sie saß im Bogen eines blinden Fensters auf einem Schließkorb, wie er das Gepäck der Mädchen bildet, die in Stellung gehen. Ich sah von hinten den billigen Mantel und die gebeugten Schultern eines Menschen, der einsam weint. Mit einem Blick erfaßte ich ihre Lage: verlassen, ohne Geld und Bekannte in der fremden Stadt. Das sind die Opfer, nach denen die Kupplerinnen, die Ausbeuter und die Vermittler dunkler Geschäfte auf Suche gehen.

Ich näherte mich ihr und sprach sie an. Sie war so dankbar, denn sie war in einer Lage, in der man nach jeder Hilfe greift. Auch war der Argwohn ihrem Herzen fremd. Sie sah in mir den Nächsten, den man herbeisehnt, wenn man sich in Not befindet, und sie vertraute mir. Ich bot ihr Schutz und Obdach an. Wir trugen ihren Korb in eine Droschke und fuhren nach Treptow; ich hatte dort eines meiner Standquartiere, in denen ich zuweilen unter fremdem Namen lebte und meinem Spleen nachhing. Es war ein bescheidenes Retiro, ein Gartenhäuschen an der Spree. Helene zog dort in eine Kammer ein.

Ich aß mit ihr zu Abend; wir tranken Tee und plauderten. Ich fand sie frisch und unbefangen und über das Seltsame der Begegnung kaum erstaunt. Sie hielt mich für ritterlich und gütig und konnte nicht ahnen, daß unsere Begegnung die des völlig naiven mit dem völlig bewußten Menschen war. Bald führte ich sie auf ihr Zimmer und gab ihr den Schlüssel, doch wußte ich, daß sie es nicht verschloß. Sie war ja wie ein Vogel in meiner Hand.

Nachdem ich sie verlassen hatte, ging ich noch lange im Garten auf und ab. Die Nacht war dunkel; zuweilen glitt ein Schleppzug mit bunten Lichtern die Spree hinab. Ich wußte, daß man die Unschuld am leichtesten verführt. Doch kam es mir darauf nicht an. Ich wollte die Spannung wiederfinden, den inneren Sinn. Das war nur möglich, wenn ich mir im Reiche meiner schrankenlosen Freiheit Verbote schuf. Ich wußte, daß das nur durch das Medium eines Menschen

möglich war. Ihm wollte ich mich widmen, Sorgfalt auf ihn verwenden wie auf ein köstliches Wesen, das zu meiner Gesundung, meinem Heile geschaffen war. Helene sollte einem jungfräulichen Spiegel gleichen, auf den ich die Strahlen der Erkenntnis sandte und sie konzentrisch, wärmend zurückempfing. Ich sah nicht, daß ich auf diese Weise mein Verbrechen noch steigerte, indem ich Liebe auf magische Art beschwor.

Zunächst entwickelten sich die Dinge nach meinem Sinn. Ich räumte Helene die Führung meines kleinen Haushalts ein, in dem ich mich mit meinen Büchern und Studien beschäftigte. Vormittags fuhr ich nach Wannsee oder in das Zentrum und hielt von dort aus meine Operationen auf dem laufenden. Sie waren glücklicher denn je. Das Recht, von Glück zu reden, hatte ich freilich eingebüßt. Helene hielt mich für einen Bankbeamten mit gutem Einkommen. Ich ließ sie glauben, daß ich zwar nicht sparen, doch rechnen mußte; mein Reichtum hätte sie erschreckt. Ich suchte sie zu bilden, indem ich ihre Eigenart entwickelte. Bald sah ich, daß sie für Farben, Formen und Düfte, wie ich sie liebte, Geschmack gewann. Zuweilen fuhren wir in die Geschäfte und kauften Stoffe, Gläser, ein Möbelstück. Ich schenkte ihr Bücher, die ich aussuchte. Sonnabends besuchten wir ein Theater und aßen Sonntags auswärts, bei schönem Wetter auf dem Land. Bei alledem hielt ich den Luxus ferne oder verbarg ihn unter gediegenen Verkleidungen. Ich las ihr die Wünsche von den Augen ab.

So war es kein Wunder, daß mein Plan gelang. Ich hätte Helene gleich am ersten Abend besitzen können; wir hätten dann in häuslicher Vertraulichkeit gelebt. Statt dessen traten wir in ein geistiges Verhältnis ein. Ich merkte, wie sie sich immer fester mit sinnpflanzenhaften Wurzeln an mich heftete. Ich wurde ihr Liebhaber in dem Sinne, in dem man eine seltene Blume, ein erlesenes Kunstwerk hegt. Der Grund war jungfräulich; er brachte in immer schönerer Bildung Kristalle und Blütenflor hervor. Ich hatte das Schauspiel

einer Seele, die sich erschließt und die geheimnisvoll im Wachstum an Macht gewinnt.

Im Laufe eines kurzen Jahres wendete sich das Blatt. Ich wurde zum Beschenkten; die Früchte, die reiften, wurden zu schwer für mich. Helene wurde für mich die Quelle höheren Lebens; ich sah die Welt durch sie. Je mehr ich von ihr abhängig wurde, desto stärker kehrte die Furcht zurück. Und immer deutlicher erkannte ich, daß ich, indem ich die Chance beherrschte, mich in eine Glücksmaschine verwandelt hatte, in einen Automaten, in ein wertloses Nichts. Ich trug ein Wissen in mir, schlimmer als das des Mannes, der den Schatten verloren hatte, und ich hatte durch dieses Wissen einen Menschen an mich geknüpft. Im Augenblick, in dem er mich durchschaute, in dem er mein Geheimnis faßte, mußte Ekel, ja Entsetzen die Liebe ablösen. Schon schien es mir, als ob Helene mich zuweilen nachdenklich betrachtete; ich hielt es für möglich, daß sie den Trug, mit dem ich sie umgarnte, durch Ahnungskraft erriet.

In diese Zeit fiel mein Zusammenbruch. Ich kam an eine der Wendemarken, die den Menschen, der sie erreicht, vernichten oder vor neue Entschlüsse stellen und die wohl jeder aus eigener Erfahrung kennt. Ein solcher Zusammenbruch kann physisch sein: seit langem spürten wir an kleinen Zeichen, daß in den Untergründen unserer Gesundheit sich eine Veränderung vollzog. Wir sollten ausspannen, doch überhören wir die Warnungen. Dann plötzlich kommt der Schlag, der uns zu Boden wirft. Ganz ähnlich lassen wir vor dem geistigen Zusammenbruch die feinen Stimmen in unserem Innern unbeachtet, bis wir den Stoß empfangen, der das System als Ganzes aus den Angeln hebt. Es geht sogar oft eine Spanne besonderer Sicherheit dem Bankerott voraus. Und endlich gibt es den moralischen Zusammenbruch, der noch den Schlaganfall, den Wahnsinn an Schrecknis übertrifft. Hier wanken die Grundfesten.

Ja, schauerlich ist die Begegnung mit dem Nichts. Mir wurde deutlich, daß ich mich von innen her entkernt, ver-

nichtet hatte und daß der Reichtum mich trügerisch umgab wie jener feine Lack, mit dem man Mumien bestreicht. Und mich ergriff noch stärker als einst in meiner äußeren Verkommenheit ein ungeheurer Ekel vor mir selbst.

Helene hielt mich für schwer erkrankt; sie suchte Ärzte auf. Ich wußte wohl, daß keine Medizin mir helfen konnte, vor allem nicht die Künste der Psychologen, die bei den Schlossern in die Lehre gegangen sind. Von solchen Scharlatanen ist unsere Welt bevölkert; sie treiben eher dem Dämon zu.

Ich wollte beten, doch ich fühlte, daß mir der Mund versiegelt war. Scheußliche Worte drängten sich hervor. Dem Häuschen gegenüber, am Stralauer Ufer, lag eine kleine Kirche; ich suchte den Geistlichen auf. Er kannte mich, da ich zu seinem Sprengel zählte und ihn hin und wieder mit Spenden bedacht hatte. Er empfing mich mit Hochachtung. Ich suchte ihm meine Lage zu erklären, doch merkte ich gleich, daß er mich nicht verstand. Mein Ansinnen beunruhigte, verwirrte ihn; er hielt mich ohne Zweifel für gestört. Er gab mir höfliche Worte wie einem Toren, den man sich auf gute Art vom Halse schaffen will; empfahl mir auch dringend einen Arzt.

Ich nahm dann Zuflucht bei einem Kleriker der alten Kirche, in der die Kenntnis von den tieferen Umtrieben des Bösen noch nicht ganz erloschen ist. Er hörte mich aufmerksam an und wies mich dann mit Entsetzen fort.

Oft war ich im Zentrum, um die Wohnung des Doktor Fancy zu erkunden, doch fand ich sie nicht mehr. Zuweilen dachte ich, daß alles auf Einbildung beruhe, auf wirren Träumen; das linderte nicht meinen Schmerz. Ich wußte, daß ich verloren war.

In dieser Zeit begann ich wieder zu trinken; die Stunden des Rausches waren die einzig erträglichen. Sie glichen buntgewebten Zelten, die ich in der Wüste über meinem Haupt entfaltete. Helene brachte mir den Wein wie eine Krankenschwester die Medizin. Mein Anblick betrübte sie, jedoch

sie fühlte, daß ich des Trunkes bedürftig war. Was hülfe es auch, daß man dem Unglücklichen die leere Nüchternheit verschreibt? Ihm ist der Rausch die letzte der Residenzen, der letzte Farbsaum an der Dunkelheit.

Dann, spät nach Mitternacht, brach ich in jene Viertel auf, in denen das Leben nie erlischt. Ich spürte den Hang, mich in die Massen einzumischen, die beim Schein der bunten Lichter unruhig geschäftig sind. In jeder der großen Städte gibt es ein dunkles Zentrum, in dem das Böse residiert. Ich wurde von ihm angezogen; auch war es mir örtlich bekannt. Es lag an einem Schnittpunkt der Grenadierstraße. Hier stand um diese Stunde wohl jeder außer den Polizisten unter dem Einfluß des Trunkes oder der Droge: man traf nur Frauen, die käuflich waren, und Männer, die dem Verbrechen nachgingen. Ich kreiste rastlos in dieser Menge, die sich bald im rotbestrahlten Becken des Alexanderplatzes sammelte und bald zerstreute bis an die stillen Brücken über der Spree. Zuweilen mischte ich mich in eine der Gruppen, die sich um eine Verhaftung, ein betrunkenes Freudenmädchen oder einen dunklen Handel bildeten. Dann wieder trat ich in eines der Cafés, deren Wände von Spiegeln glänzten, und starrte dort gleich den anderen Gästen beim Klange eines mechanischen Orchesters vor mich hin. Der Anblick der Architekturen rief finstere Gedanken in mir wach.

Wie früher endete ich meine Gänge in großer Erschöpfung auf den Bahnhöfen. Es gibt Formen des Lebens, die jenseits von Reichtum und Armut uns auferlegt, uns zugemessen sind. Und wieder kam ein Morgen, an dem ich mich zwingend auf den Selbstmord verwiesen sah. Ich merkte nicht, daß ich am gleichen Platz wie damals saß. Wie immer um diese Stunde war ich stark berauscht. Zuweilen griff ich an meine Brusttasche; ich fühlte dort das Röhrchen mit dem starken Gifte, das ich bei mir trug. Die Nachricht vom jähen Tode eines Unbekannten kam noch für die Morgenzeitungen zurecht. Ich schüttete das Pulver in mein Glas.

In diesem Augenblick trat eilig ein Reisender in blauem

Anzug ein und näherte sich meinem Tisch. Ich sah mit dumpfem Erstaunen, daß es der Doktor Fancy war. Er setzte sich mir gegenüber und sah mich prüfend an:

»Sieh da, ein alter Patient, wenn ich nicht irre — wie geht es Ihren Augen, wenn ich fragen darf?«

Ich musterte ihn mürrisch, haßerfüllt:

»Das dürften Sie wohl besser beurteilen als ich. Doch diesmal regle ich meine Angelegenheiten selbst.«

Der Doktor Fancy lächelte und pfiff die alte Melodie.

»Wir wissen wohl, daß es Patienten gibt, die unzufrieden sind, wenn ihnen der Star gestochen wird. Sie klagen über zu harte Sicht. Ein Zustand mittlerer Optik scheint am bekömmlichsten — ein clair obscur.«

Er nahm mein Glas und sog den Duft behaglich ein. Ich sah ihm bösartig zu, erwartungsvoll. Der Doktor lächelte von neuem und wiederholte seine Melodie in höherem Ton:

»Ich sehe, Sie haben Fortschritte gemacht. Das riecht sehr gut — nach Bittermandelöl.«

Er goß den Inhalt auf den Boden und fuhr dann fort:

»Wir wollen ernsthaft miteinander sprechen — es scheint, daß Sie den Eingriff für unzuträglich halten, obwohl er gut gelungen ist. Ich hatte sogar vor, ihn in den Fachzeitschriften zu veröffentlichen. Doch könnte man Ihnen auch mit geringer Mühe die alte Sicht zurückgeben.«

Ich wagte kaum zu glauben, was ich hörte, und rief:

»Wenn Sie das täten, Doktor, würde ich Ihnen mein Vermögen aufopfern. Sie wissen, daß es ungeheuer ist.«

»Ich weiß es. Doch zähle ich zu den Künstlern, die ohne Honorar arbeiten. Da Sie gewissermaßen am Schürzungspunkt der Schleife wieder angekommen sind, wäre der Ablauf der Dinge im umgekehrten Sinn erforderlich. Sie müßten mich zunächst zu einem Blackberry-Brandy einladen. Dann wären wir im wesentlichen quitt.«

Er rief den Kellner, und ich gab die Bestellung auf. Wir leerten die Gläser und machten uns wie damals auf den Weg. Er führte mich in das Haus und in das Sprechzimmer,

das ich so oft gesucht hatte. Nachdem er seinen Kittel angezogen hatte, ließ Fancy mich in den Wachstuchsessel sitzen und sah mit einer großen Lupe meine Augen an. Indem er seine Instrumente ordnete, vertiefte er sich nach der Gewohnheit mancher Ärzte in ein Selbstgespräch, das halb auch an meine Adresse gerichtet war.

»Das Auge«, sagte er, »ist unvollkommen wie alle Instrumente des Demiurg. Ein wenig Feuchte, ein wenig Farbe in einer dunklen Kammer, mit Aussicht auf ein mittleres Band des Lichtes voll unbestimmter Eindrücke. Als Werkzeug der Einsicht wird es durch das Unvorhergesehene begrenzt. Wenn wir es schärfen, damit es das Spiel des Zufalls ein wenig klarer sehe, beklagen die Patienten sich über Schmerzen durch zu starkes Licht. Sie fordern die Illusion zurück. Sie ziehen die Bilder verschleiert vor. Das Auge ist für ein Schattenreich geschaffen, nicht für das ungefärbte Licht. Das Licht, die große Macht des Universums, würde euch verbrennen, wenn es sich unverhüllt euch näherte. Die Schönheit, die Wahrheit, das Wissen sind unerträglich für den trüben Blick: ein Schatten schon von alledem genügt. Was drängt ihr über euren Kreis hinaus?

Doch freilich«, fügte er hinzu, »wie könnte es anders sein? Das Universum ist ein Kunstwerk — darauf beruht die Unvollkommenheit; sie ist beabsichtigt.«

Er wandte sich mir zu:

»Ich habe Ihnen die Augen mit einer Säure angeschärft. Sie lassen sich durch eine Base wieder abstumpfen. Doch müßten Sie eine Minderung der Sehkraft in Kauf nehmen.«

»Gehn Sie ans Werk — auf jedes Risiko.«

Der Doktor zuckte die Achseln und wandte sich wieder seinen Instrumenten zu. Dann brachte er mich in die rechte Lage und ließ zwei Tropfen in meine Augen einfallen. Wieder durchglühte mich der blendende Schmerz, an den sich die Ohnmacht schloß. Als ich erwachte, sah ich, daß Doktor Fancy schon wieder im Straßenanzug war. Er sah mich prüfend an und sagte:

»Sie können jetzt gehen.«

»Ich dachte, Sie gäben mir noch Anweisungen mit?«

»Ach so, Sie meinen, daß Ihr Guthaben jetzt an die armen Leute aufzuteilen sei? Zerbrechen Sie sich deswegen nicht den Kopf.«

Er öffnete die Türe und ließ mich hinaus. Ich fühlte mich sehr elend und tastete mich an den Mauern fort. Die Dinge erschienen mir verschleiert, doch farbiger. An einer Kreuzung streifte mich ein Wagen und riß mich um. Mit meinen letzten Kräften erreichte ich das Haus.

Helene hatte mich erwartet; mit einem Blick erfaßte sie den Zustand, in dem ich mich befand. Sie fing mich auf, indem sie mich umarmte und an sich drückte ... »Endlich«, hörte ich an meinem Ohr.

Meine Gesundheit war untergraben; die Augen schmerzten, und ihre Sehkraft war stark geschwächt. Ein Nervenfieber raffte mich fast dahin. Durch Wochen fühlte ich dunkel, wie Helene um mich rang, erkannte sie in Lichtblicken. Dann durfte ich im Garten sitzen, die ersten Gänge tun.

Oftmals und dringend hatten meine Prokuristen nach mir geschickt. Endlich fuhr ich ins Zentrum, um mich nach meinen Geschäften umzusehen. Ich fand sie in größter Unordnung. Versicherungsverluste durch Katastrophen, Sturz der Wertpapiere, Veruntreuungen hatten in Wochen verschlungen, was in Jahren gehortet worden war. Vor allem aber hatte ich die Affinität zum Geld verloren, die scharfe Witterung, die für Finanzgeschäfte unentbehrlich ist. Ich hatte den Zustand des Hohlen, des Nimmersatten eingebüßt, der bewirkt, daß die abstrakten Summen anströmen. Die spekulative Neigung war in mir erloschen, und ihre Zeichen verloren für mich den Sinn, die Wirklichkeit.

Ich ließ ein Verzeichnis meiner Effekten, Liegenschaften und Mobilien aufstellen. Alles in allem mochten sich Gewinne und Verluste ausgleichen. Es fand sich ein Liquidator,

der in die Gesamtheit meiner Forderungen und Pflichten eintrat, mit allem Risiko. Mir blieb der Pavillon bei Stralau und die Geschenke, die ich Helene gemacht hatte. Sie gaben den Grundstock zu einem kleinen Antiquariat. Mein Sinn für alte und erlesene Dinge kam mir dabei zugut. Wir heirateten und lebten wie alle Welt.

Im kleinen, bescheidenen Treiben des Tages und seiner Sorgen kam mir das Vergangene bald wie ein Phantasiestück, wie ein Gebilde des Traumes und meiner Krankheit vor. Die Woge war angeschäumt und in sich selbst zurückgerollt, doch ohne mein Verdienst. Ich hatte dem Bösen und seiner Pracht entsagt, doch weniger aus Abscheu, als weil ich ihm nicht gewachsen war. Das Böse hatte mich in seinen Dienst genommen und aus ihm entlassen wie in Prokura eines sehr fernen, unsichtbaren Herrn. War ich nicht gänzlich verloren gegangen, so mußte das daran liegen, daß ich noch an einem Punkte mit dem Guten in Berührung geblieben war. Ich hatte mein Leben dann einer schwächeren Übersetzung des Bösen angepaßt und war von seinem akuten auf den moderierten Zustand zurückgekehrt.

Ich kehrte auch zur Kirche zurück, als einer von denen, die die Weltangst zu den Altären treibt. Ich folge den Geboten, erfülle das Gesetz. Doch fühle ich, daß die Mysterien die Kraft verloren haben und die Gebete nicht durchdringen. Es liegt kein Verdienst in meiner Gerechtigkeit. Ich fühle kein Echo in meiner Brust.

Das ist der Grund, aus dem ich eingangs sagte, daß mein Name der Überlieferung unwert sei. Ich lebe wie meine Zeitgenossen im Niemandsland und werde wie sie dahingehen. Wir haben die ungeheuren Mächte angerufen, deren Antwort wir nicht gewachsen sind. Da faßt uns das Grauen an. Wir stehen vor der Wahl, in die Dämonenreiche einzutreten oder uns auf die geschwächte Domäne des Menschlichen zurückzuziehen. Hier mögen wir uns fristen, solange der Boden noch Nachfrucht bringt.

Ortner schloß seine Mappe und gab sie Costar, der sie hinübertrug. Man hörte im Hof und auf den Gängen die Ablösung der Nachtwache. Es wurde hell im Atelier. Die Sonne stieg aus dem Meere auf. Die ersten Schwalben kreuzten über den noch grauen Zinnen und Türmen von Heliopolis. Ortner stellte den Zerstäuber ab.

»Ich komme ins Schwatzen, wenn ich mich in die Altberliner Stoffe verliere, wie sie auch Fernkorn liebt. Inzwischen wurden die Fragen ja deutlicher. Nun wird es Zeit zum Ausruhen; vor allem de Geer braucht noch ein Stündchen Schlaf.«

Lucius lachte.

»Bei Ihren Themen gibt es keine Langeweile, sie ziehen im Fluge mit. Auch glaubte ich einige Male zu sehen, daß Ihr Zeigefinger erhoben war.«

»Das wäre ein Kunstfehler. Aber ich will es nicht abstreiten. Es mag wohl daher rühren, daß die Zeiten sich ähneln und daß Probleme, wie sie meinen farblosen Helden bedrückten, stets gegenwärtig sind. Nicht jeder ist ein Fortunio. Sie, Lucius, wollen wissen, auf welche Arten man das Leben noch führen kann. Vielleicht beziehen Sie auch die Begegnung mit einer Helene ein. Das ist ein altes Rezept.«

Sie dankten dem Maler und trennten sich.

DER AUSFLUG NACH VINHO DEL MAR

Nach kurzem Schlaf trat Lucius zu gewohnter Stunde in sein Büro, das an das Panzerzimmer des Chefs angrenzte. Der Raum war nüchtern; ein Schreibtisch, ein Safe, ein Aktenschrank und einige Stühle bildeten die Einrichtung. Die Wände waren mit Kork verkleidet; markierte Karten bedeckten sie. Dem Schreibtisch gegenüber hing eine Tafel mit der Aufschrift »Kriegsschule«. Sie trug auf Zetteln eine Zahl von Namen und erlaubte, mit einem Blick nicht nur

den Dienstgrad und die Verwendung jedes Kriegsschülers festzustellen, sondern auch seinen Aufenthalt. Lucius trat vor sie, um sich einzuprägen, was während seines Kommandos an Änderungen vorgefallen war. Aus der mit »Urlaub« überschriebenen Rubrik hob er zwei Täfelchen an ihren Platz zurück: »von Winterfeld« und »Beaumanoir«. Dann ging er an das Fenster und blickte auf den Innenhof. Das Glas war chromatisierbar, doch wies es nur die beiden Marken »hell« und »dunkel« auf.

Wie immer hatte Theresa Blumen aufgestellt. Sie folgte damit einer Anordnung des Chefs. Er wollte durch solche Arabesken nicht nur die Trockenheit des Dienstes mildern, sondern ihm musische Züge mitteilen.

Die Post lag vorgeordnet auf dem Tisch — Befehle, von denen die geheimen in einen roten Sammelumschlag eingeschlossen waren, Drucksachen und, ein wenig näher dem Blumenstrauß, Kuverts, die auf privaten Inhalt deuteten. Lucius durchflog zunächst die Zeitungen, die auf den Titelseiten die Unruhen behandelten. Die Überschriften ließen mühelos erkennen, welche Blätter zum Hause hielten und welche das Zentralamt besoldete. So brachte der »Volksfreund« in großen Lettern: »Hilfspolizei verhindert Plünderungen im Parsenviertel« und darunter ein Lichtbild, das mit Rotstift umrandet war. Lucius sah, daß er mit Mario und Costar darauf festgehalten war. Ein Späher mußte sie aufgenommen haben im Augenblick, in dem Mario den Silberlöffel betrachtete. Das war ein Treffer; wahrscheinlich hatte der Permanentfilm ihn schon gebracht.

Lucius stellte den Zerstäuber an und legte das Blatt beiseite, um sich in die Befehle zu vertiefen, die während seiner Reise sich zu einem Bündel gehäuft hatten. Darunter war einer, der ihn unmittelbar betraf:

»Die Klagen der Kommandeure über den Nachwuchs mehren sich. Im allgemeinen wird anerkannt, daß sich der Stand des technischen Wissens gehoben hat. Doch darf das nicht auf Kosten der Persönlichkeit geschehen. Ich weise dar-

auf hin, daß die Erziehung auf Bildung von eigenen Entschlüssen abzielen muß.

In dieser Absicht wird die Kriegsschule um eine Oberklasse vermehrt. Als Fächer sind vorgesehen: Reiten und Fechten, gesellige und gesellschaftliche Ausbildung. Die Akademie stellt Lehrer der Logik, der Rhetorik, des Völkerrechts und der Moraltheologie. Ausführungsbestimmungen folgen. Mit der Überwachung der Kurse und der Berichterstattung betraue ich den Kommandanten de Geer.«

Offenbar wollte der Prokonsul, der stets in Sorge war, daß sich das Heer in eine Art von Mameluckentruppe oder im besten Falle in ein nur ihm persönlich ergebenes Instrument verwandelte, damit einen seiner Lieblingsgedanken verwirklichen. Der Chef hatte den Entwurf gezeichnet, obwohl er anderer Ansicht und stets in Sorge war, daß man den Nachwuchs überzüchtete.

Nun kamen die üblichen Anzeigen und Einladungen, wie sie das Leben in Heliopolis mitbrachte. Die kosmischen Jäger kündeten einen Vortrag über den Fang von großen Fischen an. Fernkorn hielt eine Lesung über den theologischen Roman. Lucius trug die Daten und Termine in den Kalender ein. Zuletzt blieb noch ein schmaler Umschlag, der von einer ungelenken Hand beschrieben war. Er öffnete ihn und las:

»Erinnern Sie sich an Melitta noch? Herr Mario wird Ihnen berichtet haben, daß ich gut bei meiner Tante angekommen bin. Sie luden mich ein, vielleicht im Scherz, vielleicht aus Höflichkeit. Ich frage mich, was Sie an mir finden können, die Ihnen nichts bedeuten kann. Sie kennen nicht das Gefühl, allein zu sein, immer allein. Ich grüße Sie. Melitta, die Ihnen dankbar ist.«

Es fehlte nicht an Schnitzern in diesem Brief. Lucius wog ihn mit halbem Bedauern in der Hand. Er kam nach Toresschluß. Die Zeit der flüchtigen Begegnungen war vorbei. Das hatte sich Pater Foelix ausbedungen, ehe er seine Führung übernahm. Er meinte, daß die Stutzung solcher Ran-

ken höhere Frucht gewähre, doch fühlte Lucius, wie die Natur in ihm sich auflehnte. Er würde Melitta einladen, um mit ihr auf den Inseln freundschaftlich zu plaudern, zu einem Abschiedsgang. Darin lag kein Verstoß.

Die Tür des Panzerraumes öffnete sich; der Chef trat ein.

»Schon munter? Ich hörte beim Frühstück, daß die Geburtstagsfeier sich hinausgezogen hat.«

Er setzte sich.

»Was sagen Sie zu Ihrem Porträt im ›Volksfreund‹? Haben Sie es schon gesehen?«

Lucius bejahte:

»Das sind Aufmerksamkeiten, die man am besten auf sich beruhen läß.«

»Wenn Sie Wert darauf legen, wird der ›Volksfreund‹ auch eine Berichtigung bringen — etwa unter dem Titel: ›Kommandant de Geer streitet Diebstahl silberner Löffel ab.‹«

»Den Burschen muß man in anderer Münze heimzahlen.«

»Auch meine Ansicht. Sollten sie frecher werden, wie ich erwarte, lasse ich dem Casteletto einen Besuch abstatten. Wir bringen dann eine Glosse: ›Als Hilfspolizisten verkleidete Banditen befreien Gefangene.‹«

»Es könnte nichts schaden, wenn man das Schreckenskabinett einmal durchleuchtete. Auf alle Fälle bitte ich dabei an mich zu denken, Chef.«

»Ist schon geschehen; wir dürfen uns von den Unternehmungen nicht ausschließen. Sie können mir dann diesen oder jenen Kriegsschüler als Begleiter vorschlagen.«

»Ich denke auch an Leute wie den Korporal Calcar, der sich bei den Barrikaden auszeichnete.«

»Ganz richtig; ich will ihn im Tagesbefehl erwähnen — erinnern Sie mich daran.«

Lucius notierte den Namen, und der General fuhr fort:

»Doch das sind spätere Sorgen — ich wollte ein anderes Kapitel mit Ihnen durchsprechen: Ihr Memorandum über die Asturischen Verhandlungen. Ich habe es dem Fürsten

mit meiner Stellungnahme zum Chalet hinausgesandt und darin Ihre konkrete Ansicht unterstrichen, daß eine vorzeitige Aktion Dom Pedros uns, auf die Dauer gesehen, Unannehmlichkeiten bringen wird. Wir sind zufrieden mit der Art, in der Sie die Frage behandelten. Nicht zustimmen dagegen konnte ich Ihren allgemeinen Wertungen.«

Lucius drängte die Müdigkeit zurück und zwang sich zur Anspannung. Es kam nicht oft vor, daß der Chef sich auf grundsätzliche Erörterungen einließ, und dann nur, wenn er ein Mißverständnis mit Nachdruck zu rügen beabsichtigte.

Lucius setzte sich daher zurecht und hörte ihm aufmerksam zu.

»Ich muß Entwicklungen berühren«, begann der General, »die ich seit längerem mit Sorge beobachte. Ich meine die metaphysische Neigung, die sich bei Ihnen und anderen Mitgliedern des Stabes in wachsendem Maße andeutet. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn wir einen Mönchsorden gründen wollten — das ist indessen meine Absicht nicht. Ich will Ihnen daher noch einmal meine Auffassung mitteilen.«

Er schob den Blumenstrauß beiseite, der ihm den Blick auf Lucius störte, und fuhr dann fort:

»Wir leben in einem Zustand, in dem die alten Bindungen seit langem verlorengegangen sind, in einem Zustand der Anarchie. Es herrscht kein Zweifel darüber, daß Ordnung geschaffen werden muß. Wenn wir von den Mauretaniern absehen, die in der Anarchie und durch sie florieren wollen, bleiben zwei große Schulen in Heliopolis. Die eine, die sich um den Landvogt und sein Zentralamt sammelt, stützt sich auf Trümmer und Hypothesen der alten Volksparteien und plant die Herrschaft einer absoluten Bürokratie. Die zweite ist die unsere; sie gründet sich auf die Reste der alten Aristokratie und des Senates und wird vertreten durch den Prokonsul und den Palast.

Der Landvogt will ein geschichtsloses Kollektiv zum Staat erheben; wir streben eine historische Ordnung an. Wir

wollen die Freiheit des Menschen, seines Wesens, seines Geistes und seines Eigentums und Staat insofern, als diese Güter zu schützen sind. Daraus ergibt sich der Unterschied unserer Mittel und Methoden zu denen des Landvogtes. Er ist auf Nivellierung angewiesen, auf Atomisierung und Gleichmachung des menschlichen Bestandes, in dem abstrakte Ordnung herrschen soll. Bei uns hingegen soll der Mensch der Herrscher sein. Der Landvogt strebt die Perfektion der Technik, wir streben die Vollkommenheit des Menschen an.

Hierauf beruht ein Unterschied der Auslese. Der Landvogt will technische Überlegenheit. Die Suche nach Spezialisten führt notwendig zu Typen, die verkümmert sind. Die Auswahl richtet sich auf jenen, bei dem der technische Impuls den geringsten Widerstand trifft. Praktisch wird das insofern sichtbar, als man im Zentralamt auf eine Mischung von Automaten und intelligenten Verbrechern stößt.

Demgegenüber zielen wir auf Bildung einer neuen Elite ab. Unser Versuch ist ungleich schwieriger; wir schwimmen gegen den Strom. Während die Nivellierung Stoff in jedem Menschen findet, muß unsere Absicht sich auf den ganzen Menschen richten, den die Erscheinung selten und stets nur angenähert zeigt. In diesem Sinn gilt uns der Prokonsul als Vorbild, als Träger der gerechten und zur Herrschaft berufenen Tugenden. In ihm sind nicht nur die aristokratischen, sondern auch die demokratischen Prinzipien intakt.

Wir wissen, daß er als Treuhänder die Aufgabe auf seine Schultern nehmen will. In dieser Absicht sucht er die besten Kräfte an sich heranzuziehen. Dabei ist er in seiner Auswahl angewiesen auf Leistung, das heißt, auf einen Kreis von Menschen, die sich, sei es durch Taten, sei es durch Wissen oder Können, auszeichnen. Das ist der schwächere, doch einzig mögliche Weg in dieser Zeit. Wir müssen sowohl die reinen Techniker als auch die Romantiker von der Führung ausschließen.

Ich kehre nun zu Asturien zurück. Sie werten in Ihrem Gutachten die Aussichten Dom Pedros richtig; sein Regiment

kann nicht von Dauer sein. In diesen Zonen herrscht das Recht des Stärkeren; und daher wird Dom Pedro im Recht sein, wenn sein Staatsstreich glückt, und wird so lange im Rechte bleiben, wie er sich an der Macht erhält.

Der Prokonsul bleibt diesen Wirren gegenüber der Beobachter, der Zeit besitzt. Die Ausdehnung der Händel kann ihn nicht dazu bringen, Partei zu nehmen, wohl aber dazu, die Maßnahmen zu treffen, die für den Fall größerer Unruhen vorgesehen sind. Dann muß er in das Ganze eintreten. Auf diesen Augenblick soll unsere Erziehung gerichtet sein.

In der Ausbildung sind zwei Fragen so zu klären, daß kein Zweifel bleibt. Erstens: wo steht der Feind? Und zweitens: wo steht die legitime Macht? In diesem Sinne begrüße ich die Einrichtung der Oberklasse und habe selbst, wiewohl nicht ohne Bedenken, dem moraltheologischen Kursus zugestimmt. Doch darf er nicht dazu führen, daß der Wille verwässert wird. Was Recht ist, muß Recht bleiben — das heißt, daß es in den Fundamenten besteht und seit jeher bestanden hat. Darin will ich die jungen Leute gefestigt wissen und nicht in müßige Diskussionen verstrickt. Das sind die Richtlinien der Aufsicht, die Ihnen übertragen ist. Sie bleiben gültig, solange ich für die Führung der Geschäfte verantwortlich bin.«

Der General ließ eine Pause eintreten. Er hatte leicht und präzis gesprochen wie jemand, der seiner Elemente sicher ist und ohne Mühe Gerüste daraus zusammenfügt. Nun schloß er mit der üblichen Formel ab:

»Haben Sie noch eine Frage dazu?«

»Nein, Chef. Ich danke für die Belehrung und werde mich an Sie wenden, wenn Zweifel auftauchen.«

Der Chef erhob sich und reichte ihm die Hand. Mit leichtem, pfeifendem Schnappen fiel die Stahltür hinter ihm ins Schloß. Lucius sann über seine Worte nach. Sie enthielten ohne Zweifel eine Zurechtweisung, die vielleicht nicht unbegründet war. Er fühlte, daß ihm die Klarheit fehlte, die

dem geschärften Willen eigentümlich ist. Es mußte sich um einen Unterschied der Perspektive handeln; er lebte in einer anderen Wirklichkeit, die die Parteiung nicht völlig aufteilte. Immer blieb noch ein Drittes außer Freund und Feind.

Der Chef faßte das als Zerstreutheit auf, als Mangel an Konzentration. Auch war es möglich, daß er weniger ihn, de Geer, mit seinen Worten meinte, als daß vielmehr aus ihnen seine Sorge um den Prokonsul sprach. Es schien zuweilen, als ob diesen eine Müdigkeit erfaßte, ein Ekel vor dem groben Stoff, mit dem es im Machtkampf zu wirken galt. Das mochte ein Zug von alter Rasse sein. Vielleicht tat man am besten, die Zelte hier abzubrechen und sich in das Burgenland zurückzuziehen. Mochten sie hier wie die Ratten einander auffressen.

»Doch sei dem, wie ihm sei«, schloß Lucius, »man könnte sich weit bessere Zeiten denken als die unsere. Nur würden wir, selbst wenn wir wählen dürften, uns keine andere aussuchen.«

Theresa klopfte und brachte neue Eingänge. Er wandte sich wieder der Arbeit zu.

»Heliopolis« — er murmelte den Namen halb zärtlich, halb dunkel wie einen Schicksalsspruch. Um diese Mittagsstunde war das Meer tiefblau wie feingerippte Seide; die Bastionen schnitten sich schattenlos heraus. Die Formen traten überwirklich im grellen Licht hervor.

Tagtäglich bis zu den Monsunen stieg die Sonne am wolkenlosen Himmel auf. Das Licht kam plötzlich wie ein Paukenschlag. Die große Uhr begann mit jedem Morgen unerbittlich ihren Gang. Sie zwang die Menschen, in dieser Szenerie zu spielen, und fragte nicht nach ihrer Kraft.

Lucius kannte die ausgestorbenen Häfen an den fernen Küsten, die bleichen Städte am Wüstenrand. Die Brunnen, die Iskander hatte graben lassen, waren vertrocknet und mit ihnen der Gartenflor, der sie umschleierte. Die Häuser und Paläste, die hohen Obelisken und die Warten, um die

der Schatten kreiste, zeugten von Leben, das dahingegangen war. Grabmäler und Katakomben blieben auf dieser Welt. Staub wurden die Blumen, die Früchte, der Schoß der schönen Frauen, der Arm der Krieger und die Stirn der Könige. Die toten Städte glichen Muscheln, die am Meer verwitterten. Es blieben Namen wie Troja, Theben, Knossos, Karthago, Babylon. »Damaskus wird keine Stadt mehr sein, sondern ein zerfallener Steinhaufen.« Dann schwanden auch die Namen wie eine Inschrift, die auf Grabsteinen erlischt.

Was mochte es bedeuten, daß das Leben für einige Jahrhunderte in diesen Muschelschalen zusammenrann? Wozu die Kämpfe, das unerhörte Mühen? Der Staub der Überwundenen und Überwinder mischte sich auf den verlassenen Märkten, im Vorhof der brandigen Paläste, in den verödeten Lustgärten. Das hatte schon der Zeltmacher beweint. Für welche Augen waren diese Schauspiele erdacht? Wenn sich die Linien nicht im Sehr-Fernen schnitten, sich nicht ergänzten im Unbekannten, blieb der Triumph des Todes sein letzter Sinn. Dann mußte man versuchen, ein wenig Süße aus ihm zu saugen, bevor die Blüten welkten, ein wenig Nektar als Raub und Lohn.

Er saß im Garten von »Wolter's Etablissement« am Rand der Höhe, die den Palast mit dem Mariendom verband. Hier hatte sich der ländliche Charakter noch erhalten; Weinberge und Vorstadtgärten durchsetzten das bebaute Land. Am Hange waren die Trümmer verfallener Villen von Grün umhüllt. Die Reste eines Aquäduktes führten zur Stadt hinab; die großen blauen Trauben von Glyzinien schaukelten im Bogenwerk.

Die Wirtschaft lag in den Gebäuden einer alten Meierei; ihr Garten grenzte an einen Friedhof an. Die Marmorsteine leuchteten im Dickicht — längst waren auch jene schon gestorben, die einst die Gräber gepflegt hatten.

Es war Sonnabendnachmittag; der Garten war noch leer. An diesem Tage schlossen die Magistrate zeitig, bis auf das Zentralamt, das als atheistische Behörde nach anderem

Rhythmus arbeitete. Lucius trug die Gewerkschaftstracht — den blauen Overall mit dem eingestickten Adler auf der Brust. Sie war für alle, Männer wie Frauen, die in den Ämtern und bei den Truppen des Prokonsuls dienten, gleich. Das Angenehme dieser Kleidung lag im Anonymen; da weder Orden noch Rangabzeichen zu ihr gehörten, entfiel die Sonderung und mit ihr der Gruß.

Ein Kellner in gestreifter Leinenjacke trat aus der Wirtschaft und kam den Weg herauf. Er wischte den Tisch ab und stellte zwei Schalen mit Melagranokernen auf. Die kantigen Beeren leuchteten unter der dünnen Schicht von Puderzucker, die sie an den Rändern durchbluteten.

Obwohl er fast in der Stadt lag, wurde Wolters' Garten nur spärlich aufgesucht. In einem seiner Winkel lag Halders Atelier. Lucius und Ortner sahen dort zuweilen dem Maler bei der Arbeit zu. Vormittags kamen einzelne Gäste, die Milch oder Brunnenwässer tranken, und Literaten suchten hier die Einsamkeit. Man sah sie in den grünen Lauben sitzen, mit Büchern, Manuskripten und Korrekturen auf dem Tisch. Auch kamen und gingen Sonderlinge zu bestimmten Stunden, als ob sie hier ein Amt hätten. Ein Invalide fütterte die Tauben, die schon seiner harrten; sie flogen ihm auf die Schultern und pickten die Körner, die er ihnen mit den Lippen bot. Ein anderer spielte an jedem Morgen mit einem Freunde, der vielleicht auf Schiffen reiste oder als Verbannter auf den Inseln lebte, eine Schachpartie. Er machte bedächtig seine Züge und sprach sie in den Phonophor. Am Abend belebte sich die Wirtschaft; es kamen Liebespaare und richteten sich in den Grotten ein. Man hörte die gedämpfte Nachtmusik der Sender, und große Schwärmer kreisten um die Lampione, die der alte Wolters mit einer auf einen Stock gesteckten Kerze entzündete. Lucius entsann sich gewisser Juninächte, in denen Glühwürmchen in den Gebüschen und an den Spitzen der Gräser funkelten, von denen sie zum Liebesflug aufstiegen. Ihr Licht ver-

wob sich mit dem der Sterne und Meteore am dunklen Himmel und dem der Küstensäume und Schiffe in der Tiefe, so daß man sich inmitten einer lustvoll bewegten Kugel wähnte, die glühend beschriftet war.

In den einsamen Mittagsstunden fielen die Vögel aus den Vorgehölzen des Pagos ein. Die Blumenküsser schwirrten um die Stauden der Boskette und stachen, wie von leichten Wogen emporgehoben, die hängenden Kelche an. Ein Häher strich gellend von einem Eichbaum ab. Im Burgenlande nannte man das Tier den Margolf, und die Falkner brachten zuweilen halbflügge Junge aus den Eichenwäldern mit. Ein solches, ein Männchen, das er Carus nannte, war Lucius ans Herz gewachsen; er hatte es aufgezogen und gezähmt, bis es ihn im Freien begleitete. Es flatterte auf seinen Gängen in die Wipfel und kehrte nach Art der Falken auf die Faust zurück. Auch konnte es mit rauher Stimme einige Sätze sprechen — so »Lucius ist gut«. Es ahmte gelehrig den Kuckucksruf, den Pfiff der Spechte, den Klang der Glocken und das Dengeln der Sensen nach. Lucius hing mit großer Liebe an diesem Vogel, ja er entsann sich, daß ihm, wenn er sein weinrotgraues Gefieder streichelte, die Ahnung unbekannter Zärtlichkeiten aufgegangen war. Er hatte Carus fast ein Jahr besessen, bis er ihm im Frühling, als ihn ein Weibchen lockte, pfeilschnell entflogen war. Kein Rufen brachte ihn zurück. Er folgte dem Pärchen bis an den Rand der Wälder; dort hörte er noch einmal aus den dunklen Kronen das »Lucius ist gut« wie einen Abschiedsgruß. Er hatte sich lange um den Freund gegrämt. Doch war er ihm auch in Gedanken in seine neue Existenz gefolgt — in das lustvolle Schweifen und Gaukeln durch die besonnten Wälder, die Balz in ihrem grünen Schatten, die Traulichkeit des Nestes aus Heidekräutern, das mit Federn und feinen Würzelchen gepolstert war. Oft, wenn der Wind, der um die Zinnen fuhr, ihn in der Nacht aufweckte, gedachte er seines Freundes, der nun mit den Seinen, vom Föhn gewiegt, nestwarm geborgen war. Der lebte jetzt unverletzlich und un-

verlierbar im Wald und seiner Freiheit, aus der er gekommen und zu der er gegangen war. »Verliere, um zu besitzen«, hieß eine der Regeln Nigromontans.

Ein morsches Zaunwerk grenzte den Garten vom Friedhof ab. Einzelne Pfosten waren hier und dort erneuert und stachen weiß hervor. Auf einem ihrer hellen Knäufe, in der Höhe von Lucius' Schulter, sonnte sich ein Wesen von der Größe eines Reiskorns im Mittagslicht. Es war erzschwarz und hielt den schmalen Hinterleib wie eine Fackel emporgereckt. Als Lucius die Augen auf ihm ruhen ließ, sah er ein zweites Tierchen, das den Knauf umkreiste und auf ihm landete. Es glich dem ersten auf ein Haar, bis auf die langen Unterflügel, die es wie eine Seidenschleppe schleifen ließ, bevor es sie sorgsam faltete. Dann tastete es die Partnerin, die still verharrte, mit den Fühlern wie mit zwei dunklen Perlenschnüren ab und eilte geschäftig um sie herum. Zuletzt erfaßte es sie mit den Krallen und brachte sie unter sich.

Die Sonne gewann immer noch an Feuer; sie malte grüne Schatten auf den Tisch. Die Vögel in den Gipfeln lockten und gaukelten. Der Duft der Blüten mischte sich in der unbewegten Luft.

Die Wesen hatten sich getrennt. Sie irrten jetzt ziellos auf dem Knaufe, wie nach der Blendung durch ein starkes Licht. Dann schossen sie wie chimärische Gespinste die Flügel aus und schwangen sich in den Raum.

Aus einem der Laubengänge trat jetzt Melitta und kam den Weg herauf. Sie trug ein helles Mieder zu einem Kleid, das an den Hüften gefältelt war. Ein Hütchen von der Größe eines Kolibrinestes saß über dem rechten Ohr, mehr einem Geschmeide gleich. Sie näherte sich mit wiegenden Schritten und reichte ihm die Hand:

»Ah, Melagranokerne — und zwei Portionen? Sie waren also ganz sicher, daß ich kam?«

Lucius sah sie an. Sie war frisch und lebendig wie eine der Blumen dieser halbwilden Gartenflur. Naturkraft ging von

ihr aus. Die Oberlippe war ein wenig gehoben und mit feinen Tröpfchen beschlagen wie ein Kelchrand, den Tau beperlt. Er wußte, daß er jetzt mit bedeutungsvollen Blicken sagen müßte:

»O ja, ich wußte, daß Sie kommen würden, Melitta, ich wußte es bestimmt.«

Doch paßte das nicht zu der Absicht, mit der er gekommen war. Für ihn war es ein Abschiedsgang inmitten der Gärten und Inseltriften der Sonnenstadt. »Verliere, um zu besitzen« — es war seltsam, daß dieser Leitspruch Nigromontans beinahe völlig einer Regel glich, die Pater Foelix ihm gegeben hatte und die »Entsage, um zu gewinnen« lautete. Zuweilen näherten die stoischen und die christlichen Rezepte sich bis auf eine hauchfeine Linie.

Er sagte also:

»Ich wußte, daß Sie kommen würden, Melitta«, doch klangen diese Worte, wie man sie unter Kameraden spricht.

Er fügte hinzu:

»Bei dieser Hitze sind ja auch zwei Schalen Melagranokerne für einen nicht zuviel. Ich dachte, wir würden auf die Inseln fahren und ein Glas Wein trinken?«

»Wissen Sie, daß auch Herr Mario mich dorthin eingeladen hat?«

»Nein — doch Sie können sich ohne Bedenken jedem Ihrer drei Ritter anvertrauen.«

»Costar ist mir zu langweilig.«

»Das ist die Schattenseite der Zuverlässigkeit. Sie sollten sich eher vor den guten Tänzern in acht nehmen und vor dem ganzen Volk von Schiffern, Fliegern und Raumpiloten, das den Hafen unsicher macht.«

»Der Pater Foelix meint, daß die Soldaten auch nicht viel besser sind.«

Lucius hörte den Namen mit Überraschung; er wußte freilich, daß der Einfluß des Eremiten weit reichte. Laut sagte er:

»Ich glaube eher, daß der Pater die Soldaten schätzt. Was

meint denn Ihr Pfarrherr dazu, daß Sie sich einen so weiten Beichtweg aussuchten?«

»Was sollte er sagen, da er selbst beim Pater Foelix zur Beichte geht?«

Sie saßen noch eine Weile, um die erste Kühlung abzuwarten, und schlenderten dann durch die Straße des Regenten zum Hafenplatz.

Die Gäste saßen im großen Schankzimmer. Auf der Terrasse war es noch zu warm. Der Tabakrauch strich bläulich durch die runden Fensterbögen ab. Im Laufe zahlloser Nächte hatte er die gegipste Decke zu einer dunklen Beinfarbe gebeizt. Gezackte Blätter hingen über die Rundung ein. Schon wurde ihre Spitze rötlich, wie in Blut getaucht. Im schwachen Aufwind der Inselküste schwankte das aus Eisen gestanzte Wirtshausschild: der Calamaretto. Der Leib des Tieres glich einer Bombe, von der die Fangarme wie Flammen ausstrahlten. Darunter war eine weiße Schürze ausgehängt, zum Zeichen, daß frisch geschlachtet war.

Der Wirt des »Calamaretto«, Signor Arlotto, den seine Landsleute den »Presidente« nannten, stieg aus dem Keller; er trug in beiden Armen ein Glasgefäß mit frisch gezapftem Wein, der mattgelb funkelte. Der wohlgenährte Leib, das volle und heiter-würdige Gesicht, vor allem die herrliche Nase, die es zierte, verrieten einen Feinschmecker. Man sah ihm an, daß er zum Wittern und Kosten und zur Mitteilung von Genüssen geschaffen war. Als äußeres Zeichen seines Standes führte er die hohe weiße Mütze und das Vorlegmesser, das er neben dem runden Schleifstahl im Gürtel trug.

Signor Arlotto setzte den Wein auf die Kredenz und kostete aus seinem Glase vor. Dann goß er ihn behutsam in die Karaffen ein. Er liebte nicht die bestaubten Flaschen und pflegte zu sagen, daß man den Wein und nicht die Spinngewebe nach seinem Alter fragen soll.

Es waltete die angenehme, ein wenig schläfrige Stimmung

des ausgedehnten Trunkes, der wie ein Dauerlauf auf weite Strecken und zu entfernten Zielen führt. Am runden Tische tagte ein Kreis von Schiffern und Kapitänen der Küsten- und Inselfahrt, die sich zu Ehren eines Schutzpatrons versammelt haben mochten oder aus einem der zahllosen anderen Gründe, die solche Festlichkeiten auslösten. Es gab da die Namenstage, die rhythmischen Daten des Neptun und des Dionysos, Gewinne aus einer Schmuggelfahrt. Die Frage, warum man lebt und schafft, beantwortete sich hier ohne Zweifel: damit man Feste feiern kann.

Zuweilen ließ sich auch der Presidente am Tische nieder, dessen Platte an seinem Stammsitz für die Rundung des Leibes ausgeschnitten war. Er wachte vor allem darüber, daß sich Festes und Flüssiges die Waage hielten, indem er alle zwei Stunden zu einer Zwischenmahlzeit ermunterte. Er ließ gekochten Schinken mit schwarzen Oliven, Schafkäse mit Weißbrot, Thunfisch in Öl, Pasteten in glasierten Töpfen auftischen als erprobte Gerichte, die dem Wein das Polster gaben und seine Kräfte bekömmlich milderten. Daneben wurde in kleinen Tassen starker Kaffee herumgereicht. So segelte man heiter mit gebührendem Ballast.

Nach jeder solchen Unterbrechung ließ der Presidente die Gläser von neuem füllen und rief »Zur Mitte«, worauf die Zecher mit weit vorgestreckten Armen anstießen. Dem folgte der Trunk und wie nach einem tiefen Atemzuge ein langgedehntes, lustvolles »Ah«. In dieser Ordnung reihten sich die Stunden wie Perlen an einem Rosenkranz. Ein heiteres Gespräch belebte sie.

Im Weine fanden diese Schiffer und Steuerleute nicht nur den Schlüssel zur Sympathie. Er war für sie zugleich das Tor zur Geistigkeit. Die Tat bewegt und treibt den Menschen durch die Weite; im Rausch dagegen gleitet die Weite durch ihn hindurch. Der »Calmaretto« glich einem Raumschiff mit solide gefügten Planken, unter denen sich ein Keller wölbte, der unerschöpflich war, und eine Küche, deren Feuer nicht erlosch.

Am Musikantentisch saß der alte Sepp, ein Sänger und Zitherspieler, der solche Gesellschaften begleitete. Er war weißbärtig und als Jäger gekleidet, mit kurzen Lederhosen, einer Joppe mit Hirschhornknöpfen und spitzem grünem Hut. Er rauchte eine Pfeife, deren Porzellankopf den Tiroler Adler trug, dazu den Wappenspruch:

»Adler, Tiroler Adler, warum bist du so roth?
Vom goldnen Sonnenscheine, vom rothen Feuerweine,
Von Feindesblute roth —: darum bin ich so roth.«

Wenn das Gespräch verstummte, ließ er die Zither schwirren, die vor ihm auf dem Tisch lag, und stimmte eins seiner Lieder an, die wunderlich an dieser Küste klangen wie Melodien, die der Nordwind von den Gebirgen trägt. Seit vielen Jahren gehörte er zum Inventar der kleinen Schenken und Terrassen von Vinho del Mar. Am hellen Tage wogen die Jagd- und Alpenstücke vor, doch für die Nächte und die Fidelitas bewahrte er ein besonders gewürztes klassisches Repertoire. Er brachte dann die alten Athener Schwänke von Laïs und Aspasia oder Erinnerungen an die großen Stätten physischer Lust, wie Capris Bäder oder Neros Goldenen Palast.

Tiberius im Kalidar
Mit seinen Spintriern lustig war.

Gut war der Übergang von hoher Biederkeit zur Stimmung der Saturnalien, der eine Reihe von Schattierungen durchlief, wie durch ein hintergründiges Bühnenlicht erzeugt.

Lucius, der mit Melitta in einer Fensternische saß, erkannte auch Serner, der in der Runde als einziger eine Brille trug. Es war nicht selten, daß der Philosoph, der eine alte Neigung zu den Inseln hegte, sich in solche Gesellschaften verlor und tagelang an ihrem Treiben teilhatte. Er war dort gern gesehen, da sein Denken sich jeder Färbung anpaßte; es hellte auf, doch ohne Veränderung. Dazu kam eine Art von Infantilismus, wie er gerade bei scharfen Köp-

fen sich nicht selten findet; der Spieltrieb, der auf seinen Höhen Systeme wie Netze auswirft, ergötzt sich in der Narretei.

Die Unterhaltung am runden Tische hatte sich der Seeschlacht zugewandt. Ein kleiner, hagerer Schiffer von etwa fünfzig Jahren, der pfeiferauchend und mit aufgekrempelten Ärmeln am Tische saß, hatte das Treffen bei den Syrten mitgemacht. Er war schon grau, doch höchst beweglich und von jener Frische, wie sie die Salzluft den Gesichtern gibt. Er mochte lange als Offizier auf Kriegs- und Handelsschiffen gefahren sein, ehe er hier an der Küste sein eigenes Boot erwarb.

»So kam es, daß ich auf der Rückfahrt von der Vorpostenbasis, ohne es zu ahnen, in den Aufmarsch der Großen Flotten geraten war. Die Sicht war diesig, doch wurde, wie in diesen Meeren häufig, der Nebel durch die Morgenbrise aufgerollt. Die See lag glänzend, wie gezirkelt da. Wir hatten beigelegt und sahen die Geschwader mit Nord- und Südkurs sich einander nähern, zunächst als Reihen dunkler Punkte, dann deutlicher, wie Ketten von Delphinen, und endlich in den Einzelheiten der Türme und Aufbauten. In mittlerer Gefechtsentfernung drehten sie nach Osten ab, so daß das Licht gleichmäßig günstig war. Der Wind stand für den Regenten besser; er hielt die Schiffe der Liga unter Lee. Der Umstand trug neben der höheren Geschwindigkeit der Regentenflotte vornehmlich zur Vernichtung der Liga bei.

Wir lagen in unserer Nußschale zwischen den Geschwadern, als sie klar zum Gefecht machten. Am Admiralsschiff der Liga, der »Giordano Bruno«, stieg der rote Feuerwimpel auf. Gleichzeitig trug von den schweren Kähnen des Regenten der Wind den Klang der Hörner und der Trommeln zu. Und von den Panzertürmen hüben und drüben hoben sich langsam wie Zeiger von ungeheuren Uhren die Rohre der Geschütze in die Luft.«

Er schilderte den denkwürdigen Augenblick, bevor die

»Brutus«, »Kopernikus« und »Robespierre« in die Luft flogen, im Vernichtungsspiegel der schweren Schiffe des Regenten atomisiert. Das Treffen bei den Syrten galt als Muster des Begegnungsgefechts bei unsichtiger Witterung; es wies vereinfacht-klassische, ja altertümliche Züge auf. Es war dem Wendepunkt unmittelbar vorausgegangen, an dem sich der Regent zum Exodus entschlossen hatte und ein schreckliches Wort: »Auch euch zu züchtigen, ist sinnlos« gefallen war.

Inzwischen war diese Seeschlacht sagenhaft geworden; fast alle berühmten Namen der Geschichte waren in ihr auferstanden und hatten geistergleich mitgewirkt. Daher berührte es Lucius seltsam, als er hier beim Wein den Augenzeugen die sichtbare Seite jenes Tages schildern hörte, der in seine Kinderzeit gefallen war. Er fühlte mit, wie diesem kleinen Wachtoffizier beim großen Gongschlag sich das Haar gesträubt hatte — doch nicht aus Furcht. In der Entscheidung schmilzt die Furcht dahin wie Wachs aus einer Gußform, wenn das Erz einströmt.

Bald wandte das Gespräch sich andern Dingen zu.

»Wie gut, Melitta, daß uns der Weg zur rechten Zeit vorüberführte, um Sie aus den Fängen des Unholds zu befreien.«

Lucius saß neben ihr, im lässigen Behagen, das die Gesellschaft eines schönen Wesens dem Mann verleiht. Sie tranken langsam den bernsteingelben Wein. Ein Strauß von Wiesenblumen lag, schon ein wenig welkend, vor ihnen auf dem Tisch.

Bei der Erinnerung an den Trubel im Parsenviertel überflog ein Schatten das Gesicht des Mädchens, das nach Art der Gemmen geschnitten war. Doch hatte die Natur und nicht der Geist an diesem Bild geformt — den großen Augen, dem zarten Kinn, der reinen Stirn, auf die wie Efeu über die Wölbung einer Marmorgrotte das Haar herniederhing. Auf diesen Zügen weckte das Gespräch nicht eigentlich Verständnis — es zog wie Wolkenschatten und Sonnenstrahlen naturhaft über sie dahin, im Wechsel von Melancholie

und Heiterkeit, als freie Übertragung von Gedanken in das elementare Sein.

Lucius beharrte auf dem Thema:

»Er würde sonst sein Ziel erreicht haben.«

»Das ist nicht wahr. Ich stieß ihn schon in der Küche an die Wand.«

»Sie wissen nicht, wie stark die Männer sind. Er führte gewiß auch eine Waffe mit. Er hätte Spießgesellen finden können — was wollten Sie tun, wenn Sie so einer Horde in die Hand fielen?«

Sie überlegte:

»Man müßte sich mit dem Anführer gegen die anderen zusammentun.«

Lucius lachte.

»Ich sehe, daß Sie vernünftig sind, Melitta — keine Lukretia.«

»Ja, aber ich würde ins Kloster gehn. Die Männer sind Tiere, sind ekelhaft.«

»Ich hoffe, nicht alle.«

Er streichelte ihr die feste, an Arbeit gewöhnte Hand.

»Nicht alle, nein — denn Ihnen kann man sich anvertrauen. Es gibt ja auch fromme Männer und rechtliche.«

»Das ist wohl wahr. Sie dürfen mich, wenn auch nicht zu den ersten, so zu den zweiten zählen — und doch ...«

Er hatte sagen wollen:

»Und doch — wer kennt sich ganz?«

Ihm war Fernkorns Diktat im »Blauen Aviso« durch den Kopf geschossen und mit ihm der Name des Dichters, der so früh, so tief den neuen Äon vorausgesehen hatte und auch vielleicht sein erstes Opfer gewesen war. Er hatte in der »Marquise von O.« das Bild des ritterlichen Menschen aufgezeichnet, der gerade dieser Versuchung erlegen war.

Er fragte:

»Was meinen Sie denn, Melitta, was das zu bedeuten hat?«

»Was es bedeuten soll? Ich sage doch, daß die Männer Tiere sind. Oder meinen Sie etwas anderes?«

»Ich frage mich, wie solche Schauspiele möglich sind — wer Wohlgefallen an ihnen hat. Es tauchen in ihnen vielleicht die alten Götter wieder auf aus Zeiten, in denen man die Frauen raubte und auf sie Jagd machte.«

»Die alten Götter sind lange tot.«

»Gewiß, Melitta, und Pater Foelix lehrt mit Recht, daß Christus sie als ein neuer und höherer Herakles vernichtete. Doch lehrt er auch, daß die Uralten noch gegenwärtig sind. Er lehrt . . .«

Er unterbrach sich:

»Doch ich glaube, ich langweile Sie.«

»O nein, ich höre Ihnen gerne zu.«

»Hat man Ihnen als Kind von der Schlacht in den Salzsteppen erzählt?«

»Wir hörten von vielen Schlachten, doch behalten wir ihre Namen nicht.«

»Ich dachte an die Tage, die sich daran schlossen, an unseren Rückzug durch das bebaute Land. Die Städte, auf die sich die Mongolen stürzten, standen wie Fackeln in der Nacht. Das Röcheln der Sterbenden, die Schreie verfolgter Frauen vermischten sich mit dem Knistern der Feuerwelt. Da tauchten die alten Bilder auf — und die Versuchung, sich, wenngleich nicht an der Untat, so doch am Rasen zu beteiligen. Es war Genuß dabei — ein Durst, den man durch Wasser nicht löschen kann. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen?«

»Freilich, man muß den Bestien mit gleicher Münze heimzahlen.«

»Das ist leider wahr. Die grobe Arbeit muß getan werden. Doch müßte man nicht auch die Opfer kennen, durch die die Klüfte zu schließen sind, die Reinigung?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Wenn ich ein Mann wäre, so würde ich darüber nicht nachdenken. Es war entsetzlich, als wir die Treppe hinaufstiegen, doch hatte ich auch meine Lust daran, als ich die Untiere dort liegen sah. Ich fand am Abend an meinem Rocksaum Blut.«

Es wurde lebhaft im »Calamaretto«. Signor Arlotto hatte das Präsidium übernommen und hielt die Runde frei. Ein Schwarm maskierter Gäste brach herein. Das war die Stunde, in der der Zitherspieler zu den freieren Liedern überging, und die Korona fiel in den Kehrreim ein:

Und die Damen ihrer kaiserlichen Majestät
Liebten sehr die Hähnchen
Von der Sorte, die nicht kräht.

»Wie wäre es, wenn wir noch einen Rundgang um die Insel machten?« schlug Lucius vor. Sie standen auf. Er nickte zum Abschied Serner zu, der ihn in seiner gewöhnlichen Zerstreutheit kaum wahrzunehmen schien. Draußen war es jetzt kühler; die Sonne stand schon tief.

Sie schritten im dunklen Staub des Weges, der sich schmal durch das Weinland zog. Die Trauben rötelten bereits im Laub. Falken, im Aufwind schwebend, spähten nach den kleinen Vögeln, die der Rebgrund barg. An einer Biegung, die den Blick zum Meere freigab, stand ein Steinbild, ein Jünglingskopf, auf dessen Sockel es nie an Sträußen und Kränzen mangelte. Er wurde als Heiliger Sebastian verehrt, doch meinte Halder, mit dem Lucius ihn zuweilen betrachtet hatte, daß dieser Name durch Adoption verliehen sei und daß es sich um eine der zahlreichen Stelen handele, die Hadrian zu Ehren des Antinous errichten ließ. Für diese Vermutung zeugte, daß der Blick des Bildes zur Erde gerichtet war, während die Kunst dem unter den Pfeilen der Bogenschützen sterbenden Heiligen die Stellung der Apotheose gibt — »vorausgesetzt«, hatte der Maler hinzugefügt, »daß man das Wort im Sinne des Prudentius als christlich anerkennen will.«

Auf alle Fälle wurde das Bild seit altersher verehrt, und seine Züge trugen einen Typus, der dem der Urbevölkerung entsprach, eine Vermählung von Lust und Melancholie. Indem sie daran vorüberschritten und Melitta sich bekreuzigte,

gewahrte Lucius auch an ihr die Ähnlichkeit. Sie lag in einem Anhauch von Erdgeistigkeit.

Im Abendrot tauchte der Wachtturm an der östlichen Inselspitze auf. Die Wogen schäumten lässig an sein Fundament. Ein Doppelposten spähte über die Enge nach Castelmarino aus. Die Helme glänzten im späten Licht. Die Dämmerung brach rasch herein. Ein Feuer flammte auf dem Wachtturm auf, und auf der Spitze des Casteletto erglomm ein rotes Licht.

Es dunkelte. Ein großer Vogel schrie im Röhricht; ein Käuzchen aus einem der zerstörten Firste antwortete. Sie spürten die uralten Kräfte sich regen, die unter dem Weinland schlummerten. Ein panischer Wirbel breitete sich aus. Sie blieben schweigend stehen. Lucius starrte in das Gesicht des Mädchens, das wie eine bleiche Maske schimmerte. Die Augen waren als dunkle Höhlen ihm zugewandt. Sie schienen in helles Totenbein gerahmt. Ein jäher Schauer erfaßte ihn. Er streckte die Hand aus, um den Bann zu brechen, und fühlte die glatte Stirn, die Wangen, die Lippen, die ihm hauchend antworteten.

Der Körper blühte in der Umarmung zu ihm empor. Die Erde, die alte, starke Mutter rief aus ihm, sie, die im Schmuck der Blumen und Früchte sich erhöht und hier sich köstlich krönte aus mürbem Totengrund. Die dunklen Bäume, der Mond, die Sterne standen reglos, als hielte das Universum für einen Augenblick im Laufe an, gewänne den Mittelpunkt der ersten Gärten, in denen die Zeit vernichtet wird. Am Strande hob und senkte sich der Wogengürtel in weichen Takten; in tiefen Atemzügen schwang der Wind im Laub.

Doch wie ein Schwimmer, schon vom Strudel mächtig angesogen, riß Lucius sich empor. Er faßte den Kopf des Mädchens mit beiden Händen und küßte es brüderlich. Ein Häher strich gellend aus den Büschen ab. Sie schritten Arm im Arm dem Gondelhafen zu.

AUF DEM PAGOS

Die Sonne ging über dem Pagos auf. Ihr Glanz erhellte die Türme des Schweigens in ihren dunklen Gärten und dann das rosenfarbene Gemäuer des Chalets, das an den Fenstern und Portalen mit Marmor gerandet war. An den einfachen Landsitz hatten sich im Lauf der Jahre mancherlei Annexe gefügt — vor allem der Gästeflügel und das Museum für die Sammlungen, die ständig anwuchsen. Neben der großen und der kleinen Bibliothek umfaßte es Autographen-, Münz- und Bilderkabinette und die Antikengalerie. Weiträumig schlossen sich Wirtschaftsgebäude, Gärtnereien, Ställe mit offenen und gedeckten Bahnen und die Lager der Wachen an.

Am Südhang war eine Kette von Treibhäusern entlanggeführt. Als Freund der Blumen und der Früchte hatte der Prokonsul hier Mühe und Aufwand nicht gescheut. Er hatte, von Ortner beraten, wahre Schlösser aus jenem Glas aufführen lassen, das inneres Leben wie die Chamäleonhaut besaß. Ozellen, nicht größer als ein Menschenauge, konditionierten das Sonnenlicht. Sie wurden in ihrer Wirkung an trüben Tagen und in langen Nächten durch Reflektoren unterstützt. Seit der Entwicklung der thermischen Bronze erforderte die Klimatisierung großer Räume bei geringen Kosten kaum Personal. Der Gärtner bestimmte die Rhythmen von Licht und Wärme, die seinen Zuchten dienlich waren und die der Thermiker verwirklichte. So fehlte es nie an Blüten und Früchten aller Zonen auf dem Tisch.

In manchen Kalidarien ließ Ortner wie in Retorten die Wärme langsam über die der heißen Sümpfe ansteigen. Hier wollte er durch Rückzucht Wasserrosen vergangener Erdzeitalter bilden, auf deren Formen man aus den Versteinerungen schließt.

Das große Palmarium war ein Bau von über hundert Ellen Höhe, im morgenländischen Stil. Auf weiter Fläche wechselten Palmengruppen mit Urwaldinseln und Hibiskus-

büschen ab. Mächtige Bambushecken fiederten sich am Sumpfrand eines Teiches, auf dessen Spiegel sich die Blätter und Blüten der Victoria regia entfalteten. Tropische Fische und Vögel, zumeist Geschenke des Orion, belebten dieses Modell der Amazonaswelten, auf dessen Kronen sich der Dunst in feinen Tropfen niederschlug. Als großer Freund der Wärme und des lässigen Behagens pflegte der Prokonsul hier nach Tisch den Kaffee einzunehmen, zu dem er kubanische Zigarren mit noch grünem Deckblatt anbieten ließ. Dort sprach er auch mit Ortner den Fortgang des »Hortus Palmarum« durch, des großen Werkes, das unter seinen Auspizien entstand und das die Arbeit von Gärtnern, Botanikern und Zeichnern vereinigte. Er wollte in ihm ein Denkmal hinterlassen, das dieser Familie würdig war, die Linné mit Recht die Fürsten des Pflanzenreichs genannt hatte. Ortner rühmte sie in seinem Vorwort des königlichen Wuchses und der Krönung wegen und nicht minder als friedliche Spender von Brot, Öl und Wein.

Im Umkreis hatten sich kleine Villen, Werkstätten und Cottages angelegt, als Pfründe und Heimstatt so mancher musischen Existenz. Hier wurde der Weltlauf betrachtet, sei es mit Skepsis, sei es mit Heiterkeit, sei es mit Narrheit wie aus den Vogelhütten des Aristophanes — doch stets mit Freiheit, der das Wohlwollen des Fürsten den Rückhalt gab. An Bauten der weiteren Umgebung wären zu erwähnen die Kriegsschule und das Museion als Sitz der Akademie. Es war in einem Kloster eingerichtet, und seine Räume dienten nicht nur der Forschung, den Studien und Sitzungen, sondern auch einer Reihe von Akademikern als Unterkunft, soweit sie nicht, wie Fernkorn oder der Bergrat, die eigene Häuslichkeit vorzogen.

Das Leben am Pagos hatte die Annehmlichkeiten der von der Großstadt abgesetzten Residenz. Dazu kam ein intimer Zug, wie Zeiten politischer Spannung ihn hervorbringen. Es wird dann härter, was Schale, und süßer, was Frucht am Leben ist.

Lucius trat durch die rückwärtige Terrasse in den Park, der sanft am Hang hinaufführte. Der kurze Rasen war bereits gesprengt; die grüne Fläche wurde durch leicht gewölbte Pfade aus gestampftem Ziegelmehl gegliedert und belebt. Er folgte einer dieser Adern bis zu einer Pforte, vor der Costar ihn mit den Pferden erwartete. Sie saßen auf und trabten einen schmalen Steig entlang, der aus dem Vorland sich in das Innere des Gebirges zog.

Der Morgen war angenehm. Ein sanfter Aufwind kam vom Golfe, dessen Fläche sich im Anstieg entfaltete. Die Pferde waren ausgeruht; sie setzten die schmalen Hufe leicht und federnd in das Geröll des Weges, den zuweilen ein Wildbach feuchtete. Die Tropfen sprühten dann bis in die Höhe des grünen Zaumwerks, an dem die Beschläge funkelten. Wie stets, wenn Lucius in guter Morgenfrische die starken Flanken des Tieres spürte, stiegen Erinnerungen an die Jugend im Burgenlande in ihm auf. Er fühlte sich freier, und die Wirren wurden bedeutungslos.

Sie ritten an einer Kette von kleinen Meiereien, Weingärten und Landsitzen entlang. Darunter war Ortners Garten; ein Häuschen mit flachem, steinbeschwertem Giebel und blauen Fensterläden blickte vom Südhang auf ihn herab. Die Beete waren in Terrassen gestuft, an deren Mauern sich Spaliere breiteten. Ein Bach umfaßte in zwei Kaskaden den Mittelweg. Die Flächen und selbst die Fugen der Terrassen waren mit Blumen dicht bepflanzt; die Beete zogen sich wie Bänder eines Spektrums am Hang hinauf. Hortense, Ortners Gehilfin, band fruchtschwere Zweige mit Bast an den Spalieren fest. Der Dichter war unsichtbar; er mochte am Schreibtisch oder in den Treibhäusern beschäftigt sein.

Daneben bauten Maurer am Fundament des Ateliers, das der Prokonsul für Halder errichten ließ. Es würde dem Maler weder an Farben noch an Aussicht fehlen an diesem Ort. Im Hintergrund erschienen die Gebäude der Neuen Akademie mit der kosmischen Warte, deren grüne Kuppel vom höchsten ihrer Türme leuchtete. Sie war der klassische

Ort des ersten Elektronenspiegels und damit der neuen Kosmographie. Das lag schon weit zurück.

Der Weg bog aufwärts in eine breite Schlucht. Hier wurde so recht der höhlenhafte Charakter des Gebirges offenbar. An manchen Stellen war der Steilhang gesprenkelt von den dunklen Mündungen der Gänge, die den Kalkstein äderten. Schwärme von Felsendohlen kreisten jetzt um die Öffnungen, während die Wege, die zu ihrer Höhe führten, ein dichter Bewuchs verspann. Die Schlucht war nun verödet; zur Zeit der Großen Feuerschläge hatte lebhaftes Treiben in ihr geherrscht. Den flachen Bauten aus Stahlglas, wie sie sich im Zentralamt und anderen Überresten des Schildkrötenstils erhalten hatten, entsprach ein subterranes Leben in Höhlen- und Zechenlandschaften. Der Pagos war damals durch die Allgemeine Mobiliengesellschaft verwaltet worden, die seine Labyrinthe aufgeschlossen und zu Systemen von Katakomben angeordnet hatte, die in die Tiefen des Massivs hineinführten. Der leichte Kalkstein war gut abzubauen und doch so elastisch, daß er weite Wölbungen trug. Die Gründung der Mobiliengesellschaft war eines der großen Geschäfte jener Zeit gewesen; die Pachten hatten ungeheure Gewinne eingebracht. Es gab kaum einen Privatmann, der nicht eine Zelle, und keine Behörde, die nicht Galerien von unterirdischen Verliesen gemietet hatte, sei es zur Aufbewahrung von Gütern, sei es als Fluchtraum für Zeiten der Gefahr. Dazu kam noch der museale Trieb, der mächtig im Schatten der Vernichtung wächst. Es waren Zeiten des doppelten Besitzes — des flüchtigen oben und des gesicherten im Grund. Vor allem die Bibliotheken und Archive hatte man auf diese Weise der Feuerwelt entzogen — zunächst in Kopien, Duplikaten und Fotogrammen, doch hatte sich bald das Verhältnis umgekehrt, indem man die Originale sicherte.

Seit der Regentschaft, die planetarische Ordnung geschaffen hatte, gehörten diese Zeiten der Erinnerung an. Jedoch wie jede Phase der Geschichte in den Institutionen nachwirkt, so auch hier. In den Systemen hatten sich gewisse

Zweige der Industrie erhalten, denen ein plutonischer Charakter innewohnt. In anderen Schluchten des Gebirges hatte man die großen Karthoteken und Register angesiedelt und zu einem halbverstaubten, doch präzisen Leben abgekapselt, zu einem Dorado der Bürokratie. Hier lag gleich einem ruhenden Gehirn die in die Akten eingebettete Erinnerung. Wie sich das Punktamt das Monopol für Formen gesichert hatte, so das Zentralarchiv das für ihre zeitlichen Zusammenhänge — für alles, was »Vorgang« heißt. Sein Beistand war unentbehrlich, sobald es galt, die Akten zu Rat zu ziehen. Doch waltete, wie sich das Punktamt in keiner Weise den alten Patentbüros vergleichen ließ, auch in der Belebung der Register eine zugleich mechanisierte und raffinierte Intelligenz. Seitdem der Zeitgeist sich dem materiellen Determinismus verschrieben hatte, beherrschte die Statistik weite Felder der Praxis und der Theorie. Sie gab auch der Geschichtschreibung die Grundlagen. Vor kurzem hatte Serner das in einer Studie durchleuchtet; sie schilderte den Weg, der von der Freiheit zur Ziffer führt, indem sie vor allem die Geschichte der Plebiszite und der Versicherungen behandelte. Sie galt als guter Schachzug im Kampf, der um den Einfluß auf das Zentralarchiv geführt wurde.

Praktisch gesehen gründete sich die Bedeutung, die dieses Institut gewonnen hatte, auf die Vervollkommnung der maschinellen Berichterstattung einerseits und der Nachrichtenmittel andererseits. Sie schlossen den ungeheuren Vorrat von Daten mit Gedankenschnelle auf. Der Anruf traf diese Labyrinthe wie ein aus Ganglienfäden gewebtes Spinnennetz. Es konnte keine Zeitung, keine Arbeits- und Forschungsstelle, keine Firma und keine Behörde geben, auf deren Etat nicht die Beratung durch das Zentralarchiv mit an erster Stelle stand. Man konnte dort viel erfahren, nicht nur zur Sache, sondern auch zur Person. Aus guten Gründen zählte das Amt daher zu jenen, in denen der Festungsbaustil nachwirkte. Desgleichen war es begründet, daß in seiner hohen Bürokratie die Mauretanier eine Rolle spielten — sie

kannten die Macht der angewandten Statistik und ihre Überzeugungskraft. In diesen Querkanälen erfuhr das Wissen noch seinen besonderen Transport.

Der Weg stieg weiter an. Sie saßen ab und führten die Tiere, um sie zu schonen, am Zügel nach. Zur Linken erschienen Warnungszeichen: sie streiften die Gründe, unter denen der Schatz verborgen war. Das Schatzamt war die zweite Behörde, die sich auf dem Pagos erhalten und ausgebreitet hatte und ausschließlich unter prokonsularischer Kontrolle stand. Die Pässe, die dorthin führten, waren durch eingebaute, von ausgesuchten Abteilungen besetzte Reduits gesperrt. Zu diesen Wachen traten als disponible Reserven die um das Chalet gelegten Truppen und die Besatzung der Kriegsschule.

Der Schatz war doppelt und entsprach in seiner Anlage der durch den Regenten eingeführten Geldreform, die, wie alle Maßnahmen jener Tage, zugleich rückläufigen und progressiven Charakter trug. Rückläufig war die Wiedereinsetzung des Goldes als Wertmaß und als Deckung der Notenbank. Der Umlauf stützte sich auf den Goldhort, den Thesaurus, den der Bergrat verwaltete. Seit der Entdeckung der neuen Doraden durch Fortunio und andere war es ein leichtes geworden, seine Bestände auf der Höhe zu erhalten, das Placet des Regenten vorausgesetzt. Dazu kam noch die Goldgewinnung durch Auromagneten aus dem Meer.

Auf Goldfuß wurden die Mobilien- und Immobiliengeschäfte abgeschlossen; Gold gab die Norm für alles, was Güter heißt. Die progressive Währung dagegen war energetisch: ihr lagen die Leistungen zugrunde; das machte sie sowohl in ihrem Verhältnis zueinander als auch zum Goldwert bezifferbar. Sie stützte sich auf einen zweiten Tresor, das Energeion, das einem subterranen Industrierevier vergleichbar war. Nur bargen diese Räume weder Öl noch Kohle, sondern stellten plutonische Werkstätten dar. Uranisches Feuer, dessen unbeschränkte Verwendung der Regent

sich vorbehalten hatte, fungierte hier in seiner reinen Finanz- und Arbeitskraft. Bereits die Scheidemünze war auf die Energie bezogen und so geformt, daß sie zum Einwurf in die zahllosen Automaten dienen konnte, die in den Häusern, den Arbeitsstätten und Verkehrsmaschinen Leistung vermittelten. Sie ließen sich in Licht, in Kraft, in Wärme, in Bewegung oder Unterhaltung umsetzen. Dazu kam dann das Gros an Kraft für die gesamte bewegliche und eingebaute Maschinenwelt auf festem Lande, auf dem Meer und in der Luft, in öffentlicher und privater Hand. Sie wurde durch Richtstrahler auf jonisierter Bahn gesendet und gemessen, ehe sie in den Antrieb ging. Die Energieerzeugung bildete den sozialisierten Teil der Wirtschaft, der Goldumlauf den kapitalistischen. Im Grunde boten beide Aspekte ein und desselben Vorgangs dar. Die spezielle Produktion war beinahe gänzlich in die Hände der Privaten zurückgefallen, deren Freiheit der Energieplan den staatlichen Rahmen gab. Auf diese Weise wies das ökonomische Gefüge, je nach dem Winkel, unter dem man es betrachten wollte, einen durchaus staatlich bestimmten oder einen durchaus liberalen Charakter auf. Das drückte sich, wie gesagt, auch in der Währung aus.

Was die Kontrolle angeht, so war sie ursprünglich derart verteilt gewesen, daß der Prokonsul den Thesaurus, der Landvogt dagegen das Energeion beaufsichtigte. In diesem Verhältnis war seit kurzem eine wesentliche Änderung eingetreten insofern, als auch die Sicherung des Energeions auf die Truppe übergegangen war. Das galt als Hauptverdienst des neuen Chefs. Das Ziel, das Nieschlag in jahrelanger Verhandlung erfolglos umkreist hatte — er hatte es in einer Nacht erreicht. Damit hielt der Prokonsul die Hand auch auf der Energie. Der Landvogt konnte dem nur die Popularität entgegensetzen und sie im Ernstfall durch Unruhen verwirklichen. Vergeblich hatte er bislang versucht, auch auf die Belegschaft des Energeions Einfluß zu gewinnen, bei deren Auswahl der Chef die höchste Sorgfalt walten ließ.

Es kam noch Malpasso, eine dunkle Querschlucht, die mit Zypressen bestanden war. Sie führte, schmal eingeschnitten, über den Höhenrücken zum Campo Santo von Heliopolis als zu der dritten Anlage im Pagos, die auf die Epoche der Großen Feuerschläge zurückzuführen war.

Die Zeit uranischer Gefährdung hatte nicht nur das Vertrauen auf die Festigkeit der Städte und Wohnungen erschüttert; sie hatte auch die Hoffnung auf die Sicherheit des Grabes als der letzten Ruhestatt zerstört. Die Gräber sind ja die eigentlichen Fix- und Richtungspunkte im tieferen System der Welt. Und dieses Bewußtsein breitete sich in der Nähe des Todes mächtig aus.

Veränderungen in der Bestattungsweise deuten die größten Phasen der Geschichte an; der bloße Wechsel der Stile bleibt ihnen gegenüber ephemer. Bis zu den Feuerschlägen hatte man die Toten in der Erde beigesetzt. Doch hatte auch die Sekte jener ständig zugenommen, die die Verbrennung vorzogen. Man hatte das erst später als eines der Vorzeichen der Vernichtungswelt erkannt.

Beim Anblick der zerstörten Friedhöfe, der umgepflügten oder zu Glas verglühten Totenfelder breitete sich eine neue Panik aus. Der Überlebende, der aus der Nacht heraufstieg, fand Kreuz und Stein nicht mehr. Es fehlte die Decke aus Erde mit ihren Blumen als Sinnbild der mütterlichen, die Stele als Sinnbild der väterlichen Welt. Das Feuer hatte sie ausgebrannt.

In jenen Zeiten hatte man begonnen, sich Grüfte im Pagos anzulegen, inmitten der Sicherheit des Felsens, die die der Pyramiden übertraf. Der Brauch war allgemein geworden und hatte sich bewahrt. Die neue Sehnsucht nach konservativem und auch nach christlichem Leben fand hier ihren Mittelpunkt. So wurde die östliche Schlucht des Pagos zum großen Totenweg. Der Eingang in dieses Reich war feierlich; die hellen Klippen stiegen in Säulen- und Orgelformen zu Höhen, die nur der Adler überflog. Hier hatten längst versiegte Gletscherwasser gewaltige Monolithe aus-

gespart. Sie säumten als von der Natur geschaffene Obelisken das Felsental, so daß es wie zu Triumphen aufwärts zog.

Zufahrten erschlossen das ungeheure Reich der Grüfte, das gleich den Waben eines dunklen Bienenstockes sich mit Abgeschiedenen bereicherte. Von den Kapellen und Felsenkirchen, in denen die Zeremonien verrichtet wurden, zweigten Gänge zu den Krypten ab, vor allem zu den Kolumbarien. Hier spiegelte sich die dürftige Enge volkreicher Quartiere in der letzten Ruhestatt. Die Wände waren mit einem Mosaik von Schlußplatten gemustert, in deren jede ein Name mit zwei Daten eingegraben war. Sie trugen eine Höhlung für geweihtes Wasser, in der man meist ein Buchsbaumzweiglein sah. Ein schmaler Sockel war mit Wachs verkrustet von all den Totenlichtern, die darauf gebrannt hatten. Während der Mütter- und Ahnenfeiern herrschte Trubel in diesen Galerien wie an großen Empfangstagen.

Lucius liebte es, dann durch die Gänge der Totenstadt zu wandeln; sie strahlte in tausendfachem Lichterglanz. Da wurde sichtbar, wer unter diesen Totenheeren noch eine Seele hatte, die an ihn dachte: sein Name war von Kerzenlicht erhellt. Die Säle glichen den Gewölben einer ungeheuren steinernen Bibliothek. Doch nur die Titel waren angestrahlt. Dahinter ruhten die Lebensbücher, für die Zeit vergessen, doch für die Ewigkeit bewahrt.

Kaum je verirrte sich ein Besucher in die obsolet gewordenen Grüfte, die wie verlassene Waben in den Klüften schlummerten. Dort war das Schweigen ungeheuer tief. Es flackerte kein Kerzlein mehr, und nur die Leuchtspur, die als Ariadnefaden durch die Labyrinthe führte, erhellte diese Residenz des Todes mit schattenlosem Glanz. Das konnte sich ändern, wenn die Bedeutung eines längst Verstorbenen entdeckt wurde. Dann wurde Licht um ihn, als ob sich der Fels entzündete.

Auch gab es Fluchten, in denen die Toten nach Kategorien lagen — darunter das große Pantheon, in dem berühmte Namen glänzten, ein ödes Prachtgewölbe mit Gold und

Marmor und vielen Statuen. Ihm war das Heroon zugeordnet mit seinen von bekannten und unbekannten Kriegern erfüllten Sarkophagen und seinem mit Trophäen geschmückten Ehrensaal. Zu erwähnen sind noch die Grüfte der Orden und Kongregationen, der Waisenhäuser und Asyle, der namenlosen Toten der großen Brände und Sturmfluten.

Die Feuerschläge hatten neben der Panik auch besondere Formen der Todesverehrung hervorgebracht. Dergleichen kehrt immer wieder, wenn es Landsterben gibt. Bei der Verwüstung der östlichen Provinzen des Deutschen Reiches hatte man die ersten Selbstmordepidemien kennengelernt. Sie wiederholten sich im Wechsel der Katastrophen und der politischen Verfolgung, ja selbst des nihilistischen Gerüchts. Bald ließ die Todessehnsucht Sekten blühen, wie etwa die des »Vogels Phönix«, der »Nowo-Raskolniki« oder des »Mohnbechers«, deren Ziel in der Erleichterung und Idealisierung des Übertrittes lag. Sie fanden mancherorts, wie einst auf Keos, staatliche Unterstützung und wurden nach der Wiederherstellung der Ordnung durch den Regenten unterdrückt. Seit jenen Zeiten waren auch ihre Grüfte sekretiert. Es hieß, daß sich in ihnen Bilder und Skulpturen fänden, freier und zügelloser, als sie etruskische Sarkophage überlieferten. Auch hatten sich Gerüchte von Saturnalien erhalten, die man an diesen Stätten feierte. Man fand darüber Einzelheiten in einer kleinen Schrift Fortunios, der die Siegel erbrochen hatte und hinabgestiegen war.

Von diesen dichten Siedlungen des Todes sonderten sich die Mausoleen der Vornehmen und Reichen ab. Sie standen zu ihnen etwa im Verhältnis von Villenkolonien zu den überfüllten Straßen und Plätzen einer Stadt. Die klassische Form war jene einer mehr oder minder ausgeschmückten Kapelle mit Altar und Ahnenschrein. Ihr schlossen sich eine oder etliche Kammern an, je nach der Verzweigung der Familie. Man fand dort viel hohlen Prunk, doch auch durch ihre Schlichtheit berühmte Lösungen. Es war üblich geworden, die Daten und Feste des Familienlebens hier auf

schattenhafte und doch erhöhte Weise zu wiederholen, den Toten kündend — so die Verlöbnisse, Gelübde, Testamentseröffnungen. Das brachte mit sich, daß in den großen Schluchten des Pagos immer Leben herrschte — nicht nur von Trauerzügen, sondern auch von Besuchern aller Art.

Am Abend kündeten Glockenzeichen in der Nekropole den Schluß der Tore an. Dann drängten die Massen sich aus den Gängen, Galerien und Gewölben der Unterwelt ans Licht. Lucius hatte um diese Stunde einmal an den Klippen gestanden und mit Erstaunen die Ströme gesehen, die aus den dunklen Portalen quollen, aus denen in den Strahlen des Sonnenuntergangs ein feiner Glast von Weihrauch zitterte. Es war bekannt, daß sich beim Anblick des Lichtes eine tolle Fröhlichkeit verbreitete, ein wildes Atmen der Lebenslust. Die Karmeliter des Pagos sorgten dann dafür, daß auf der Gräberstraße die Ordnung gewahrt wurde. Ihr Orden hatte sich dem Totendienst gewidmet, den er von seinen Felsenklöstern und Eremitenklausen aus versah. Vom groben Handwerk, das in den Trauerhäusern und an den Gräbern durch die Brüder verrichtet wurde, reichte seine Sorge bis zur Spendung, zum väterlichen Trost. Auch hausten Mönche im innersten Massiv zum unablässigen Offizium. Sie speisten dort die ewigen Lampen, lasen die nächtlichen Messen und die Texte der Totenbücher und hielten die Vigilien ab.

Um dieses dunkle Kapitel zu beschließen, bedarf es eines Rückblicks. Die großen Katastrophen hatten den Menschen mächtig dem Tode nähergebracht. Er sah ihn nicht nur im eigenen Schicksal, sondern auch in den großen Zusammenhängen; der Geist ergriff die in der Zeit versunkenen Kulturen polyphonisch, studierte ihren Untergang. Er stellte sie wie ein Orchester um sich auf. Sein stärkstes Mittel war die Archäologie, die sich notwendig auf Gräber richtet und ihn die Oberfläche dieser Erde als Decke eines ungeheuren, geheimnisvollen Grabes erkennen läßt. Er drang in Pyramiden, Königsgrüfte, bemalte Höhlen, versunkene Städte und Paläste ein. Und wiederum notwendig erschloß er dort die

größte Beute, wo früher der Totenkult geblüht hatte. Man findet ja immer, was man dunkel sucht; der Fund ist Frucht der Sehnsucht, ist ihr materieller Pol.

In den Museen wurde gehortet, was man den Gräbern geraubt hatte. Museen wuchsen nicht nur anstelle der Kirchen auf; die Kirchen wandelten sich auch in Museen um. Was dort an abgelebter Substanz in Kabinetten und Vitrinen gespeichert wurde, glich den Reliquien des Mittelalters, wenngleich der Zeitgeist ihm die rationale Fassung gab.

Als dann die ersten Vernichtungsschläge fielen, gewannen die Weltstädte im Heroon einen neuen Mittelpunkt. Das Grabmal des Unbekannten Soldaten, die Ruhestätte der großen Führer, die das Schicksal der Völker in den Prüfungsstunden gewendet hatten, die Gräberfelder, die Kalvarienberge, deren Schrecken sich mystisch verklärten — sie alle strahlten mächtig aus. Dann kamen die großen Fluchten, bei denen viele nichts mehr ihr eigen nannten als die Erinnerung an ein Grab. Dort ruhten die Gedanken, die Schmerzen aus. So wurden die Reisen zu den Gedächtnisstätten allgemein; sie wurden Wallfahrten. Die Kirchen nahmen sich der Verehrung an; sie wurde zur stärksten Quelle kultischer Macht.

Das war das Klima, in dem in den Schluchten des Pagos ein Totenstaat entstanden war. Er stellte das dunkle Gegengewicht zum städtischen Leben und seinen flüchtigen Zielen dar. Hier residierte die Grundmacht, die dem Fortschritt entgegengetreten war. Sein Unterfangen liegt eben darin, daß er den Tod verneint. Das fordert dann den Herrn der Welt heraus; er stellt die Maße wieder her. Die Philosophen und Dichter meinten, daß der Mensch gewonnen habe, seitdem er von seiner Höhe heruntergeschleudert war. Und ohne Zweifel hatte ihn das nicht nur im Glauben gefördert, sondern auch in den Künsten, die immer in den Mysterien reicher wurzeln als auf dem Erkenntnisgrund. Daher bleibt auch das Kunstwerk der Kronzeuge geistiger Macht.

Hinter Malpasso verengte sich die Schlucht zur Klamm. Der Bergbach schäumte durch einen Tobel, der hoch hinauf mit Moos beschlagen war. Fettkraut und Farne schossen aus den Polstern auf. Hier galt es, die Tiere langsam über den feuchten Balkensteg zu führen, der an den Abgrund geheftet war.

Dann schloß sich ein Felsenkessel auf, eines der runden Strudellöcher, die an die großen Schmelzen erinnerten. Dort trat der Steingeist besonders deutlich, besonders nackt hervor. Die Wände waren wie die Lager einer Riesenmühle ausgeschliffen, den Boden deckte teils feiner Flußsand, teils geglättetes Geröll.

Hier hatten längst vor Nimrods Zeiten Jäger ihren Sitz gehabt. Man fand noch in den Grotten ihre Feuerstätten mit Waffen aus Silex und Knochen von ausgestorbenem Getier, auch Bilder von magischen Opfern und Jagden an der Wand. Nun hauste der Bergrat in dieser Einsamkeit. Sein Domizil war in die Südwand des Kessels eingelassen und setzte sich in Felsengängen fort. Sie dienten dem Gnom als Kabinette für seine Sammlungen.

Was sichtbar war an diesem Troglodytensitz, erinnerte Lucius immer an das Lebkuchenhäuschen der Hexe im Märchen: die Mauern waren mit Ammonshörnern, Muscheln, Schnecken, Donnerkeilen und anderen Fundstücken bedeckt. Das rief den Eindruck uralter Verwitterung hervor. Wenn, wie jetzt eben, die Sonne sie berührte, belebte sie den bunten Rost von Erzen, den violetten Sammet von Drusen und schlummernden Kristall. Wie Kohle in ihrer Glut den Glanz von Sommern spiegelt, die nie ein Menschenauge sah, so wachte hier schatzgrottengleich das Leben versunkener Weltalter auf. Man ahnte, daß man vor einem der großen Horte stand, zu denen der Eingang nicht durch prunkvolle Fassaden führt, sondern durch einen Schrein, in dessen Inkrustationen die Kunst der Zwerge sich verrät.

Der Bergrat war der Verwalter des Goldtresors. Als solcher hatte er Verbindung mit dem Schatz jenseits der Hespe-

riden und Kenntnis kosmischer Fäden, wie sie nur wenigen gegeben war. Als konservativer Gegenspieler des Energeions vertrat er im Lauf der Währungskämpfe und der großen Transaktionen die Goldpartei, doch blieb er in dieser Rolle unsichtbar. »Gold und der Tod«, so pflegte er zu sagen, »das sind die beiden Mächte, die keiner Propaganda bedürftig sind.« Was seine Arbeit in der Neuen Akademie betraf, so war sie streng mathematisch; er galt als erster Kristallograph. Das brachte mit sich, daß er in der Strahlungstechnik wie kaum ein anderer erfahren war. Daneben war er der beste Kenner des Pagos und seiner Labyrinthe, die er mit Hilfe Fortunios entschlüsselt hatte und deren Pläne er verwaltete. Auch hierin lag Macht.

»Warten Sie einen Augenblick; ich will dem Bergrat Guten Tag sagen.«

Lucius gab Costar die Zügel und schlug den schmalen Pfad ein, der zu dem Häuschen abzweigte. Die Tür, die wie den Eingang eines Schachtes zwei gekreuzte Hämmer schmückten, war ohne Griff, metallen, mit eingelegtem Rankenwerk, das sich in einer Springwurzblüte vereinigte. Lucius neigte sich gegen diese Blüte, indem er mit leiser, doch akzentuierter Stimme den Spechtruf nachahmte. Das feine Schnurren eines Schlosses antwortete; die Tür sprang auf.

Ein grottenhafter Vorraum, der sich bei Lucius' Eintritt erleuchtete, führte über Stufen zur großen Halle, die bereits in den Felsen gebettet war. Hier herrschte Kühle, doch flammte ein Feuer im Kamin. Davor saß Stasia, ein elfenhaftes Wesen in weißem Gazekleid. Vor ihr auf einem Tische stand der Phonophor, aus dem sich sehr ferne Stationen meldeten. Man hörte die Namen von Häfen, Lande- und Stapelplätzen, von Mineralien und Metallen, dazu die Zahlen, die Stasia auf ein Register übertrug. Bei Lucius' Eintritt überflog ein Lächeln ihre Züge; sie winkte ihm zu und schloß die Arbeit ab. Dann reichte sie ihm die Hand und fragte:

»Sie wollen den Bergrat besuchen, Herr de Geer?«

Und leise fügte sie hinzu:

»Er hat heut seinen wunderlichen Tag.«

Es war bekannt, daß diesen für seine klaren Dispositionen berühmten Geist zuweilen skurrile Launen überfielen, die ihn unverständlich machten und gleich einer wiederkehrenden Migräne heimsuchten. Lucius dachte daher daran, sich zurückzuziehen. Doch öffnete sich oben eine Tür zur Balustrade, und der Alte trat heraus. Er rief hinunter:

»Ah, Kommandant, Sie kommen sicher, um die Achate zu besehen. Bemühen Sie sich herauf.«

Lucius erklomm die Wendeltreppe, die halb im Stein geführt war und halb als freie Spindel in die Halle sprang. Der Bergrat war in sein graues Habit gekleidet und hatte ein grünes Hütchen, wie es die Hauer bei der Arbeit tragen, auf dem Kopf. Er führte Lucius in seine Klause, die ein mildes Licht erhellte, ohne daß man die Quelle sah. Lucius sagte, daß er nur auf einen Sprung gekommen sei.

»O, das ist schade, denn ich habe für die Achate eine neue Galerie erbaut. Doch biete ich Ihnen diese Seelilienplatte als Augenfrühstück an.«

Die Klause war geräumig, mit glatten Wänden, die sich zum Kreuzgewölbe vereinigten. Repositorien, auf denen Steine und Bücher lagen, waren an ihnen entlanggeführt. Ein Aktenschrank, ein runder Tisch mit Sesseln in der Mitte, ein Stehpult bildeten die Einrichtung. Im Hintergrund reichte eine breite, mit Schriften und Handstücken bedeckte Platte von der einen zur anderen Wand. Lucius sah neben dem Phonophor und dem Zerstäuber, wie sie an jedem Arbeitsplatz zu finden waren, noch eine Reihe von Mikroskopen unter gläsernen Glocken aufgestellt. Darüber hing ein Jugendbild Fortunios mit magischem Hintergrund. Drei Türen führten tiefer ins Geklüft — »Museum« stand über der einen, »Laboratorium« über der anderen, während über der dritten, schmalen das Wort »Thesaurus« eingemeißelt war.

Das Lilienstück war außerordentlich. Es ruhte auf einem Untersatz von Eichenholz. Obwohl kein Stäubchen seinen

Spiegel trübte, rieb es der Bergrat sorgsam mit einem Lappen ab. Es mußte aus einem Block von Klaftergröße herausgeschliffen worden sein. Die Oberfläche war leicht gewölbt, vom tiefsten, beinahe schwarzen Violett. Ein sammetbrauner Rand umschloß den dunklen Kern. Die Pflanzentiere waren in kristallisierten Marmor eingebettet, eisblumengleich. Der Schliff traf sie der Länge nach wie schmale Magnolienknospen, oder er schloß im Querschnitt ihr Strahlenmuster auf. Dazwischen rankten sich die Stiele, die hier und dort in ihre Glieder zerfallen waren, als wären Münzen ausgestreut.

Lucius sah das Petrefakt mit dem Erstaunen, das ihn stets vor solchen Bildungen ergriff — dem Hieroglyphenstil der ersten Urkunden. Es war auch Bangen in dieses Staunen eingemischt. Im Mathematischen, im Strahlenhaften der Konstruktion lag etwas Unerbittliches, der Glanz von höchsten Werkstätten, die Einsamkeit erhabener Spiele und Spiegelungen am ersten Schöpfungstag, noch vor der Erfindung des Leviathans. Hier herrschte der Charakter der alten Schriften, die ohne Vokale und ohne Duktus sind, das gleißende Skelett des Lebensplanes, sein in Kristall gegrabenes Gesetz. Vor solchen Funden fiel der Blick durch eine Spalte auf den Vorhof eines Architekten, auf dem das Licht zu mächtig war. Die Wissenschaften führten alle diesem Ausblick zu. Dort löste Bewunderung das Wissen ab.

Lucius strich mit den Fingerspitzen über den gewölbten Schliff.

»Das ist ein Stück, Herr Bergrat, wie es eher in den Thesaurus als in das Museum paßt. Ein Amethyst?«

»Ein Amethyst von der tiefdunkelblauen Sorte, mit Wand von Chalzedon. Die Lilien sind aus einer früheren Umbettung ausgespart und in der Schmelze kristallisiert. Sie haben recht — man müßte es als ein Juwel betrachten, als Angebinde für den Busen schöner Titaninnen.«

Er fügte hinzu, indem er auf das Laboratorium zeigte:

»Ich habe drüben noch den Hohlschliff, der das Muster als Schüssel wiederholt.«

Er beugte sich vor und flüsterte:

»Ich werde sie, gefüllt mit reinem Flußgold, dem Fürsten als Ehrengabe bringen lassen am Tag, an dem der Kopf des Landvogts durch die Straßen von Heliopolis getragen wird.«

Lucius trat an den Schreibtisch, um sich zu überzeugen, daß der Phonophor gesichert war. Stasia schien recht zu haben: der Alte war heute wunderlich aufgelegt. Er hörte ihn die alte Yingo-Weise summen:

We have the ships and the men
And have the money, too.

»Sie haben das Gold und die Soldaten, Kommandant; Sie können losschlagen. Die Begegnung wird kurz und schrecklich, aber sie wird eindeutig sein.«

»Der Landvogt ist auch nicht ohne Mittel. Er führt den Demos und kontrolliert in weitem Umfang die Energie. Auch ist der Prokonsul zwar ein großer Freund der Treibhäuser, doch liebt er, um mit Talleyrand zu sprechen, sie nicht im Politischen. Er möchte die Früchte natürlich reifen sehen.«

»Ja, bis sie dann überreif geworden sind. Er findet wie alle Optimaten den Punkt zum Absprung nicht. Er könnte die Massen zum Glück führen.«

»Das ist wohl richtig. Doch ziehen die Massen das Unglück, das ihnen ihre eigenen Tyrannen und Techniker bereiten, bei weitem vor. Sie haben einen tiefen Abscheu vor der legitimen Macht, vor allem, was mit dem Burgenland zusammenhängt. Das ist beklagenswert, doch wahr. Wir dürfen uns daher nicht den Träumen Chateaubriands hingeben.«

»Sie sollten Chateaubriand nicht unterschätzen, Kommandant. Er hat den Vorrang des Glückes noch gekannt.«

»Gewiß, er hat die Aufklärung schattiert. Doch was ist Glück, Herr Bergrat? Es gibt kein Thema, hinsichtlich dessen die Ansichten so auseinandergehen.«

»Doch nur so lange, wie die Geister in Bewegung sind. Daher ist es in Demokratien seltener als in der Monarchie. Es

liebt auch die Verfallszeiten — das haben die Romantiker schon gut erkannt. Man darf den Massen nicht zum Vorwurf machen, daß sie Glücksprogramme aufstellen — das ist ihr gutes Recht. Was ist denn verständlicher, als daß der Mensch sein Leben verbessern will? Beklagenswert bleibt nur der Dilettantismus, der jedes der oft gut erdachten Systeme scheitern läßt. Den Glücksprogrammen der Massen antworten die Autoritäten durch das Argumentum ad necessarium und stellen Machtprogramme auf. Hier liegt der Fehler. Sie sollten Glücksprogramme entwerfen und autoritär verwirklichen.«

Lucius ließ sich die Uhrzeit geben und erhob sich.

»Sie denken also an eine Utopie?«

»Ganz richtig. Zur Utopie ist jeder Staat verpflichtet, sobald er die Verbindung zum Mythos verloren hat. In ihr gelangt er zum Selbstbewußtsein seiner Aufgabe. Die Utopie ist der Entwurf des idealen Planes, durch den sich die Realität bestimmt. Die Utopien sind das Gesetz der neuen Bundeslade; sie werden von den Heeren unsichtbar mitgeführt.«

Der Bergrat strich noch einmal über den Lilienblock. Er fügte hinzu:

»Das ist der Grund, aus dem die reinen Soldaten scheitern: weil bloßer Ordnungswille nicht genügt. Das bleibt, wie bei Dom Pedro und seinesgleichen, doch l'art pour l'art. Da fehlt der Glaube, der den Kanonen Trotz bietet. Sie sehen daher auch so häufig den General beim Staatsstreich auf eine Weise scheitern, die nur durch das Bewußtsein der Leere zu erklären ist, das ihn in der Entscheidung überfällt. Es fehlte ein kleines phantastisches Element im Generalstabsplan.«

Er schritt zum Arbeitstisch:

»Sie haben Eile, Kommandant. Ich weiß wohl, daß Sie sich im Palast Gedanken machen, und schätze auch Ihren Chef. Doch sind wir auch hier in den Klüften nicht müßig — sind ja nicht minder am Ausgang interessiert.«

Er lächelte und überreichte Lucius einen Zettel, den er aus seinen Papieren gesucht hatte:

»Ich gebe Ihnen hier einen den Gegenstand berührenden Entwurf in Stichworten. Wir könnten darüber sprechen, wenn Sie zurückkommen. Wir plaudern dann am Kamin bei einem Parempuyre. Glück auf, Kommandant.«

Der obere Ausgang des Felsenkessels führte auf eine »Großer Sand« genannte Hochebene. Sie konnten aufsitzen. Die Pferde griffen mit frischen Kräften aus. Im Sonnenschein sprühte ihr Fell lichtgolden auf. Dort wo das Zaumzeug auflag, zeichneten sich feuchte Säume ab. Ihr helles Wiehern und die Art, in der sie die Ohren spielen ließen, die Nüstern blähten und zitternd weiteten, verriet, daß ihnen die Witterung hier oben behaglich war.

Der »Große Sand« erstreckte sich bis an den Höhenkamm, in dem der Pagos gipfelte. Die Fläche war übersichtlich und doch gegliedert, wie es dem Felddienst günstig ist. Ketten von hellen Dünen wechselten mit lichten Gehölzen und dunklen Heidestrichen ab. Aus einem Hochmoor, an dem sie vorübertrabten, glänzten runde Weiher; hier kühlte sich wie in stahlblauen Spiegeln das Sonnenlicht.

Die Ebene war von martialischer Geschäftigkeit belebt. Horn- und Trompetenklänge von Spielmannszügen, die im Grünen übten, erfüllten sie mit ihrem Hahnenruf. Vom Berghang blitzten die Signale eines Sonnenspiegels; im Hintergrunde klomm ein Schützenzug in der Entfaltung ameisenhaft den Berg hinan. Unweit des Weges hatte sich eine berittene Abteilung zur Übung aufgestellt. Die Reiter lösten sich einzeln von ihr ab, zunächst im Trab, und setzten dann galoppierend über Gräben und Sprungbäume hinweg. Als Lucius vorüberritt, sprengte ihr Führer zur Meldung auf ihn zu.

Inmitten von Parkanlagen tauchten nun die Dächer der Kriegsschule auf. Lucius gedachte hier dem neuen Kursus »beizuwohnen«, der auf Anordnung des Prokonsuls ein-

gerichtet war. Er sandte Costar mit den Pferden zur Anmeldung voraus und setzte sich auf einen Baumstamm, der am Wege lag. Hier überflog er den Dienstplan, den der Kommandeur der Kriegsschule dem Chef wöchentlich vorlegte. Die letzte Vormittagsstunde dieses Tages war für die Besprechung einer moraltheologischen Aufgabe durch den Lizentiaten Dr. Ruhland vorgesehen. Das war das Fach, auf das der Chef nur widerstrebend eingegangen war. Nun, man würde sehen.

Es war noch Zeit für die Notizen des Bergrats — er zog sie aus der Kartentasche: einen Doppelbogen, den Stasia eng mit blauer und roter Maschinenschrift bedeckt hatte. Er las die Überschrift: »Notizen zu einer Utopie«. Dann überflog er den sonderbaren Text:

»Frage: ›Kann ein Staatsplan ein Glücksplan sein?‹

Antwort: ›Nur dann, wenn die Voraussetzungen gegeben sind.‹

Und worin liegen diese Voraussetzungen?

Vor allem darin, daß der Staat als Status sichtbar wird. Es müssen also die dynamischen Aufgaben im wesentlichen abgeschlossen sein. Dynamische Phasen können sich beenden, indem das Ziel erreicht wird, wie in den Weltimperien. Sie können auch ihren Abschluß finden, indem sie scheitern — in der Resignation. Das Wort von Nestroy: ›Die beste Nation ist die Resignation‹ ist so übel nicht. Der Staat verzichtet auf seine Fernziele. Daher sind auch Verfallszeiten oft Glückszeiten, wie im späten Venedig, im späten Österreich. In Kolonien und Provinzen, ja selbst auf Trümmern und unter Fremdherrschaften lebt man oft heiterer. Das Glück liegt jenseits der historischen Abläufe und ihrer Konsumption.

Zur Lage. Sie ist insofern günstig, als der Regent das Monopol der Macht besitzt. Damit entfallen die Kriege im alten Sinne; sie sind zu provinziellen Streitigkeiten herabgesunken und enden früher oder später vor seinem Schiedsgericht. Ob er sie als Turniere oder als kriminell betrachten

will, liegt beim Regenten und seiner Libertät. Daher das Zwielicht von Anarchie und Ordnung, das unsere Landschaften erfüllt. Sie gleichen Domänen, die der Herr verlassen hat, jedoch auf denen er noch zum Gericht erscheinen kann.

Hinzu kommt, daß die Technik auf den wichtigsten Gebieten als abgeschlossen gelten kann. Der Vorrat an potentieller Energie ist größer als die Ausgaben. Die Technik tritt unmerklich in ihre dritte Phase ein. Die erste war titanisch; sie lag im Aufbau der Maschinenwelt. Die zweite war rational und führte dem perfekten Automatismus zu. Die dritte ist magisch, indem sie die Automaten mit Sinn belebt. Die Technik nimmt zauberhaften Charakter an; sie wird den Wünschen homogen. Dem Rhythmus gesellt sich das Melos zu. Damit hat sich ein neues Sein erschlossen; wir können die Schlüssel weglegen.

Das ist die Lage, in der sich auf das Glück visieren läßt. Dazu gehört, daß es von allen und im ganzen genossen wird; die Erde muß sich zum geschlossenen Lebensraum abrunden. Günstig ist, daß sie Inselcharakter gewonnen hat; die Inseln sind ja die alten Glückshorte.

Das zweite Ziel liegt in der Abschaffung des Proletariats. Sie kann nur von der Wurzel aus geschehen — indem die Gründe der Unzufriedenheit erfaßt werden. Der Proletarier ist der Enterbte, und seit Gracchus' Zeiten richtet sich der Sinn auf neue Erbteilung. Allmählich werden die Parzellen winzig; das Proletariat wird universal. Der rechte Weg liegt darin, daß man die Menschenziffer dem Erbteil anpaßt, statt umgekehrt. Die Quelle aller Kriege und Bürgerkriege liegt im Bevölkerungsdruck. An dieser Quelle müssen die Übel erfaßt werden. Das Weltimperium ist die Voraussetzung. Die ideale Dichte muß ermittelt und garantiert werden. Damit vermehrt sich das kollektive und auch das individuelle Glück.

Zugleich wird drittens die Konkurrenz vernünftig reduziert. Sofern sie zwischen Staaten spielt, bestimmt der Welt-

plan ihre Form. Dem Einzelnen dagegen verleiht die ideale Dichte erhöhten Anteil am Kapital. Erst dann wird der gesunde Gedanke, daß die Sozialisierung sich auf die Energie beschränken muß, sich auswirken. Das Gleichgewicht von Plan und Freiheit muß ungehindert spielen wie der Umlauf der Zahlungsmittel bei guter Golddeckung. Vor allem muß die konservative Absicht der Maßnahmen unsichtbar bleiben hinter der liberalen Ausführung.«

Lucius faltete das Blatt zusammen und steckte es wieder ein. Man müßte noch die Ausführungen sehen, die erwähnt waren. Es ging wohl im wesentlichen um die Anpassung alter Gedanken an die Strahlungstechnik und die neue Weltlage allgemein. Ähnliches hatten andere vorhergedacht, vor allem intelligente Engländer wie Lordmayor Graunt, Malthus und Huxley, auch Casanova in seinem seltsamen »Icosameron«, in dem er den Garten Eden in das Erdinnere verlegt. Das mochte dem Bergrat behagt haben. Auch sah man zwischen den Zeilen den Magnaten, der an seine Schätze denkt. Das war kein Einwand, denn der Reichtum ist oft einsichtiger. Man macht sich Gedanken im Umfang dessen, was man zu verlieren hat.

Gewiß war richtig, daß die Lösung dieser Fragen nur im Weltmaßstab möglich war. Das war als Thema der neueren Geschichte früh schon erkannt sowohl durch imperiale Geister als auch durch die sozialen Utopien und dann durch den Regenten zu einem Provisorium geführt. Es hatte sich wie in einem Teppich fortgesponnen in Kriegen und Bürgerkriegen, in Arbeits- und Friedensplänen wie in den großen Bildern der Technik und Wissenschaft, und jeder hoffte, daß es sich vollenden würde als Sinngebung, die die Opfer rechtfertigte.

Ein Grundeinwand lag darin, ob denn das Glück nun wirklich in der Ruhe zu suchen sei? War Glück Zufriedenheit? Er dachte an die Gespräche, die sie bei Halder geführt hatten. Die Welt war vielleicht eher als Tummelplatz für

Jäger und Krieger angelegt. In langen Friedenszeiten wuchs der Verdruß, die Unruhe, das Taedium vitae gleich einem Fieber an. Es mußte, vielleicht seit Kain und Abel, zwei große Rassen geben, mit ganz verschiedenen Vorstellungen vom Glück. Und beide lebten in den Menschen fort und wechselten sich in der Herrschaft ab. Oft wohnten beide in derselben Brust.

IN DER KRIEGSSCHULE

Lucius stand mit dem Lizentiaten Ruhland im kleinen Vortragssaal der Kriegsschule, einem nüchternen Raum mit hohen, gewölbten Fenstern, durch die das Licht auf die geweißten Wände fiel. Die Längsseite war mit einem alten Schlachtenbild geschmückt: »Die Letzten von Guillemont«. Über dem Lehrpult hing eine der Darstellungen des Prokonsuls, wie sie an solchen Orten üblich waren, ein Prunkstück der Knopfmalerei.

Die jungen Soldaten strömten in den Saal und nahmen, nachdem sie den Gruß erwiesen hatten, ihre Plätze ein. In dieser höchsten Klasse trugen sie bereits die Uniformen ihrer Regimenter und boten ein buntes Bild. Sie kehrten vom Geländeritt zurück und waren von der offenen Heiterkeit belebt, die der Umgang mit Pferden und Waffen mit sich bringt. Etliche von ihnen, zumeist im grünen Rock der Jäger zu Pferde, begrüßten Lucius persönlich; es waren Bekannte und damit auch Verwandte aus dem Burgenland.

Der Lizentiat betrat das Pult, auf dessen Platte er einen Stoß beschriebener Blätter ausbreitete. Lucius setzte sich in einen Sessel, der am Fenster stand. Der Vortragende war blaß, asketisch, mit den senkrechten Furchen, die gelehrte Studien und im Gebet durchwachte Nächte eingraben. Der Gegensatz zu seinen sonnengebräunten Hörern war auffallend. Er öffnete ein Futteral und setzte eine scharf geschliffene Brille auf. Zunächst begrüßte er Lucius:

»Wir haben die Ehre, meine Herren, den Kommandanten de Geer bei uns zu sehen, der vom Stabe des Prokonsuls herübergekommen ist.«

Ein leichtes Scharren und Klingeln von Sporen antwortete. Dann nahm er den Faden auf.

»Wir waren im Verlauf des Seminars zur Untersuchung der Gewalttat vorgeschritten und betrachteten die Umstände, die auf sie zuführen. Wir sahen, daß die Gewalttat sich auf die Leidenschaften gründet und daß wir in dem Maße unabhängig von ihr werden, in dem die Erkenntnis, sei es des Rechten, sei es des Guten, in uns wächst. Im gleichen Verhältnis wächst auch der Spielraum, der uns von der Gewalt als ultima ratio trennt. Die Spanne erscheint uns um so enger, je tiefer wir im Willen stehen, und um so weiter, je mehr wir in der Erkenntnis gediehen sind. Wir sahen ferner, daß das Rechte und das Gute auf Erden nie rein zur Dekkung zu bringen sind und daß ihr Einklang im Jenseits vermutet werden muß. Der höchste Punkt, zu dem das Rechte vordringt, ist das Urteil, während das Gute letzthin zum Opfer führt.

Im Falle des Konfliktes sind wir daher verpflichtet, zum Urteil zu gelangen, also zu einer Auffassung der Lage, die nicht im Willen begründet ist. Wir müssen für den Gegner mitdenken, und das in um so höherem Maße, je mehr er der Leidenschaft verhaftet, das heißt, unmündig ist. Sodann ist zu erwägen, inwiefern das Gute, als das stärkste Mittel, den Menschen zu überwinden, zur Wirkung zu bringen ist. Wir sahen, daß diese Erwägung zum Opfer führen wird. Im Opfer trennen wir einen Teil von unserem Recht ab und wandeln es in höheren Anspruch um. In diesem Sinne strahlt es aus dem Unausgedehnten auf die ausgedehnte, die physische Welt zurück und wird für die Parteien Frucht bringen.«

Der Lizentiat nahm das oberste Blatt von dem Stoß und fuhr dann fort:

»Wir haben diese Lage, die sich im Menschenleben stets

wiederholt, an Beispielen anschaulich gemacht und wählten dazu nach dem Vorbild von »Pilgrim's Progress« die Form der Wanderung durch die ausgedehnte Welt. Das Leben ist eine Wanderschaft, die durch die Welt als eine Reihe von Stationen führt. Sie bringt uns vor Hindernisse, die räumlich scheinen, und vor Entschlüsse, an denen sich der Verstand erprobt. Doch hängt es von der Kenntnis eines höheren Gesetzes ab, ob wir den Weg gewinnen, der zum Ziele führt. Auf diese Kenntnis ist der Wandel angewiesen, so wie die wahre Lage irdischer Orte sich erst durch die Betrachtung der Sterne offenbart.

Bei diesen Gängen sind wir nun am Stege von Masirah angelangt. Ich wiederhole das Schema, das der Aufgabe zugrundeliegt.«

Bei diesen Worten kam es zu einer Unterbrechung: der Chef trat ein. Er grüßte höflich und sagte:

»Bitte lassen Sie sich nicht stören, Herr Lizentiat.«

Dann nahm er am Fenster neben Lucius Platz. Der Vortragende nahm seinen Faden wieder auf:

»Wir sind in unserem Kursus zur Besprechung einer Aufgabe gekommen, die den Titel ›Der Steg von Masirah‹ führt. Der Fall ist den Berichten eines alten Reisenden entnommen und modifiziert. Er findet sich in den Tagebüchern des Kapitäns James Riley, der mit seiner Brigantine ›Le Commerce‹ im Jahre 1815 an der Küste von Mauretanien scheiterte. An diesem unwegsamen und gefährlichen Gestade zieht sich ein alter Handelspfad entlang, der bald durch Wüstenstriche, bald über hohe Dünen und Klippen führt.

Bei einem Orte, der Masirah heißt, springt das Gebirge halbmondförmig in die See hinaus. An seinem Fuß bricht sich die Brandung, während der Gipfel in die Wolken ragt. Der Stein ist eisenfarben und äußerst glatt. Hier führt der Pfad in halber Höhe die steile Wand entlang — als kaum zwei Handbreit starker Saum, der eben für einen Menschenfuß, für einen Maultierhuf genügt, doch nur bei sicherem und

schwindelfreiem Schritt. Das Auge darf sich auf diesem Gange weder abwärts senken zum weißen Kranz der Brecher, von dem es furchtbar angezogen wird, noch darf es sich aufwärts heben zu den Höhen, die der Albatros umkreist. Es muß sich an die glatte Felswand heften, an der die Hand sich tastend hält.

Derart, in schauerlicher Höhe, spinnt sich der Steg am Klippenrand entlang, in starkem Bogen, dessen Wölbung seewärts gerichtet ist. Er ist nur halb zu sehen, wenn man ihn betritt. Aus diesem Grunde pflegt man dort, wo beim Bogen die Sehne angeheftet wird, zu rasten, um sich zu vergewissern, daß der Steg nicht von der Gegenseite betreten wird. Das nun geschieht auf diese Weise, daß man von der Felsenkanzel nach Art der Muezzine einen starken Ruf erschallen läßt. Wenn keine Antwort kommt, darf man die Bahn als frei betrachten und sich auf sie hinauswagen.

Auf diese Weise überschritt auch Riley den Abgrund als Gefangener des Mauren Seid auf dem Wege zum Sklavenmarkt von Mogador. Riley war Seemann und schon mit fünfzehn Jahren dem Elternhaus entlaufen, um auf Segelschiffen Dienst zu tun. Solche Männer sind schwindelfrei. Und dennoch sagt er, daß ihn auf diesem Wege die Verzweiflung faßte und daß ihm die Welt im Fundament zu wanken schien. Zuweilen mußte er die Augen schließen, um die Wirbel zu stillen, die sich in seinem Inneren erhoben, ihn hinabzusaugen in das grenzenlose Nichts. Dann kamen Stellen, die aus dem Felsband ausgebrochen waren und vor denen die Tiere scheuten, ehe sie zum Sprung ansetzten.

Riley beschreibt, wie er, nachdem er den Weg beendet hatte, noch lange unfähig, ein Glied zu rühren, auf der Erde lag. Es war ihm, als ob das Himmelsgewölbe kreiste und die Wogen sich zu ihm emporhöben. Die Flügel der Vernichtung hatten ihn gestreift. Nur langsam beruhigte sich sein Herz. ›Er sah das dunkelblaue Meer in peitschenden Wogen branden und Wellen werfen, von denen jede größer war als ein hoher Berg.‹

Hier war es, wo Seid, sein Herr, ihm eine alte Geschichte erzählte, deren Kunde mit diesem Ort verbunden war:

›Dieses Gebirg, o Franke, das du hier gleich dem Berge Kaf das Weltall begrenzen siehst, setzt sich tief in das Innere der Wüste fort. Wir würden sonst keinen Umweg scheuen, um der Enge auszuweichen, denn sie ist furchtbar wie die Höllenbrücke Sirát, die jeder am Tage des Gerichtes überschreiten muß. Bevor wir uns zum Gange rüsten, sprechen wir daher, wie du hörtest, das Begräbnisgebet. Der starke Ruf, den dann der Führer erschallen läßt, soll Wanderer warnen, die sich dem Pfade von der Gegenseite nähern. Jede Begegnung über dem Abgrund würde tödlich sein.

Freilich ist das Gestade fast immer einsam und menschenleer. Es grenzt ein unwirtsames und stets bewegtes Meer von wasserlosen Wüsten ab. Daher ist auch kaum anzunehmen, daß jemals dieser Steg von zwei Parteien zu gleicher Zeit betreten wird. Und dennoch liegt Iblis, den Gott verdammen möge, stets auf der Wacht. Er ist der Herr des Zufalls, und bei Allah ist Sicherheit allein.

So sagt man, daß in alten Zeiten sich das Unwahrscheinliche ereignet hat. Es kamen zwei Karawanen, die eine von Mittag, die andere von Mitternacht, auf diesen Abgrund zu. Und beide verabsäumten den Warnungsruf. Sie trafen sich an dem Punkt, an dem der Bogen die höchste Spannung hat.

Es heißt, daß jene, die von Süden kamen, aus Ophir Gold brachten. Die anderen, Juden aus dem Maghrib, hatten ihre Tiere mit Salz beladen und waren nach der großen Stadt im Inneren der Wüste unterwegs. Das Kismet wollte es, daß beide Karawanen mit ihren Lasten und Maultiertreibern sich am hohen Mittag auf dem Grat begegneten. Die Führer verhandelten bis zum Beginn der Nacht, zunächst im Guten, sodann mit Drohungen. Dann kam es zum Kampf; sie stürzten sich aufeinander und rissen sich, ineinander verbissen und verschlungen, in den Tod hinab. Es wird berichtet, daß keiner entkommen ist.‹«

Der Lizentiat hielt inne und fügte dann hinzu:

»So weit geht die Erzählung Rileys; wir nahmen sie als Unterlage für unseren Fall. Auf diese Weise gewannen wir das Modell für eine jener scheinbar aussichtslosen Lagen, aus denen der Mensch für sich das Recht ableitet, durch den anderen hindurchzugehen.

Wir haben die Begegnung als Planspiel wiederhergestellt und einige der Personen charakterisiert. Führer der Männer, die von Ophir kommen, ist Abd-al-Salam — das ist ›Vater des Heils‹. Er ist Goldhändler, würdig und schon reich an Jahren, erfahren in den Dingen irdischer Macht. In ihm vereinen sich Züge des großen Kaufherrn und des absoluten Fürstentums. Wohl weiß er seinen Vorteil zu erkennen, doch sind ihm Gerechtigkeit und Großmut eigentümlich, und stets umgibt ihn Autorität.

Er ist von seinem Sohn begleitet, der Kafur, das ist ›der Kämpfer‹, heißt. Kafur ist seinem Vater ergeben und ihm nicht unähnlich, doch rascher und ungestümer im Entschluß. Dann ist noch Omar zu erwähnen, ein schwarzer Sklave von riesenhaftem Wuchs, der in Abd-al-Salams Diensten steht. Omar, mit einer Lanze bewaffnet, betritt den Steg als erster; auf ihn folgt Kafur, der Köcher und Bogen führt. Dicht hinter ihm hält sich der Vater, der unbewaffnet ist. Dann kommen in langer Kette die Tiere mit ihren Treibern, die sie am Zügel führen, und die Begleitmannschaft.

In dieser Ordnung stoßen sie auf die Salzhändler, die von Tryphon geführt werden. Tryphon, ein Mann mittleren Alters, ist in den Handelszügen dieser Länder groß geworden, das heißt, in einer Schule von gewaltsamen Begegnungen. In seinem Gewerbe ist er darauf angewiesen, die Gewinne hoch zu versichern, indem er mit den Stämmen, deren Gebiete er durchwandert, Schutzverträge schließt. Er folgt der Regel, daß man dem Mächtigen mit Schmiegsamkeit zu begegnen und sich mit List an ihm bezahlt zu machen hat. Doch kann auch er in diesen Strichen nicht unbewaffnet reisen und führt zum Schutze ein Aufgebot von Berbern mit.

Von diesen tritt ein Späher namens Halef als erster auf den Steg. Er trägt ein Schwert in seiner Hand.

Die Reihenfolge bei der Begegnung ist also die, daß Halef, gefolgt von Tryphon, auf den Sklaven Omar stößt, der Kafur und Abd-al-Salam voranschreitet. Die Spitzen halten und hinter ihnen in langer Kette die Karawanen, die sie anführen. Omar hält seine Lanze mit der Spitze auf Halefs Brust gerichtet, und hinter ihm hat Kafur den Bogen abgenommen und einen Pfeil zum Schusse aufgelegt.

In dieser Lage beginnen die Verhandlungen. Die Aufgabe des Planspiels lautet: ›Es ist die Lösung zu schildern, zu welcher Abd-al-Salam sich entschließt.‹«

Ruhland ordnete den Stoß von Blättern, die vor ihm aufgeschichtet waren, und setzte seinen Vortrag fort:

»Ich komme jetzt zur Besprechung der Lösungen und will vorausschicken, daß sie im allgemeinen nicht befriedigen. Der Sinn der Fragestellung ist ein moraltheologischer, das heißt, daß taktische Entschlüsse ihn nicht ausfüllen. In solchen aber erschöpft sich die Mehrzahl der Entscheidungen, auch wenn ich von primitiven Äußerungen wie etwa: ›Die Juden müssen weichen‹ absehe.

Die meisten Lösungen sprechen sich dahin aus, daß, mathemathisch gesehen, die Möglichkeit zur gütlichen Übereinkunft nicht gegeben ist. Daraus wird dann geschlossen, daß gewaltsam Raum geschaffen werden muß. Ich nenne als Beispiel die Arbeit des Herrn von Beaumanoir.«

Bei diesen Worten erhob sich ein junger Mann mit dunklen Haaren und Augen und verbeugte sich mit zierlicher Sicherheit. Er trug auf seinem roten Waffenrock den kleinen Stern der Vorturner. Lucius erinnerte sich bei seinem Anblick an das Gespräch, das er auf dem »Blauen Aviso« belauscht hatte, und lächelte. Ruhland winkte ihm, sich zu setzen, und las dann seine Antwort vor:

»Abd-al-Salam erkennt vom Anfang der Begegnung an, daß es zur Auseinandersetzung kommen wird. Er warnt zu-

nächst Halef und Tryphon, sich weiter anzunähern, und befiehlt Omar und seinem Sohne, sie zu beobachten. Er läßt nach hinten durchsagen, daß jedes Mitglied seiner Karawane am erreichten Platze bleiben soll. Je dichter die Kette aufschließt, desto verhängnisvoller wird die Panik sein, die zu befürchten ist. Er trifft die Anordnungen mit einer Ruhe, die sich auf Männer und Tiere überträgt.

Dann fordert er Tryphon auf, die Bahn zu räumen, auf welche Weise es ihm beliebt. Er gibt ihm dazu eine Stunde Frist. Da sich die Sonne zum Meere senkt, wird die Beleuchtung in dieser Spanne eher günstiger.

Der sicheren Haltung Abd-al-Salams und Kafurs gegenüber breitet sich bei den Salzhändlern Unruhe und dann Schrecken aus. Es kommt zur Panik; man sieht Maultiere und Menschen abstürzen. Halef und Tryphon sehen sich zum Ausfall nach vorn gezwungen; den einen fällt die Lanze Omars, den anderen Kafurs Bogenschuß.«

Auf diese Weise ging der Lizentiat die Arbeiten, die vor ihm lagen, durch. Es war ersichtlich, daß die Aufgabe zu schwierig gewesen war und daß sie das geistige Bedürfnis überstieg. Die meisten hatten sie als Verkehrsunfall und einige als eine Art von Ehrenhandel aufgefaßt. Andere wiederum verloren sich in juristischen Erwägungen. Einer vertrat die Meinung, man müsse warten, bis man angegriffen würde, und befände sich dann in gesetzlicher Verteidigung. Im allgemeinen verrieten die Lösungen der Burgenländer größere Sicherheit und Präzision.

Als letztes nahm Ruhland ein Blatt vom Pult und sagte:

»Das einzige Urteil, das sich von den anderen grundsätzlich unterscheidet und mit dem ich einverstanden bin, ist das des Herrn von Winterfeld.«

Die Blicke richteten sich auf den Genannten, der sich mit allen Zeichen der Verlegenheit erhob. Es war ein junger Mann mit blassem, zerstreutem Gesicht und blondem Haarschopf, den er, indem er sich verneigte, aus der Stirne strich. Er trug die Uniform der Jäger zu Pferde; vom grünen Tuch

stach eine weiße Binde ab, die, wohl infolge eines Sturzes, um den linken Arm geschlungen war.

Lucius kannte den Typus — den des Einzelgängers mit besonderen Träumen und Neigungen. Solche Naturen pflegten hier leicht und oft auf abenteuerliche Art zu scheitern — doch war es auch möglich, daß sie Form gewannen und in die ersten Posten aufrückten. Das hing meist davon ab, ob sie auf einen Vorgesetzten stießen, der den Formalien überlegen war. Sie waren »ungeeignet für mittlere Stellungen«.

Inzwischen las Ruhland die Ausarbeitung vor:

»Die Schilderung der Charaktere läßt erkennen, daß Abd-al-Salam als einziger der Lage gewachsen ist. Ihm fällt die Entscheidung zu. Er ist der Mächtige und Reiche, der Herr des Überflusses und der Gnade; er ist der königliche Mensch. Von ihm hängt Krieg und Frieden ab. Er ist sich der Verantwortung bewußt.

Abd-al-Salam erfaßt im Augenblicke der Begegnung die Gefahr. Sie liegt vor allem darin, daß die Spitzen handgemein werden und damit sich im blinden Zorne das Tor des Friedens zuschließen. Daher gebietet er mit lauter Stimme, daß jeder an seinem Platz zu bleiben hat. Dann trifft er die Sicherungen, die notwendig sind.

Bei der Beurteilung der Lage geht er von folgender Erwägung aus: Der Steg ist so breit, daß ein Lasttier ihn beschreiten kann. Damit ist anzunehmen, daß ein Mensch auf ihm vorsichtig umzuwenden imstande ist. Auf diesen Gedanken gründet sich die Verhandlung, in die er mit Tryphon tritt. Er fragt ihn nach dem Werte der Bespannung und nach dem Gewinn, den er aus seiner Ladung zu ziehen hofft. Der Preis ist hoch, doch stellt er nur einen Bruchteil des Goldes dar, das Abd-al-Salam mit sich führt. Abd-al-Salam kauft Tryphon Tiere und Lasten ab und schwört ihm, daß er die Summe jenseits des Steges entrichten wird. Dann gibt er Befehl, den Tieren die Augen zu verbinden, und läßt sie in den Abgrund hinabstürzen. Das Manöver gelingt. Tryphon und seine Leute können nun wenden und an den Ausgangs-

punkt zurückkehren. Auf diese Weise wird der Weg für Abd-al-Salams Karawane frei. Sie überschreitet glücklich die Todesbahn. Am Ziel zahlt Abd-al-Salam an Tryphon seine Schuld. Er fügt ihr noch eine Belohnung hinzu. Auch läßt er an diesem Ort zum Dank für die Errettung aus Gefahr ein Mal errichten, das zugleich als Warnungszeichen für die Zukunft gilt.

Bei der Begegnung war Abd-al-Salam sich seiner taktischen Überlegenheit bewußt. Er wußte aber auch, daß man den Gegner nicht zur Verzweiflung treiben darf. In solchen Lagen wird auch der Schwache fürchterlich. Abd-al-Salam verfügte über inneren Raum; aus diesem Grunde wurde er über die äußere Beengung Herr. Doch waren weder Vorsicht noch Großmut seine eigentlichen Triebfedern. Er fühlte sich für den Gegner mit verantwortlich. Das ist ein sicheres Kennzeichen der Überlegenheit, die unter Menschen auf ein Höheres gegründet ist.

Abd-al-Salam entschloß sich zum Opfer — weniger wie ein Kaufmann, der sein Gut versichert, als wie ein Fürst, der über den Parteien auf das Heil des Ganzen sinnt. Da die Begegnung im Raume statthat, kann sie nicht ohne Einbuße sein. Doch kaufen sich die Menschen los; das Tier wird zum Opfer gebracht.«

Nach der Besprechung der Winterfeldschen Arbeit schloß der Lizentiat die Stunde ab, indem er sich vor dem Chef verneigte und seine Blätter zusammennahm. Dieser bedankte sich und sagte:

»Ich möchte zum Thema noch Stellung nehmen, Herr Lizentiat.«

Dann wandte er sich an Lucius:

»Doch bitte ich zunächst den Kommandanten als den zuständigen Referenten um ein Resumé.«

Es war Lucius nicht entgangen, daß der Chef mit steigendem Mißbehagen den Ausführungen gelauscht hatte. Besonders schien ihn die Auszeichnung des jungen Winterfeld

verstimmt zu haben, der erst vor kurzem wegen einer Unbotmäßigkeit verwarnt worden war. Lucius hatte vorausgesehen, daß er einer Äußerung nicht entgehen würde, und wandte sich daher, wie der Chef es liebte, sogleich der Sache zu.

»Der Herr Prokonsul«, begann er, zu den Kriegsschülern gewendet, »hat diesen Kursus im Anschluß an die Selekta angeordnet als einen vorläufigen Versuch. Es handelt sich dabei um ein Wagnis, in dem das Vertrauen auf Ihre Einsicht zum Ausdruck kommt. Sie sollen nicht in dem Glauben von der Schule scheiden, daß die Aufgaben, vor die man Sie stellen wird, so einfach zu lösen sind, wie es den Anschein haben mag. Der Fürst will Sie nicht nur am Werk, er will Sie auch an der Verantwortung beteiligen. Er wünscht, daß Ihnen vor allem zwei Spannungen deutlich werden, wie unser Beruf sie mit sich bringt:

Erstens die Spannung zwischen Freiheit und Gehorsam, die gerade dann hervortritt, wenn die Ordnung ins Wanken kommt. Sie wissen, daß in jedem Heere der strikte Gehorsam unabdinglich ist. Auf ihm beruht der Dienst. Doch hat es auch stets eine Einschränkung gegeben insofern, als Befehle gegen die Ehre als unverbindlich betrachtet worden sind. Dergleichen findet sich in keiner Dienstvorschrift, da es zu den unausgesprochenen Voraussetzungen gehört. In guten Zeiten wissen sowohl Vorgesetzte als auch Untergebene sehr wohl, was ehrenrührig ist, und daher kommt es selten zum Verstoß. Dann ist der Gehorsam sichtbar, die Freiheit unsichtbar, doch immer mitwirkend.

Die Perfektion der Technik hat, wie so manche andere Bindung, auch diese in weitem Umfang durch mechanische Beziehungen ersetzt. Befehl und Ausführung sind in ein technisches Verhältnis eingetreten und sollen aufeinander folgen wie Ursache und Wirkung in einer Apparatur. In solchen Zusammenhängen wird die Kriegskunst alten Stiles als romantisch, ja bedenklich angesehen. Aus diesem Grunde hat man bereits die Haager Entschlüsse und dann die Konferenz von Minnesota als utopisch abgetan. In ihr erklärten

die Militärchefs der großen Mächte alle Mittel für sträflich, deren Wirkung gegen die Bevölkerung gerichtet sei. Dieser Entschluß wird immer zu den Ruhmestaten des Soldaten zählen, obwohl die Entwicklung über ihn hinweggegangen ist.

Die andere Spannung ist die von Recht und Sicherheit. Hier gilt noch immer der alte Spruch des Herzogs Ernst von Gotha: ›Ein guter Fürst wird nicht das für Recht halten, was das sicherste ist, sondern das für das sicherste, was recht ist.‹ Darauf begründet sich auch die prokonsularische Politik. Sie will zunächst im Heer und in der Verwaltung Modelle schaffen, nach deren Muster der vollkommene und auf Vertrauen gegründete Staat sich bilden läßt.

Aus diesem Grunde soll mit Ihrer technischen Ausbildung die geistige und sittliche Schritt halten. Die Politik des Fürsten beruht auf der Maxime, daß nur ein ganzes und heiles Bild der Welt sich auf die Dauer in ihren Kämpfen behaupten wird. Das soll in der Erziehung zum Ausdruck kommen, die wir Ihnen mitgeben. Wir können Ihnen freilich den Entschluß nicht abnehmen. Wir können nur die Fähigkeiten zu stärken suchen, aus denen der Entschluß entspringt. So müssen Sie die Übungen hier auffassen. Sie sind Manöver; ihr Ziel ist weniger die Lösung — darüber wird sich stets streiten lassen — es ist vielmehr die Festigung der inneren Sicherheit und Freiheit, auf die der Einzelne in der Entscheidung angewiesen ist. Der Fürst beteiligt Sie an seiner Souveränität.«

Abschließend ergriff der Chef das Wort:

»Ich gehe zunächst kurz auf die Anlage der Übung ein. Sie ist insofern konstruiert, als sie ein Gleichgewicht der Kräfte voraussetzt, wie es in Wirklichkeit kaum je zu finden ist. Das Beispiel ist der Händlerwelt entnommen, deren Gesetze für den Soldaten nicht zutreffen. In dieser Welt herrscht Gleichheit, und wenn es zum Zwist kommt, entscheidet der Zivilprozeß.

Es handelt sich in der Tat« — bei diesen Worten wandte sich der Chef dem Lizentiaten zu — »um einen Verkehrsunfall, und zwar um einen solchen, der sich der Norm entzieht. Nun richtet sich die soldatische Erziehung jedoch durchaus auf eine Welt, in der die Norm regiert und sichtbar ist. Bei uns besteht kein Zweifel darüber, wer zu grüßen, wer auszuweichen hat. In alten Zeiten war es die Würde, die die Etikette und mit ihr den Vortritt regelte. Sie wirkte hierarchisch, von oben nach unten, vertikal. In unserer planierten Ordnung begegnen sich die Massen nach Art der Ströme in der Horizontalen, fast ohne Wertgefälle, doch kann auch hier kein Zweifel darüber walten, wer etwa die Vorfahrt hat.

Was Sie betrifft«, wandte er sich wieder an die Schüler, »so werden Sie in höherer Sendung, im Dienst des Ganzen auftreten. Ihr Zeichen ist der Adler, der keinem ausweicht und durch den Widerstand hindurchzutragen ist. In diesem Sinne erhalten Sie Ihre Aufträge. Sie werden fest umrissen sein. In Ihrem Ermessen liegt die Ausführung, nicht aber die Erwägung, ob der Auftrag berechtigt ist. Ich will nicht leugnen, daß es Lagen gibt, in denen der Soldat die Grenzen der Pflicht erreicht und aus der eigenen Tiefe schöpfen muß, wie Yorck von Wartenburg. Auf sie kann die Erziehung nicht gerichtet sein. Das geniale Individuum wirkt eher schädlich in der Armee. Es findet in der Politik, den Künsten, den Wissenschaften Felder, die seiner Freiheit und seinen Gaben angemessen sind.

Im Staate fällt dem Soldaten die Rolle des Dieners, nicht die des Herren zu. Er leistet die grobe Arbeit wie Herakles, selbst wenn ein Eurystheus sie ihm befiehlt. Er trägt wie Atlas das Gewicht der Welt, mit ihrer Unzulänglichkeit. Dort, wo die Dinge zum Schweren kommen, wo sie ins Feuer tauchen, dort, wo Vernunft und Recht versagen, beruft man ihn zum letzten Schiedsgericht. Darin liegt Größe, und darauf beruht sein Ruhm. Mit seinem Eid entsagt er der Freiheit, die den Privatmann ziert. Dem Staat hingegen, der

legalen Macht, obliegt es, die Dinge so zu führen, daß der Soldat mit gutem Gewissen kämpfen kann. Er ist ja darauf angewiesen, die Kraft rein zu erhalten, auf die er sich stützt.

Sie dürfen gewiß sein, daß der Prokonsul Ihnen den Konflikt von Ehre und Gehorsam zu ersparen strebt. Ihn zu vermeiden, wird nicht immer möglich sein. Sie müssen das in sich austragen. Augiasställe reinigt man nicht mit Handschuhen. Ich werde den eher decken, der im Kampf zu weit geht, als jenen, der sich vor ihm drückt. Das hieße, den niederen Angriff begünstigen.

In Zeiten, in denen Recht und Unrecht ineinanderspielen, tritt der Zweifel mächtig an uns heran. Er sucht an der Aktion zu zehren, indem er sie in Reflexion verkehrt. In unserem Innern spiegelt sich die Verworrenheit der Zeit.

Dem Feldherrn sind diese Zweifel nicht unbekannt. Sie dringen am Vorabend der großen Wende noch auf ihn ein. Es ist der Anspruch des Gegners, der sich in ihm anmeldet. Er wird die Schlacht verlieren, wenn er ihn nicht bezwingt. Sie, meine Herren, sind berufen, den Feldherrn zu vertreten an ihrem Platz. Sie werden dieser Aufgabe würdig sein.«

DAS APIARIUM

Lucius geleitete den Chef hinaus. Der Abschied war gemessen; offensichtlich hatte die Art, in welcher der neue Kursus sich entwickelte, den General verstimmt. Doch hatten unverkennbar seine Worte auf die jungen Leute den stärksten Eindruck ausgeübt.

Lucius sann darüber, während er zu den Ställen ging, um zu sehen, wie Costar die Pferde versorgt hatte. Er war mit sich unzufrieden; er fühlte die undankbare Vermittlerrolle, die er gespielt hatte. Der Bergrat, der Lizentiat, der Chef — sie alle wußten, was sie wollten, und hielten Kurs. Sie kann-

ten nicht die verschiedenartigen Impulse, die sich in ihm, Lucius, trafen und widerstrebend vereinigten. Ihm fehlte die Entschiedenheit, mit der man Partei ergreift und die im Leben doch wichtig ist. Das mußte auf seine Aufgaben abfärben. Wahrscheinlich überschätzte er den Einfluß der geistigen Elemente auf den Lauf der Welt. Das gab ihm den träumerischen Zug, der schon die Eltern mit Sorge erfüllt hatte. Nigromontans Erziehung mochte das ihre dazu beigetragen haben; sie hatte ihn auf zwingende Formeln hingewiesen, auf dunkle Meisterschaft, mit der man die Welt beherrscht. Doch schreckten letzte Bedenken ihn vor dieser Kunst zurück — vor Bahnen, die er die begabtesten Adepten wie Raimundus, Fortunio, den Bergrat und vielleicht die feinsten Köpfe der Mauretanier beschreiten sah. Hier herrschten Stille und schmerzloser Glanz der Einsamkeit. Es blieb kein Zufall und kein unteilbarer Rest.

Nachdem er Costar für den Nachmittag beurlaubt hatte, wandte er sich dem Gipfel zu. Vom Südrand des Großen Sandes führte ein Felsenpfad hinauf. Obwohl der Einstieg im Gestrüpp verborgen war, fand Lucius ihn sogleich — er war ihm durch manchen Gang vertraut. Der schmale Steig zog sich im Marmorkalk empor, der hier in schieren Bänken offenlag. Zuweilen stufte er sich treppenförmig an. Ihn säumten gewaltige Ginstersträucher, die sich an seinen Engen zu goldenen Laubengängen rundeten. Dazwischen waren Weißdorn- und Akazienbüsche eingesprengt. Hier oben stand die Blüte noch in voller Pracht.

Im Anstieg wurde das Gestein geringer; es sprang in Nestern aus Moos und Bärlapp vor. Die Blöcke waren, als ob das Wasser sie durchsintert hätte, mürbe und ausgehöhlt. In ihren Fugen war die Krume angereichert, die den Flor des Hochgebirges trug: den Krokus, die Soldanelle, die Schwefelanemone und die gezackten Kelche des Enzians, dazwischen Glockenheide und ein in hellen Sammetfilz gehülltes Kraut. An manchen Stellen war der Fels ganz übersponnen; die Blüten bedeckten ihn als bunter Rasen und hingen

als blaue und rote Kissen von ihm herab. Die Farben waren in der klaren Luft wie auf der Palette ohne Zwischentöne voneinander abgesetzt. Und wie der Atem hier oben freier wurde, so drang auch durch die Augen ein neues Wohlbehagen ein.

Die Flur erschien zu geistig für grobe Nutzung und nur geschaffen für Ernten aus Duft und Nektarschaum. Hier schwebten die großen Falter, die die Gipfel lieben, segelnd im Balsamhauch. Sie ließen sich auf den Polstern nieder und kreisten, die Flügel spannend, langsam und lustvoll auf dem Sammetgrund.

Ein feines Summen erfüllte den Luftraum und verstärkte sich gipfelwärts, je mehr man sich dem Apiarium des Pater Foelix näherte. Der Immengarten des Eremiten war mit zahllosen Kelchen wohl bestellt. Man sah die Sammlerinnen emsig von Blüte zu Blüte schwirren, so daß ihr Flug den Grund mit einem Teppich überwob. Sie wimmelten in Trauben dort, wo die Matten des Steinbrechs, der Hauswurz, des Zimbelkrautes überhingen; honigtrunken kehrten sie heimwärts, pollenüberstäubt. Arbeit und Lust — sie schienen hier tief verschmolzen im Fest der Blumenhochzeit, im Liebesbotendienst.

Nun wurde auch das Apiarium sichtbar, der Honigspeicher, in dem der Nektar zahlloser Berührungen zusammenfloß. Es bildete die Außenwand der Klus, der höchsten der Einsiedeleien, die in der Mönchszeit hier geblüht hatten. Jetzt lagen sie verödet bis auf die Sitze jener, die sich dem Dienst der Nekropole widmeten. Hier hatte sich seit langem der Pater Foelix angesiedelt und trieb die Imkerei. Der Honig dieser Triften war berühmt.

Von weitem leuchteten bereits die gelben Körbe in den Nischen des Gesteins. Die Bahnen der Immen vereinten sich zum dichten und scheinbar unbewegten Strahl. Ihr Summen verstärkte sich zu einem Brausen, das geistig wirkte wie eine aus Licht gewebte Melodie.

Lucius bog vor dieser breiten Flugbahn vom Pfade ab.

Die Klus war eine Zelle im Innern eines der großen Blöcke, die der Pagos auf seinem Rücken trug. Die Arbeit führte sich auf die Katakombenzeit zurück; sie hatte das Leben des Begründers ausgefüllt. Die Wände des aus dem Felsenkern gebrochenen Gewölbes waren roh und ungeglättet; sie trugen noch die Spuren des Meißelschlags. Ein enges Fenster gab von oben Licht. Ein Kruzifix, ein schmales Lager, ein Lesepult, ein Sockel für die Kerze bildeten die Einrichtung. Lucius kannte sie von früheren Besuchen her. Dazu gehörten ein Abstellraum und ein Kamin mit Bündeln von dürrem, in den Schluchten gesammeltem Gezweig.

Der Eingang lag nordwärts und führte durch eine offene Halle, die durch den Vorsprung einer Felsenplatte gebildet war. Hier hatte der Pater seinen Arbeitsplatz. Lucius trat leise ein. Der Raum war ganz von Wachs- und Honigduft erfüllt. An seinen Wänden waren die alten Körbe abgestellt. Dazwischen sah man Masken, Netze, Schmelztiegel, Waagen und Werkzeug mannigfacher Art. Am Fenster saß der Eremit im grauen Arbeitskittel und schnitt von einer Rolle Dochte zu gleicher Länge ab. Obwohl Lucius sich still verhielt, schien er ihn bemerkt zu haben, denn er wandte sich von der Arbeit ab und lächelte ihm herzlich, doch ohne Überraschung zu. Dann stand er auf und reichte ihm die Hand.

»Sieh, Lucius. Ich hatte dich erwartet; es ist gut, daß du gekommen bist. Setz dich nur draußen auf die Bank; ich habe einen Imbiß für dich zurechtgestellt.«

Und ohne weiter auf den Gast zu hören, wandte er sich dem Honigkeller zu.

Die Bank, die Pater Foelix bezeichnet hatte, lag etwas abseits der Bienenstände; von hier aus pflegte er, besonders zur Zeit der Hochzeitsflüge, die Schwärme zu beobachten. Der Sitz war aus dem Stein gehauen, dagegen war der Tisch ein kostbares Geschenk. In seine dunkle Platte war ein Bündel von Silberpfeilen eingelegt. Die Spitzen wiesen auf die Marken der Landschaft hin; Inschriften gaben die Namen und

die Entfernung an. Die Tafel erinnerte an eine Sonnenuhr; auch trug sie wie diese einen Spruch:

»Es ist schon später, als Du meinst.«

Lucius verfolgte an den Pfeilen den Weg, den er gekommen war. An seinem Ende lag, jetzt wie ein helles Siegel, die Stadt Heliopolis. Auch las er die Namen der Inseln und Vorgebirge ab. Die Strecken waren nicht nach dem Lichtmaß angegeben, sondern nach Wegestunden alter Art. Das wies auf einen zarten Zug des Spenders hin.

Die Sonne schien warm, doch minder drückend als unten in der Stadt. Die Mittagsluft stand unbewegt. In großen Sternen leuchteten die Silberdisteln auf dem Felsengrund. Zuweilen verfing sich eine der verirrten Immen in Lucius' Haar. Dann hielt er stille, bis das Tierchen sich befreit hatte.

Der Pater Foelix hauste seit langem in der Klus. Schon wurden die Haare der Kinder jener, die er in ihrer Jugend beraten hatte, grau. Er hatte auf diesem Horste viel gesehen und gehört. Man wußte wenig von seiner Vorgeschichte, auch sprach er kaum davon. Die Bienenzucht war nicht von ihm gegründet; sie knüpfte sich seit alten Zeiten an diesen Ort. Sein Vorgänger war Pater Severin gewesen, ein ungefüger Waldmönch, der indes vom Volk verehrt wurde. Bei diesem großen Faster und Beter hatte sich der Pater Foelix, damals noch unter anderem Namen, eingefunden — nicht, wie man sagte, aus Sehnsucht nach dem Eremitenleben, sondern um sich über die Wartung der Bienen zu unterrichten, die auf alter Überlieferung beruht. Man merkte noch heute, daß er in den Wissenschaften bewandert und durch ihre Schule wie durch einen strengen Vorhof hindurchgegangen war. Doch hatten die Begriffe sich ihm fast verwischt. Sie glichen den Charakteren auf einem Pergament, das man geweißt und neu beschrieben hat. Zuweilen leuchteten die alten Zeichen durch, mit einem Schimmer von Ironie. Der neue Text war einfacher. Das gleiche galt von dem Benehmen des Eremiten, das unter großer Schlichtheit

die Kenntnis höfischer Formen ahnen ließ. Zugleich ging Wärme von ihm aus.

Er pflegte zu sagen, daß er den Vater Severinus um ein Almosen angesprochen und dieser ihn mit einem Schatz bedacht habe. Im Anfang mochte der Umgang mit dem Waldheiligen, der Bildung und Kultur verachtete, nicht einfach gewesen sein. Der Alte hatte sich mit seinem Orden überworfen, doch hielt er darauf, daß sein Schüler sich dort die Weihen erteilen ließ. Nach Jahren war er gestorben, und Pater Foelix hatte ihn auf der Höhe beigesetzt. Wie alle, die hier oben lebten, war er uralt geworden — es hieß, daß diese Lebensdauer neben der strengen Regel auf den Genuß des Honigs zurückzuführen sei. Er hatte verboten, seine Ruhestätte zu bezeichnen, denn er liebte die Gräberverehrung nicht. Ein starkes Selbstbewußtsein vereinte sich in ihm mit dem Drange, das auszulöschen, was persönlich war. So gingen die Kräfte, die er spendete, fast ohne Widerstand, fast ohne Zoll durch ihn hindurch. »Ein Spiegel bin ich; und ewig wird bleiben, was Licht an diesem Spiegel war.«

Vor seinem Tode hatte er nach Art der Bienenwirte den Völkern den Wechsel angesagt. Der neue Vater setzte sein Leben fort. Es stiegen auch dieselben Menschen, meist Leute aus dem Volk, zu ihm empor mit ihren Sorgen, ihren Anliegen. Doch war sein Kreis insofern weiter, als ihm auch Gäste angehörten, die führend im Geistes- und Machtkampf standen, der die Landschaft spaltete. Selbst Angehörigen fremder Kulte und solchen, die gänzlich außerhalb des Glaubens standen, begegnete man bei ihm. Für alle fand er das rechte Wort. So war er auf das wilde Reis des Paters Severin gesetzt als Schößling von höherer Kultur. Lucius war durch Ortner bei ihm eingeführt; und dieser suchte ihn, wie man glaubte, zuweilen im Auftrag des Prokonsuls auf.

Der Pater hatte ein Gewand aus weißer Wolle angelegt. Es war von Bienen gemustert, die sich in dem rauhen Stoff verfangen hatten und die er mit der Hand behutsam her-

unterstrich. Er brachte eine Platte, auf der neben einer frischen Wabe ein hölzernes Messer lag. Dann setzte er weißes Brot und eine Flasche Vecchio auf. Das Brot war ungesäuert in flachen Scheiben ausgebacken und von der Herdglut hier und dort gebräunt. So hielt es sich lange an diesem von jeder menschlichen Behausung entfernten Ort.

»Nun trink und iß, du wirst vom Aufstieg müde sein. Das ist Maihonig, von der Tracht, zu der die Tiere bis zu den Linden hinabfliegen.«

Der Pater setzte sich neben ihn und sah ihm freundlich zu. Lucius lobte den Honig und fragte nach der Imkerei.

»Ich bin zufrieden; es honigt reich in diesem Jahr. Trink auch; der Wein ist gut. Melitta hat ihn heraufgebracht. Ich habe ihn für dich bestimmt.«

Er lächelte.

»Die Jahre verfliegen. Ich habe das Mädchen auf diesen Namen getauft — nun wird es Zeit, daß es heiratet. Du hast die Kleine beschützt; sie wird dir dankbar sein.«

Lucius fühlte, daß er errötete. Der Pater klopfte ihm die Hand.

»Auch du wirst heiraten. Vielleicht schon bald. Du bist nicht für den ehelosen Stand bestimmt.«

Dann sagte er wieder:

»Ich bin zufrieden; der Honig wird aus den Körben heraustropfen. Auch künden sich starke Schwärme an.«

Sie sprachen von den Bienen und ihren Gewohnheiten. Lucius hatte sich im Institut von Taubenheimer an einem Seminar beteiligt, das die staatenbildenden Insekten behandelte. Man wußte dort scharfsinnig den Ertrag zu steigern und sah in der ererbten Praxis der Bauern und Eremiten eine Art von Raub. Der Pater kannte diese Schule, doch hielt er es mit seinem Lehrer Severin.

»Sie fußen dort auf der alten Weisheit, daß der Mensch das Maß der Dinge sei. Das ist einer der gewaltigen Sprüche, die sich durch die Jahrtausende fortschleppen. Ein Deutscher hat Ähnliches, doch weit bescheidener gesagt: ›Auf

den Menschen reimt sich die ganze Natur.‹ Das ist sehr gut, denn es erhebt sich sogleich die Frage nach dem, der das Gedicht geschaffen hat.«

Der Pater trank einen Schluck aus Lucius' Glase und sah ihn heiter an.

»Ich will dir von den Bienen einiges erzählen, was besser ist. Der Wirt, der abends an die Stöcke tritt, um seinen Immen die Veränderungen in der Familie und im Hausstand anzusagen — er kennt die Weisheit, die in den Tieren wohnt, und achtet sie. Die Bienen sind ja in vielem vorbildlich — du mußt das Wort nur recht fassen. Der Mensch legt viel in sie hinein, auch viel vom Unvollkommenen und Unzureichenden der eigenen Natur. Er nennt die Bienen arbeitsam. Ein Kaiser des Abendlandes wählte sie zum Wappentier in jener Wende, in der die Arbeit ihren alten Sinn verlor.«

Er deutete auf die Sammlerinnen, die um die Thymianranken und Steinbrechpolster schwärmten, und nickte dem Schauspiel zu.

»Wenn sich im Morgenstrahl die Blüten öffnen und meine Bienen ihr Tagewerk beginnen, erschallen weder Hörner wie in den Kasernen noch Pfeifen wie auf den Schiffen noch jene heulenden Sirenen, mit denen die Fabrik zur Arbeit ruft. Du hörst im Stockwerk der Waben und ihrer Zellen den Honigtanz als eine vom Nektar berauschte Melodie, die Lust und Heiterkeit erzeugt. Von allen unseren Rufen und Signalen ist er am ehesten dem Glockenton verwandt. Nein, Arbeit in unserem Sinne umschließt der Tag der Bienen nicht.«

»Freilich«, so fuhr der Pater fort, »wir könnten von ihnen lernen, was Arbeit ist. Wenn du den Pflüger im Morgenlicht mit nackter Brust den Stieren folgen, wenn du den Schmied am Amboß stehen, den Fischer sein Netz ins Wasser senken siehst, ahnst du in ihnen ein Wohlgefühl, das unberechenbar und unbezahlbar ist. Auch im Gewimmel der Märkte und Städte wird es dir bewußt. In diesem Wohlgefallen liegt der

Schatz der Welt, das pure Gold — die Ernten und der Gewinn sind nur der Zins davon. Das gilt auch für die Wirtschaft: Wohlwollen hat eine goldene Hand. Das mußt du bedenken in deinem Amt, vor allem auch dort, wo dienende Brüder dir zugeordnet sind.«

Der Pater schenkte wieder ein.

»So ist auch der Bienenstaat ein Schrecknis, das sich der Mensch erfunden hat. Kann man von Staaten sprechen, wenn man die Tiere recht beobachtet? Sie bilden eine große Familie oder eher noch einen Leib. Da ist dein Freund Serner schon auf der rechten Spur. Man sagt, daß die Natur die Arbeitsbienen nicht am Geschlecht beteiligt habe, und nennt das eine Art von Sparsamkeit, von Raub. Das heißt, den Teil, und nicht das Ganze sehen. Die Liebeskraft wohnt in den Stöcken, ganz ungeteilt. Du siehst das deutlich, wenn sie die Unruhe vorm Hochzeitsflug berauscht. Sie bilden dann *einen* Körper, den *eine* Kraft belebt und formt. Sie alle haben Anteil an der Wonne — sie und die Ungeborenen. Was ist demgegenüber die flüchtige Berührung der Königin? Wenig und viel. Gering ist sie, wenn du sie abgeteilt betrachtest, als tödlichen Kontakt in der Unendlichkeit. Doch wie bedeutsam wird sie, wenn du sie als Sinnbild der Liebeserfüllung siehst, die im Organ für alle sich vollzieht. So hebt ja auch der Priester den Kelch für alle beim Abendmahl.«

Der Eremit schwieg eine Weile, dann schloß er die Betrachtung ab:

»Ja, vieles können wir von den Bienen lernen — da ist auch ihr Sammeln von Schätzen, das Heimsen von Vorrat aus dem Vergänglichen. Die Blüten gleichen den Augenblicken dieses Lebens, aus denen wir Stoff der Unendlichkeit erbeuten, die wahre Ambrosia der Alten, die Unsterblichkeit gewährt. Doch trägt das so geführte Leben auch zeitlichen Gewinn. Du siehst das daraus, daß nur die recht berührte Blüte zur Frucht gedeiht.«

Lucius dachte über diese Worte nach. Er fühlte, daß man-

ches auch an ihn persönlich gerichtet war. Das Summen der Bienen erfüllte immer noch wie eine dunkle Orgel die Mittagsluft. Im Silberlaub der Disteln raschelten geschäftig die Agamen, behende Jägerinnen, die wie Kleinodien leuchteten. Er sagte:

»Man hört doch von den Tieren auch viel Grausames.«

Der Pater lächelte.

»Du denkst an Vorgänge im Bienenleben, die wir als blutige bezeichnen würden: den Königinnenmord, den Königinnenzweikampf, die Drohnenschlacht. Auch hier trügt unser Blick, indem wir die Tiere vermenschlichen. Wir geben uns nicht Rechenschaft darüber, wie sehr das Bienenvolk *ein* Körper ist. Wenn er zu seiner Wohlfahrt im vorbestimmten Augenblick die Drohnen ausstößt, so ist das das gleiche, wie wenn das Kind die Milchzähne verliert. Die Immen erfüllen ihr Gesetz. Der Mensch indessen, indem er sein Auge auf ihr Treiben richtet, entdeckt in ihm das Böse, das in ihm selber ist. So bildet die Drohnenschlacht ein altes Muster der Staatsräson und aller Lehren, in denen der Mensch als das politische Tier betrachtet wird. Dagegen ist einzuwenden, daß dem Menschen Erkenntnis und damit Schuld verliehen ist. Insofern stellt sich das Gesetz ihm anders dar.«

»Dann müßte man annehmen, daß die Morde, die Kriege, die Bartholomäusnächte außerhalb des göttlichen Planes liegen und daß die Geschichte als eine Kette von Verstößen gegen die Ordnung aufzufassen ist? Das fällt schwer, wenn man den Menschen mit seinen Zähnen und Klauen ansieht und die Lage bedenkt, in die wir hineingeboren sind.«

Der Alte nickte ihm freundlich zu.

»O, du gehst eilig, Lucius. Doch will ich dir antworten. Die Morde, die Kriege, die Grausamkeiten liegen nicht außerhalb des Planes, da es nichts gibt, was außerhalb des Planes ist. Doch liegen sie außer dem Gesetz. Insofern stellt die Geschichte wirklich eine Kette von Verstößen dar, die nur durch Gnadenakte sich erhält. Das ist das große Thema des Alten Testaments.

Auch in den Staaten herrscht Naturnotwendigkeit, doch wird mit der Erkenntnis die Schuld gesetzt. Daher kann eine Tat zugleich naturhaft notwendig sein und schuldhaft vor dem Gesetz. Um diese Differenz zu decken, die uns im höchsten Wesen vernichten würde, besteht der Opferschatz. Das ist das Thema des Neuen Testaments.

Das Opfer kann nachträglich sein, dann stellt es sich als Sühne und Buße dar. Es kann auch der Tat vorausgehen; wir trennen dann von unserem Naturanspruch einen Teil zum Ruhme Gottes ab. Das ist der Teil, der tausendfältig, der ewig zinst. Er mag gering sein — er kann aber auch unser ganzes natürliches Leben einschließen. Und wunderbar ist, daß das Opfer stellvertretend wirkt. So können auch wir armen Eremiten ein wenig zum Heil der Welt beitragen.«

Ein leichter Wind war aufgekommen und trug den Hauch der Thymianmatten und Muskathyazinthen mit. Auch war zu spüren, daß er durch die heißen Dornenschluchten, in denen der Harzduft sich mit den Blüten mischte, gestrichen war.

Am südlichen Gewölbe schwebte eine der großen Raketen des Regenten durch den Raum. Die Stadt ansteuernd, verlangsamte sie die Bahn, bevor sie in den Luftkreis eintauchte. Sie huschte meteorisch am Gebirg entlang, verweilte dann kurz in starker Strahlung und glitt in den Raketenhafen ein. Lucius notierte sich die Zeit. Die Stunde und die Art des Schiffes waren ungewöhnlich; es handelte sich ohne Zweifel um einen Erkundungsauftrag anläßlich der Unruhen. Längst hatte man die Hoffnung auf einen Eingriff oder einen Schiedsspruch bei solchen Händeln aufgegeben; es blieb bei reiner Beobachtung. Man hatte den Eindruck, daß Material für ein entlegenes Büro gesammelt wurde — für Akten, die ein Gelehrter nach den Regeln der wissenschaftlichen Statistik und nach unbekannten Richtlinien verwaltete. Der einzige Vorbehalt des Imperators betraf die Wah-

rung der Regalien, so die Führung der blauen Farbe und der schweren Waffen, die Benutzung bestimmter Häfen und Stützpunkte. Darüber lag ein Bann, der den Parteien stets gegenwärtig war. Ihn zu erhalten, hätte es der blauen Schiffe nicht bedurft. Im übrigen hielt der Regent sich jenseits der Verhandlungen, und seine Entschlüsse blieben unbekannt.

Der Pater Foelix hatte inzwischen abgetragen und kam mit einem Kupferkännchen aus der Klus. Er schenkte Kaffee ein und setzte sich, seine Hand ergreifend, wieder neben Lucius.

»Ich habe dir viel erzählt; man wird geschwätzig in der Einsamkeit. Berichte nun du, was dich beschäftigt hat.«

Lucius schilderte den Verlauf der Übung, an der er teilgenommen hatte, und die Verstimmung, die zwischen dem Chef und Ruhland zutagegetreten war. Der Pater hörte aufmerksam, ihn hin und wieder durch eine Frage unterbrechend, zu.

»Ich kann dem General nicht Unrecht geben — es gibt bessere Mittel, die Einsicht zu läutern, als die Reflexion. Die moraltheologische Unterweisung führt allzuleicht zur bloßen Kasuistik im Stil des Escobar. Die jungen Leute, die so erzogen werden, gleichen Kriegern, die man aus den Büchern und vor künstlich erdachten Schanzen unterweist. Den wahren Wert erprobt erst das Gefecht. Sei unbesorgt um deine Schüler, Lucius. Es saß schon mancher von ihnen an diesem Tisch. Ich kenne sie und weiß, was sie bedrängt. Es ist gut, daß ihr euch um sie Gedanken macht. Gewiß fließt ihnen sogar aus eurem Zweifel das Beste zu — mehr als aus dem geformten Wissen, das ihr ihnen gebt. Der Mensch will weniger verstanden werden als das geachtet sehen, was unverständlich an ihm ist. Daraus müßt ihr, wie Gärtner aus dem dunklen Grunde, die besten Kräfte ziehen. Das übrige stellt Gott anheim.«

Er fügte noch hinzu:

»Ihr haltet auf strenge Zucht, und das ist gut. Doch dürft

ihr die Vorschrift nicht auf das Absolute ausdehnen, sonst scheitert ihr beim Versuch. Laßt nur die Quellen unberührt.«

Sie schwiegen. Die Züge des Eremiten hatten sich belebt. Ein Schwarm von Kranichen strich rudernd über den Gipfel hin. Die Tiere strebten zu Beginn der Trockenheit den großen Sümpfen im Inneren des Landes zu. Lucius dachte an den Abstieg; der Bergrat liebte, wie alle Gastrosophen, die Pünktlichkeit. Dabei fiel ihm der Zettel ein, den er noch in der Kartentasche trug.

»Der Bergrat hat ein Programm entworfen, das er dem Prokonsul unterbreiten will. Wenn ich ihn recht verstehe, strebt er durch Geburtenpolitik sowohl die Milderung der Konkurrenz als auch Verhinderung der Kriege an. Er will die Zahl der Menschen zu dem Erbteil in ein vernünftiges Verhältnis bringen und so der Parzellierung, der Bildung von Proletariaten, vorbeugen. Wir würden dann wie auf Luxusschiffen durch das Leben reisen, auf denen es nur bequeme Plätze gibt.«

Der Pater nickte:

»Ja, und die Ungeborenen bezahlen die Kosten der Überfahrt. ›Il y a toujours quelqu'un qui paie.‹ Das ist die unveränderliche Wahrheit, die jedem Komfort zugrundeliegt und die kein noch so feiner Plan entkräften wird.«

Dann, ernsthaft werdend, fügte er hinzu:

»Der Bergrat hat hier freilich einen wichtigen Punkt berührt. Man spürt den Einfluß Nigromontans, der seine Schüler auf die Suche nach dem Stein der Weisen schickt. Auch du, Lucius, hast ja von ihm gelernt, so wie Fortunio, der Diakon und andere. Ich will dir meine Gedanken darüber mitteilen.

Die Zeugung ist stets von Schuld begleitet und mehrt die Übel dieser Welt. Daher ist es verdienstvoll, wenn man sich enthält. Doch wird man fehlen, wenn man menschliche Pläne aussinnt, sei es, um die Geburten zu vermindern, sei es, um sie zu steigern zum Zwecke der Übermacht. Schon der Gedanke bringt in schlechte Gesellschaft wie die des Doktor Mertens, der im Punktamt und auf Castelmarino Ähnliches

sinnt. Das ist der Weg, der Schritt für Schritt zur überlegten Tötung führt, zum vollen Triumph der Ökonomie. Der Fürst wird sich darauf nicht einlassen.

Auch in der reinen Ziffer verbergen sich Gesetze, die keine Statistik faßt. Bedenke die überraschende Erklärung, die das Anwachsen der Bevölkerungen im 19. und 20. Jahrhundert erst spät erfuhr.

Freilich beruht das Glück des Volkes immer auf der Entsagung Auserwählter, wie du es bei den Bienen vorgebildet siehst. Nur kann im Menschenreich, wo Freiheit herrscht, allein das Opfer und nicht der Plan Raum schaffen. Das Ziel ist die Verwandlung von physischer in metaphysische Fruchtbarkeit.

Man hat von jeher den Mönchen und den Klöstern viel Schlechtes nachgesagt. Doch wirst du finden, daß Zeiten, in denen die Klöster blühten, oft auch Zeiten des Glückes und langer Ruhe gewesen sind. Wie auch die Unzulänglichkeit ihn schwächen möge, es bleibt ein großer Gedanke des Menschen, sich in die Zelle zurückzuziehen, um dort als einsamer Wächter zum Heil des Ganzen Dienst zu tun. Solange diese Lampen brennen, kann es nicht völlig finster sein. Es ist gut, daß der Prokonsul sich dem nicht verschließt. Verleiht er doch auch diesem Sitze seinen Schutz.«

Lucius berichtete nun von dem Symposion in der Volière und suchte anzudeuten, was ihn und seine Freunde an der Erscheinung, den Schriften und Diskursen Serners fesselte. Der Pater hörte, ihn hin und wieder durch Fragen unterbrechend, aufmerksam zu.

»So habe ich ihn mir gedacht. Es scheint, daß er sich vom entgegengesetzten Punkt wie Ruhland der Wahrheit annähert. Du sagst, daß er sich hin und wieder dem Trunk ergibt?«

Er schwieg. Es schien, als sänne er über den ihm Unbekannten nach. Dann fügte er hinzu:

»Wenn sich der Geist den hohen Stufen nähert, kommt er notwendig auf die Wahrheit zu. Das ist selbst dort der Fall,

wo er im abgesteckten Feld der Wissenschaften wirkt. Die Wege führen alle auf einen Punkt. Dort endet die Erkenntnis, und die Verehrung tritt an ihre Statt. Die letzten Schlüssel werden nicht ersonnen, nicht ausgedacht.

Der Geist erkennt das Schloß des Todesbesiegers mit seinen Lichtern und kann es beschreiben, ohne in der Substanz zu sein. Nigromontanus ist vielleicht der stärkste von jenen, die außerhalb des Schlosses stehen, der Fürst der Magier. Was hält sie vom Eintritt ab? Der Reichtum, der den wahren Weg verschließt — er kann auch geistiger Reichtum sein.«

Der Einsiedler berührte Lucius begütigend am Arm. Er wußte, daß sein Gast in allem empfindlich war, was seinen alten Lehrer anbetraf.

»Vielleicht begleitet Serner dich einmal herauf. Doch warte, bis er davon spricht.«

Die Schatten fielen länger ein und tönten die Schluchten mit blauem Licht. Die roten und gelben Blüten begannen aufzuleben, als ob der Abend sie entzündete. Die Enziankelche falteten sich ein. Der Flug der Immen wurde spärlicher. Schon wagten sich die Fledermäuse aus den Rissen der Klause und umflatterten das Kreuz. Es war Zeit, zu den Pferden zurückzugehen. Doch hatte Lucius noch eine Frage, die ihm am Herzen lag.

»Der Chef bereitet für den Fall, daß sich die Unruhen vermehren, eine Reihe von Schlägen gegen den Landvogt vor. Er hat teils an gewaltsame Erkundungen gedacht, teils an Zerstörungen im Agentenstil. Es wird erwogen, die Kommandos mit Gift auszustatten — einmal um ihnen die Folterung zu ersparen, und dann, um das Geheimnis so abzudichten, wie es nötig ist.«

Der Pater fragte:

»Und wie denkst du darüber, Lucius?«

»Mir ist der Gedanke unangenehm.«

»Und deine Empfindung trügt dich nicht. Hier zeigt sich einer der Punkte, an denen sich erweist, daß reine Humanität nicht mehr genügt. Ihr dürft die Männer notfalls

in aussichtslose Lagen führen, doch dürft ihr ihnen nicht die Hoffnung abschneiden. Ihr wandelt sie sonst in Gegenstände um, in reine Objekte der Machtanwendung, und unterscheidet euch nicht mehr vom Gegner, den ihr bekämpft. Ihr dürft nicht in den Kern der Freiheit eingreifen, auch nicht zum guten Zweck. Wo solche Pläne auftauchen, ist es ein Zeichen, daß ihr euch vom rechten Weg entfernt.

Doch du bist eilig, Lucius. Der Bergrat erwartet dich. Geh nun, ich werde dich in mein Gebet einschließen.«

ZWEITER TEIL

DAS ATTENTAT

Er hatte den Wagen auf zehn Uhr bestellt. Noch war er nicht erwacht. Der Raum war still und dunkel, und nur das Zittern des Entlüfters teilte sich aus der Tiefe den Stahlglaswänden mit.

Die Orgie hatte sich bis in die Morgenstunden ausgedehnt. Sie hatte, wie meist im kleinen Bankettsaal, den sie auch »das Sofa« nannten, zu letzter Trunkenheit geführt und dann zu tiefer Betäubung, zu besinnungslosem Schlaf. Nun wälzte er sich unruhig auf dem Lager, ergriffen von der Angst des Geistes, der aus dem Dunkel kommt und sich vergeblich zu erinnern sucht. Da war nur Finsternis. Dann wachte der Klang der Geigen und der Flöten wieder auf. Die Bilder kamen wieder, doch abgerissen, labyrinthisch, wie durch Schlitze von Vorhängen gezeigt.

Er lag am Boden, die Leuchter drehten sich. Lackstiefel und die Beine nackter Frauen traten über ihn hinweg, langsam und rosig wie in einem Karussell. Die Geigen auf der Empore spielten unermüdlich dieselbe Melodie. Er fühlte sich glücklich wie ein Wohltäter. Die Starre, mit der sie ihn sonst umgaben, war ganz gelöst. Fetzen der trunkenen Gespräche tauchten in ihm auf.

»Messerchen, das ganze Sofa ist wieder blau.«

»Gut so. Gebt auch den Kerlen da oben zu trinken, sie strengen sich an.«

Er hatte immer schon gesagt, daß die geblendeten Musikanten den blinden vorzuziehen seien. Man konnte sich aussuchen. Dann blühten die Weisen voller auf — wie nach der Okulation. Als Bonmot war das nicht schlecht.

Nun kamen die Gesichter wieder, das war nicht gut. Es war, als ob sie den Augenhintergrund erfüllten, zunächst ein

Kopf, dann viele, und dann ein ganzer Fries. Sie alle waren häßlich und grimassenhaft belebt. Sie waren neugierig, schadenfroh und von schamloser Geschlechtlichkeit geschwellt. Sie wuchsen zu Hunderten, zu Tausenden hervor. Bald schienen sie die Ränge von klinischen Amphitheatern zu besetzen, bald starrten sie wie aus Logen auf Schauspiele herab als Hydra, die nur Böses belustigte. Dann wieder füllten sie einen ungeheuren Gerichtssaal an, ein Tribunal, das ohne Richter war. Ergraute Vetteln, Greise, in deren Zügen ein langes schändliches Leben sich summierte, Halbwüchsige mit der nackten und witternden Beweglichkeit von Ratten und Wieseln fluteten vorbei. Kein Callot, kein Daumier hätte Ähnliches erdacht. Zuweilen drohten die Gesichter sich ganz zu deformieren; Hörner, Geweihe, Rüssel, Geschlechtstrophäen sträubten sich von ihnen ab, und Risse wie an alten Bäumen sprangen in ihnen auf. Der Jubel, die Mitwisserschaft war ungeheuerlich.

Der Schläfer stöhnte, dann warf er die Decke ab. Ein bitterer Geschmack erfüllte seinen Mund. Er griff nach der Karaffe und stieß sie um. Die Wache, die nachts vor seiner Tür auf einer Matte schlief, hörte, wie er nach seiner Art in leisen, gereizten Selbstgesprächen sich ankleidete. Sie rief das Office an und meldete, daß Messer Grande aufgestanden sei. Man ließ den Wagen vorfahren und stellte die Posten aus.

Das Haupttor des Zentralamts führte auf den Gerberplatz. Man sah von dort aus durch die Lange Straße den Obelisken, der im Rondell des Binnenhafens stand. Die grellen Häuserblocks der Neustadt schlossen sich rechtwinklig an diese Mittelachse an. Der große Bau zog sich fünfstrahlig den Hang hinan. Er bildete die Kappe der Zitadelle, in der der Landvogt saß, den sichtbaren Teil. Die beiden Flügel, die auf den Platz ausluden, waren durch eine Treppe verbunden, die sich im Anstieg verjüngte und in eine Terrasse mündete. Sie war durch Posten abgesperrt.

Auf diese Terrasse trat Messer Grande um zehn Uhr her-

aus. Sein kleines Gefolge umringte ihn. Er war noch blasser, galliger als sonst. Die Ruhe des Gesichts war steinern, ohne Mienenspiel, doch wurde sie von einem Flimmern unterbrochen, wie man es an den Flanken von Tieren sieht, die Bremsen ängstigen. An allen Beamten und Offizieren seines Stabes fiel dieses Widerspiel von Reizbarkeit und maskenhafter Starre auf. Es wirkte grobdrähtig bei den Subalternen, meist ungeschlachten, in Uniform gesteckten Burschen mit starkem Nacken und nußknackerhaftem Kinn, das bei der Erregung in mahlende Bewegung kam. Die Intelligenten waren schmächtig, geschmeidig und oft von katzenhaftem Charme. Bei ihnen glich dieses Zittern einem feinen Ekel, als stiegen üble Düfte oder Fliegenschwärme in ihrer Nähe auf und weckten ihren Zorn.

Die Sonne blendete. Der Platz war, wie gewöhnlich um diese Stunde, von Müßiggängern angefüllt, die schweigend die An- und Abfahrt betrachteten, von Zeitungshändlern, Reportern, Fotografen, Agenten in Zivil und von Flaneuren, die vor den Cafés frühstückten. Noch war die Hitze erträglich; die Brise trug von den Kiosken der Blumenhändler einen Hauch von Fliederduft herauf.

Der Wagen wartete. Man öffnete den Schlag. Wie immer in die Geschichte der Attentate der Zufall einspielt, sie bald durchkreuzend, bald sie fördernd, so auch jetzt. Hier wirkte er begünstigend. Die große Limousine, die Messer Grande gewöhnlich fuhr, war ausgefallen; einer der Rezeptoren hatte sich getrübt. Man hatte für das schwere, mit allen Sicherungen armierte Fahrzeug einen der offenen Tourenwagen eingestellt. So wurde die Tat erleichtert, die so viel Unheil nach sich zog.

Der Wechsel führte zu einem Aufenthalt. Messer Grande ließ eine Brille suchen; auch fröstelte ihn trotz der Wärme, und er hüllte sich in eine Decke ein. Dann sprangen die vier Begleiter auf die Trittbretter. In diesem Augenblick drängte sich ein junger Mann durch den Kordon. Er war wie ein Student gekleidet, nur trug er den Kosti, den aus weißen

Fäden gewebten Gürtel, nach Parsenart. Ehe man daran dachte, ihn aufzuhalten, ja fast ehe man ihn bemerkte, glitt er an den Wagenschlag. Man sah ihn die Hand ausstrecken, und gleich darauf schien es, als ob ein Stoß den Wagen erschütterte. Man hörte kaum ein Geräusch. Messer Grande wurde wie eine Puppe hochgehoben und fiel dann in den Fond zurück. Die roten Lederpolster waren von Splittern aufgerissen, aus denen schwarzes Roßhaar quoll. Im Todeskampf riß er Strähnen davon heraus und biß in sie hinein.

Ein Augenblick der Stille folgte auf die Tat. Der Platz lag wie gebannt im grellen Licht. Man hörte nur das matte Schnalzen, mit dem die Momentverschlüsse sich lösten, und das Flirren der Filmbänder. Wie Seiten eines Bilderbuches, das schnell durchblättert wird, flogen die Aufnahmen davon — in die Archive, die Redaktionen und in das Permanentspiel, das schon bevölkert war. Nach fünfzig Minuten brachte der »Spiegel« die ersten Berichte mit dem Nekrolog »Er gab sein Herzblut« — trotz aller Routine dieser Herren schien das nur möglich, wenn auch für den Fall des Attentats eine Version im Satz gewesen war.

Dann wurde Bildsperre verkündet; die Apparate senkten sich und suchten andere Beute, an der es nicht mangelte. Nur noch ein uniformierter Beamter des Zentralamts näherte sich dem Wagen und nahm ihn, als ob er ihn in allen Teilen durchleuchtete, sorgfältig auf. Dann erst hob man die Leiche von den Polstern und schaffte sie hinauf. Noch hielt sie die Roßhaarbüschel in Mund und Händen; sie schleiften, als ob man ein Seetier eingefangen hätte, hinter ihr. Inmitten der weißen Treppe zeichnete sich die Blutspur ab.

Was war inzwischen mit dem Attentäter geschehen? Gleich nach der ersten Starre des Schreckens hatten sich der Fahrer, der unverletzt geblieben war, und die Begleiter auf ihn gestürzt. Man sah die schmächtige Gestalt in einer dunklen Gruppe verschwinden, aus der Fäuste und Schlagwaffen auftauchten. In dem Getümmel hörte man die hellen Schreie von Frauen:

»A mort, à mort.«

Dazwischen das dunklere:

»Al' muerte, al' muerte« des Hafenpöbels, wie er die Sonnenseite der Arenen füllt.

Vergeblich suchte sich der Adjutant von Messer Grande Gehör zu schaffen:

»Zurück, dem Manne darf kein Haar gekrümmt werden.«

Er mußte Posten beordern, die die Rasenden zurückrissen. Dann trat er an das Bündel, das auf dem Pflaster lag.

»Sie haben ihn totgeschlagen. O, das ist ärgerlich. Ein Parse — der Bursche hat Glück gehabt.«

Zu den Trabanten:

»In das Labor von Doktor Mertens. Er soll genau durchsucht werden.«

Später erfuhr man, daß es ein parsischer Medizinstudent namens Nadarsha gewesen war. Es hieß, daß seiner Schwester bei den Unruhen Gewalt geschehen sei. Andere sagten, daß er ein Assassine im Dienste des Palastes gewesen sei. Und Dritte endlich meinten, daß die Fäden in das Zentralamt zurückführten. In solche Figuren spielen alle Probleme der Zeit mit ein.

Inzwischen hatte sich der Wirbel in die Straßen der Neustadt ausgedehnt. Es bildeten sich Gruppen, man fand Verdächtige. Seltsam war es, daß sich auch jene wie die Rasenden gebärdeten, die Messer Grande gefürchtet hatten — ja gerade sie. Man hörte Schüsse, die sich durch die Lange Straße bis an den Hafen fortpflanzten, man schleppte Verhaftete herbei. Bald war das Hausgefängnis des Zentralamts überfüllt. Man nahm den wüsten Platz zu Hilfe, der vor Zeiten, um Schußfeld zu schaffen, in Richtung auf den Palast geebnet war und den ein Drahtgitter umspann. Dort pferchte man die Sistierten in Massen ein.

Sofort und ohne daß das Zentralamt noch Weisungen gegeben hätte, kam es zu einer Parsenverfolgung, die die der letzten Unruhen weit übertraf. Der Pöbel machte im Hafenviertel und in der unteren Neustadt auf einzelne Pas-

santen Jagd. Auch jene, die sich nicht durch Kleidung oder Zeichen unterschieden, wurden bald erkannt. Man suchte unter diesem Titel überhaupt an jedem sein Mütchen zu kühlen, der mißliebig war. Der Zuruf: »Das ist ein Parse« oder »Das ist ein Parsengenosse, ein Parsito« waren in gleichem Maße unheilvoll.

Die Läden schlossen, die Straßen der Luxus- und Villenviertel wurden menschenleer. In den Vorstädten und den am Wasser gelegenen Quartieren bildeten sich Protestzüge. Sie defilierten mit umflorten Fahnen vor dem Zentralamt, dessen Treppe mit schwarzem Tuch beschlagen war. Auf der Terrasse war ein Katafalk errichtet; der Landvogt, der inzwischen den Gefechtsstand bezogen hatte, nahm den Vorbeimarsch ab.

Dann wälzten sich die Massen dem Parsenviertel zu. Bei den Exzessen fiel auf, daß junge Leute aus guter Familie, ja elegante Frauen sich an der Plünderung und auch an Schlimmerem beteiligten. Der Landvogt ließ ihnen vollauf Frist für die Tumulte, die sich in eine Art von Volksfest verwandelten. Spontanaktionen wie diese gehörten zum Kleinen Katechismus seiner Politik; sie gaben seinen Segeln Wind. Erst am Nachmittag gewährte er den Ältesten der Parsenschaft Audienz. Dann ließ er Polizei und Volkswehr in die Trümmerstätte einrücken. Nun wurde die Verfolgung offiziell. Die Plünderung setzte sich als Haussuchung und die Verschleppung als Inschutzhaftnahme fort. Die Parsen waren bereits so gebrochen, daß sie dem Landvogt eine Dankadresse zusandten.

Auch im Palaste hatte man die Vorsteher der Parsen kühl empfangen; es gab jetzt anderes zu tun. Man hatte diesmal auch von der Besetzung der Teile des Parsenviertels abgesehen, die in die Oberstadt aufstiegen; der Druck des Demos schien zu stark. Dagegen hatte der Prokonsul die Umgebung des Palastes, die Truppenlager und Magazine, das Energeion und andere Stützpunkte abgesperrt. Er zeigte Panzer im ganzen Stadtgelände und hielt den Luftraum

frei. Als gegen Mittag der Landvogt die Volkswehr aufrief, stieg über dem Palast der Wimpel hoch, der den Belagerungszustand verkündete. Doch zeigte sich deutlich, daß die Volksstimmung dem Prokonsul feindlich war. Die Truppen dagegen waren in seiner Hand. Die öffentlichen Dienste drohten die Arbeit einzustellen — das blieb bedeutungslos, solange das Energeion gesichert war. Kriegsschüler und technische Truppen hielten es stark besetzt. Um zwei Uhr ließ der Chef für dreißig Sekunden die Strahlung ausfallen. Man sah die Flugzeuge wie Drachen, die an einer Leine gezogen werden, zum Gleitflug übergehen. Das feine Summen, das die Stadt erfüllte, verstummte; dann sprangen mit anachronistischem Getöse die Hilfsmaschinen an. Der »Volksfreund« zählte in einer Sondernummer die Schäden auf, die dieses Intermezzo verursacht hatte — Zusammenstöße, mißglückte Operationen in den Krankenhäusern, Abstürze und ähnliches.

Die beiden Machthaber hatten sich wie Tiere in ihre Höhlen zurückgezogen und tasteten sich ab. Es war kein Zweifel, daß der eine politisch und moralisch, der andere militärisch und technisch überlegen war. In diesem Machtspiel glichen die Parsen einem Knochen, der dem Pöbel anheimgegeben war. Kein Schutzherr nahm sich ihrer an. Noch waren die Verhandlungen nicht abgebrochen; es herrschte ein reger Austausch zwischen dem Zentralamt und dem Palast. Auch trafen sich Mittelsmänner bei den Mauretaniern in der Allée des Flamboyants.

Kurz nach zehn Uhr war »Drohender Alarm« befohlen; das Vorzimmer war überfüllt. Der Chef ließ die Befehle teils nach mündlichem Vortrag, teils telefonisch abfließen. Dagegen hatte der Prokonsul sich erst für den Nachmittag angesagt. Er wartete mit Ortner auf das Erblühen der Victoria devonica, die sich in seinen überdeckten Teichen entfaltete und von der seit Wochen an seinem Tisch gesprochen worden war. Seitdem Taubenheimer die Theorie vom gene-

tischen Nullpunkt entwickelt hatte, ließ sich die Züchtung in jeder Richtung beschleunigen.

Lucius hielt sich, die Nachrichten verfolgend, im Büro bereit. Die angeregte Stimmung, die an solchen Tagen das Haus erfüllte, war spürbar, als ob sie sich durch die Mauern mitteilte.

Um zwölf Uhr öffnete Theresa die Tür und forderte ihn mit einem »Der Chef läßt bitten« zum Eintritt auf. Lucius folgte ihr und grüßte, während der General, in einem Telefonat begriffen, ihm zunickte. Wie immer stand ein Strauß frischer Blumen aus den Gärten des Pagos auf dem fast kahlen Tisch.

»Gut, Treskow, reichen Sie mir eine Kopie des Wisches auf dem Lichtweg ein. Er soll zum Gegenstand der Belehrung gemacht werden. Was mit den Agenten werden soll? Erschießen, innerhalb einer halben Stunde — ich setze die Standgerichte nicht zum Bridgespielen ein.«

Er legte den Hörer auf.

»Die Burschen werfen Flugblätter in die Kasernen. Wir dürfen diese Dinge nicht unterschätzen; sie wirken auf die Dauer doch, vor allem bei Rückschlägen. Soldaten werden nicht besser, wenn man sie in Reserve hält. Sie dürfen sich vor allem nicht langweilen. Wir müssen eine Reihe von Schlägen austeilen.«

»Sie wollten dabei an mich denken, Chef.«

Der General nickte.

»Halten Sie sich bereit, dem Toxikologischen Institut auf Castelmarino einen Besuch abzustatten. Ich lasse Ihnen freie Hand. Wir wollen noch einen eklatanten Übergriff abwarten, an dem es nicht mangeln wird. Dann machen wir Feuerwerk. Sievers soll Ihnen inzwischen eine Ausstattung bereitstellen. Ich kann das gleich erledigen.«

Er griff zum Phonophor. Es meldete sich eine schneidende Stimme:

»Hier Sievers, Oberfeuerwerker — zu Befehl.«

»Sievers, in diesen Tagen kommt Kommandant de Geer

zu Ihnen ins Arsenal und sucht sich eine Kommandoausrüstung aus. Führen Sie ihm Ihre Scherzartikel vor. Nein, Quittung erübrigt sich, nichts Schriftliches. Er muß auf eigene Faust handeln. Sie buchen die Entnahme als ›zu Versuchszwecken verbraucht‹.«

Er schirmte ab.

»Übrigens, alle Achtung vor der Berichterstattung — — ich sah den Burschen noch durch die Luft fliegen.«

Er deutete dabei auf den Permanentfilm gegenüber seinem Tisch, auf dem gerade die Eröffnung einer Trophäenschau im Klubhaus des Orion abrollte.

»Die schießen ein Zeug zusammen, bei dem man vorn und hinten nicht unterscheiden kann. Da ziehe ich eine solide Fuchsjagd vor.«

Er lachte. Dann, ernsthaft werdend:

»Ich habe einen unangenehmen Weg für Sie. Sie werden dem Landvogt im Namen des Fürsten kondolieren — Ordonnanzanzug. Möglicherweise kommen Sie mit einer Eintragung in die Besucherliste davon. Wenn Sie persönlich empfangen werden sollten, so lassen Sie sich nicht in Gespräche verwickeln, die vom Auftrag abführen. Das Personalamt wird Ihnen die Beglaubigung ausstellen. Bitte zwei Aktennoten — die eine für mich persönlich, die andere inflammabiliter. Noch eine Frage? Gut.«

Der Wagen hielt auf dem Innenhof; er trug die Kommandoflagge des Prokonsuls für die Fahrt. Mario fuhr, Costar saß neben ihm.

Sie fuhren aus dem Hauptportal, dessen Mittelflügel geöffnet war. Die Oberstadt lag friedlich, beinahe menschenleer. Dann kreuzten sie den Korso, der dicht bevölkert war. Ein Schwebepanzer patrouillierte schwerfällig wie ein stahlblauer Käfer zwischen dem Domplatz und dem Binnenhafen auf und ab. Er flog so niedrig, daß er den Strahl der hohen Fontänen schnitt und fast die Spitzen der Obelisken zu streifen schien. Der Wagen wurde hier und dort gegrüßt.

Auch in der Neustadt war viel Verkehr. Man sah schon Gruppen, die mit Säcken und Hausrat beladen waren, von der Plünderung zurückkehren. Unweit des Gerberplatzes war der Weg für alle Fahrzeuge gesperrt. Haustruppen des Landvogts riegelten ihn ab. Lucius erklärte dem Offizier, der dort die Aufsicht führte, daß er auf Durchfahrt bestehen müsse, und wies auf die Adlerflagge hin. Ein Melder wurde daraufhin mit dem Beglaubigungsschreiben an den Kommandanten des Zentralamts abgesandt. Es gab einen Aufenthalt.

Es war gut, daß die Wache in der Nähe stand. Die Massen, die die Straßen füllten, waren stark animiert. Man sah Betrunkene und ungesetzlich Bewaffnete. Lucius betrachtete die oft seltsamen Gegenstände, die sie mitführten. Selbst Kinder schleppten sich mit Beutestücken ab. Die Wachen lachten und sparten nicht mit Schwerzworten.

Der Wagen hielt ganz an der Seite, hart an dem Drahtzaun, der das öde Gelände westlich des Zentralamts abgrenzte. Als Lucius, um den Blick vom wüsten Treiben abzulenken, sich dorthin wandte, erschreckte ihn ein Bild, wie man es in den Träumen sieht. Der Platz war dicht von einer grauen Menge angefüllt. Es schien, als ob der Staub die Mienen und die Gewänder gespenstisch veränderte. Er stand wie eine Wolke über einem Pferch. Ein übler Dunst ging von dem Orte aus; Bremsen umschwirren ihn.

Die hellen Gewänder, wie sie die Parsen trugen, waren unkenntlich geworden, und nur die Kostis leuchteten. Die meisten standen, doch sah man andere, nach Atem ringend, am Boden ausgestreckt. Es fehlte an Wasser, man sah Verschmachtende, Verletzte, auch Frauen in Kindsnöten. Dazwischen tobten Volkswehrgarden wie die Rasenden. Das Leiden strahlte glühend von der Menge aus. Was Lucius am tiefsten dabei bestürzte, war der Umstand, daß die andere Menge, die diesseits des Drahtes lachte und tollte, das kaum wahrzunehmen schien. Das feine, fast unsichtbare Gitter trennte Lust und Leiden wie Licht und Schatten ab. So un-

gehört verhallen Schreie aus sinkenden Schiffen am menschenleeren Strand.

Lucius betrachtete die Gruppe, die dem Wagen, ihn fast berührend, am nächsten stand. Der Anblick war beängstigend. Aus den bestaubten Gesichtern leuchteten die weißen Augäpfel. Die Mienen waren wie durch einen Feuerstrahl versehrt.

Es war ihm, als ob er angerufen würde; er hörte seinen Namen leise, doch dringend, wie einen Funkruf, der sich wiederholt.

Die Stimme war flüsternd und doch höchst deutlich, wie eine Beschwörung durch Gedankenkraft. Auch war sie ihm bekannt. Sie kam von einer Frau, die sich mit beiden Händen an das Gitter geklammert hielt und so die Stellung einnahm, die als der »Große Notruf« bezeichnet wird. Es fiel ihm auf, daß sie sich inmitten des Tumultes eine Art von Frische erhalten hatte; die an den Schläfen hochgekämmte Frisur war noch intakt. Auch schlossen Rock und Bluse sich noch gefällig um die zierliche Gestalt. Doch war vorauszusehen, daß sie in Stunden sein würde wie die anderen. Das machte den Anblick fast noch trauriger. Lucius erkannte sie und hob die Hand zum Zeichen, daß er sie gehört hatte.

»Zurück vom Gitter, sonst gibts Pfeffer — verfluchtes Aasgeierpack!«

Ein riesenhafter Wächter tauchte in der Umzäunung auf. Die Menge wich wie ein Wirbel vor ihm zurück. In diesem Augenblick war auch der Melder zurückgekommen und gab die Einfahrt frei. Mario fuhr an. Lucius beugte sich vor und fragte:

»Costar, haben Sie die Frau gesehen, die eben am Gitter stand?«

»Ich habe sie gesehen, Kommandant. Es war Fräulein Peri, bei der ich die Bücher geholt habe.«

»Gut, Costar. Merken Sie sich die Umstände. Haben Sie Geld bei sich?«

»Es mögen dreihundert Goldpfund sein. Wir hatten noch keine Ausgaben.«

Der Wagen hielt, und Lucius stieg über die beflorte Treppe zur Zwingburg auf.

Die Stahlglasgänge waren eng und dumpfig; es roch nach Öl und Eisen und den Maschinen, die die Luft erneuerten. Der Aufenthalt in diesen Fluren sollte schrecken; die Wände spielten in fahlen Farben, und die Zerstäuber mangelten. Man hatte das Gefühl, daß tausend Ohren die Laute auffingen.

Lucius wurde zum Chef des Protokolls geführt. Dieser nahm die Beglaubigung mit großer Höflichkeit entgegen und ließ sie eintragen. Dann bat er Lucius, einen Augenblick zu warten, und kam zurück mit dem Bescheid:

»Der Landvogt empfängt Sie in persönlicher Audienz.«

Ein Fahrstuhl führte sie in große Tiefe; dort tat sich ein neues Gewirr von Gängen auf. Sie traten in einen Raum, in dem die Empfangsdame Stöße von eingelaufenen Adressen ordnete. Sie war sehr jung, fast ohne Hüften; das dunkle Haar war römisch geschnitten und in die Stirn gekämmt. Es schloß das bernsteinfarbige Gesicht wie die Umfassung einer Kamee ein. Die Wimpern waren lang und nächtlich, die Augen von violetten Schatten untermalt. In diesen Zügen paarten sich Erfahrung und Kindlichkeit — halb Lyzeistin, halb Pensionärin eines Salons von Benda-Street. Nachdem sie Lucius wohlgefällig gemustert hatte, führte sie ihn, sich wiegend, der Tür des Landvogts zu. Er spürte den Muskathauch. Sie sagte lässig:

»Der Kommandant de Geer.«

Der Raum war dunkler als das Vorzimmer; die Wände perlten in grauem Licht. Lucius hörte eine tiefe, melodische Stimme antworten. Sie war zugleich eindringlich und umflort, gleichsam in Wachs geschnitten und moduliert durch eine Unzahl von vertraulichen Verhandlungen. Doch war sie auch mächtig, und man fühlte, daß sie nicht nur im Kabinett bedeutend war. Es war die Stimme, die jeder kannte,

die Stimme, die in den Arenen die Massen beschworen und gebändigt hatte und dann begeistert zum Orkan. Sie glich den Schwingen der großen Vögel, die der Sturmwind schult. Es war die Stimme, die man an den Tagen der Leidenschaft auf jedem Platz, in jedem Hause hörte und die das Volk in seinen Tiefen erzittern ließ, als ob das Schicksal sich mit dem Wort verbündete. Und selbst im lässigen Gespräch war nicht zu überhören: ihr Träger kannte ihre Macht.

Wie anders klang dagegen die Stimme des Prokonsuls — ein wenig müde, liebenswürdig, nicht ohne Ironie. Er liebte das Schweigen, die Nuance, die knappe Andeutung. Die Leidenschaften, die Erregung, der Geist der Massen, ja selbst Begeisterung waren ihm verhaßt. Er war der Meinung, daß gutes Blut sich eher durch Witterung versteht als durch das Wort. Beim Vortrag, im Staatsrat wollte er Fakten und Argumente hören, kaum Meinungen. Dann traf er in wenigen Sätzen die Entscheidung, nach der zu handeln war. Als Feldherr gab er die Befehle flüssig; die Klarheit und Reihenfolge seiner Dispositionen war berühmt. In solchen Lagen war seine Sprache kühl und glänzend wie eine gute Klinge, die selten gezogen wird, jedoch unfehlbar trifft. Es schien, daß die Gefahr ihm leichtere und freiere Gedanken gab — die Übersicht des Steuermannes, der das Ruder führt. In diesen Stunden wuchs er, der sich sonst leicht gebeugt hielt, auch körperlich, und große Sicherheit ging von ihm aus. Er hielt es mit den Institutionen, dem Staat, dem Heer, der Kirche, der wohlgegliederten Gesellschaft und den Familien aus dem Burgenland. In diesem Rahmen war er auf das Wort nicht angewiesen, denn man gehorchte auch seinem Wink. Dem Landvogt war das Wort das elementare Mittel, der Feuerstoff, aus dem sich die Politik gebiert. Das sprach sich auch in der Stimme aus. Sie unterschied die beiden Geister, von denen der eine ganz Form, der andere ganz Wille war.

Die Stimme sprach:

»Gut, Sonja, laß uns allein, mein Kind. Ich möchte nicht gestört werden.«

Die junge Pantherkatze mit den schmalen Hüften ließ Lucius bei dem alten und fett gewordenen Jaguar zurück. Es wurde heller; der Landvogt hatte das Licht verstärkt.

»Setzen Sie sich doch bitte, Kommandant.«

Lucius blieb zunächst stehen und trug, den Helm im linken Arme, die Formel, die der Chef entworfen hatte, vor. Zu seiner Bestürzung habe der Fürst den schweren Verlust erfahren, von dem der Landvogt und sein Amt so jäh betroffen seien. Man möge seiner Teilnahme sicher sein. Er hoffe auf gerechte Bestrafung der Schuldigen und werde zu ihrer Ermittlung beitragen. Auch könne man auf ihn rechnen in allem, was die Aufrechterhaltung der Ordnung angehe.

Es war dem Chef daran gelegen, daß sich der Prokonsul von dem Ereignis absetzte. Auf diese Weise wurde der Landvogt in seiner Propaganda eingeschränkt. Freilich gab er im Vorfeld die Parsen preis. Seine Erklärung mußte daher dem Landvogt halb angenehm, halb mißlich sein. Man hatte wohl gehofft, daß der Prokonsul diese Außenstellung halten würde, die günstig zum Angriff war.

Lucius sah sich im Raume um. Außer der Tür, durch die er eingetreten war, gab es noch eine zweite, vor der ein schwerer Vorhang hing. Sie führte wohl zum Schlafgemach. Der Permanentfilm war abgestellt. Er nahm die Längswand ein und war in eine Reihe von Feldern abgeteilt. Es hieß, daß eine dieser Flächen es dem Landvogt möglich mache, jeden seiner Gefangenen in jedem Augenblick zu sehen. Er brauchte also nicht wie Ludwig XI. in die Oublietten hinabzusteigen, wenn ihn diese Lust anwandelte.

Ein langes und niedriges Büffet war dicht mit Torten, Likören, Früchten und Konfekt bestellt. Die Vorliebe des Landvogts für schweren Kaffee und Süßigkeiten war bekannt. Darüber hingen in schmalen Rahmen die Bilder der schönsten Frauen von Heliopolis. Sie waren an den Wandstrom angeschlossen, luminiszent, wie Puppen, die bald schliefen, bald lächelten und bald wie in der Umarmung zit-

terten. Zu dem Programm der Lebensfreude, das der Landvogt entwickelt hatte, gehörte die Wahl der Schönheitskönigin, die nicht nur Herrscherin im Reich der Mode, sondern zugleich Maîtresse en titre war. Sie präsidierte den Blumen- und Winzerfesten, und man schlug Münzen auf sie in ihrem Jahr. Den Wahlen gingen Gefechte der Galanterie voraus.

Der Landvogt lag bequem in einem Sessel ausgestreckt. Nach seiner Gewohnheit trug er einen hellen Anzug von halbmilitärischem Schnitt. Obwohl die Luft gekühlt war, zeichneten sich unter seinen Achseln zwei dunkle Halbmonde ab. Das lange Haar hing ihm tief in die Stirne; in seinen blauen Schimmer war eine weiße Strähne eingefärbt. Er war unmäßig dick. Die fetten Schenkel waren weit geöffnet; das Kinn stieg wie ein dreifacher Schleier aus dem weiten Kragen auf. Die Augenlider fielen schwer herab; er hielt daher den Kopf, um Lucius zu betrachten, zurückgelehnt. Ein falsches Wohlwollen schimmerte auf seinen Zügen und große Sicherheit. Spuren von Schönheit hatten sich in dem Gesicht erhalten, ein stolzer Schimmer der Titanenmacht. Er war breitschultrig und von mittlerer Größe; ein dunkles Muttermal hob sich in Halbmondform von seiner linken Wange ab. Die dicke grüne Zigarre fehlte selten; auch jetzt stand eine Kiste auf dem Mahagonitisch. Daneben lag ein Bändchen in rotem Halbfranz: »Die Abenteuer des Abbé Fanfreluche«. Man fühlte vor diesem Bilde eine Mischung von Wohlbehagen und Beängstigung und hätte sich nicht gewundert, als Unterschrift zu lesen: »Senhor N. N., Zuckerrohrkönig aus Kubas bester Zeit.«

Das also war der Mann, dem die Bevölkerung fanatisch anhing und dessen Erscheinen Jubelstürme begleiteten. Die volle Macht, die Breite der unverhohlen animalisch geführten Existenz ging von ihm aus. Er nahm wie ein Missouri seine Bahn. Die Polizei mit ihren rationalen Methoden und Registraturen langweilte ihn. Sie war von ihm abhängig; er war der Pol, der ihren Recherchen Sinn verlieh.

Er liebte die Arbeit nicht. Er liebte den Genuß und seine Pracht. Er kannte die ungeheure Macht des Menschen, der Blut vergossen hat. Immer war diese Witterung um ihn, erhöhte seine Herrlichkeit. Und seltsam war, daß er dabei als gütig galt. Der Nimbus der Güte haftete ihm an und teilte sich seinen Taten mit. Auch jetzt, wo er die Parsen vernichtete, hieß es, daß er zu milde sei.

Merkwürdig blieb, wie der Demos auf solche Götter verfallen konnte, wenn auch der Weg zu ihnen folgerichtig war. Serner hatte ihn gut geschildert in seiner Studie über die Entwicklung des Tribunats. Da gab es zunächst die Theoretiker und Utopisten, in Arbeitszellen lebend, streng, logisch und meist gerecht, sich mit der Zukunft der Unterdrückten und ihrem Glück beschäftigend. Sie brachten den Massen Licht. Dann kamen die Praktiker, die Sieger in den Bürgerkriegen und Titanen neuer Zeitalter, Aurorens Lieblinge. In ihrem Wirken kulminierte und scheiterte die Utopie. Man sah, daß sie das ideale Antriebsmittel gewesen war. Es wurde deutlich, daß man die Welt verändern konnte, doch nicht den Grund, auf dem sie ruht. Dann folgten reine Machthaber. Sie schmiedeten den Massen das neue, fürchterliche Joch. Die Technik unterstützte sie dabei auf eine Weise, die auch die kühnsten Träume der alten Tyrannen übertraf. Die alten Mittel kehrten mit neuen Namen wieder — die Folter, die Leibeigenschaft, die Sklaverei. Enttäuschung und Verzweiflung breiteten sich aus, ein tiefer Ekel an allen Phrasen und Winkelzügen der Politik. Das war der Punkt, an dem der Geist sich zu den Kulten zurückwandte, an dem die Sekten blühten und man sich in kleinen Kreisen und Eliten den schönen Künsten, der Überlieferung und den Genüssen widmete. Demgegenüber fielen die großen Massen ab. Nun tauchten diese Kalibane auf, in denen die Masse sogleich Verkörperungen und Idole des Animalischen erkannte, das ihr geblieben war. Sie liebte sie in ihrem Prunk, in ihrem Übermut, in ihrer Unersättlichkeit. Die Kunst, vor allem das Lichtspiel und die große Oper, berei-

tete das Klima für die Entfaltung dieser Typen vor. Zuletzt gab es nichts Abgeschmacktes, nichts Schamloses, nichts Fürchterliches mehr, das nicht orkanisch begeisterte. Während die vorletzte Garnitur sich noch im Inneren ihrer Residenzen und abgeschlossenen Villegiaturen dem Luxus, dem Laster, der Schwelgerei ergeben hatte, trug diese letzte das alles auf die Märkte und offenen Plätze, dem Volk zum Schauspiel und zum Augenschmaus. Sie hatte die Quellen der Popularität entdeckt.

Erstaunlich blieb, daß dieses gleiche Volk dem ererbten Anspruch gegenüber höchst kritisch, ja puritanisch geblieben war. Ein Mann zu Pferd, im schlichten Rocke über den Korso reitend, wurde für arroganter angesehen als jener, der mit hundert Pferdekräften in seiner Luxuslimousine vorüberglitt. Die Mauretanier hatten diesen Gegensatz studiert und hielten die Entrüstung, gleichviel in welcher Form und Richtung, für antiquiert. Sie abzutöten, war eins der ersten Ziele ihrer Exerzitien. Sowie sie das Noviziat durchschritten hatten, sah man ein Lächeln auf ihren Zügen, das sie nie verließ. Dem folgte später und in den höheren Graden der unbewegte Blick.

Jedoch erfordert die Gerechtigkeit, zu sagen, daß mit dem Auftreten von Typen wie der des Landvogts und in gewissem Sinne auch Dom Pedros sich die Lage der Massen bedeutend gebessert hatte, wenn man sie mit der Herrschaft der fürchterlichen Diktatoren der reinen Arbeitswelt verglich. Gewiß, die Ohnmacht war geblieben, die Menschenrechte waren nicht wiederhergestellt. Es fehlten aber die grauen Arbeitsheere, die bald das Heulen der Sirenen und bald der Donner der Kanonen an ihre Plätze rief. Es waren satte Hierarchien auf sie gefolgt. Man hatte die private Sphäre wiederhergestellt; es gab sogar ein wenig Überfluß für alle, bei großem Reichtum der wenigen. Das war wie Blumen, die man um Gitter zieht. Die Bürokratien hatten sich, wie im Punktamt und im Zentralarchiv, zu intelligenten und fast unsichtbaren Registraturen umgebildet, freilich mit

Ausnahme der Polizei. Dazu kam, daß die Strahlungstechnik die großen Industriereviere zersplittert hatte und Kraft an jedem Punkt ermöglichte. Auf diese Weise hatten sich einerseits im Energeion als in der zentralen Kraftmaschine und andererseits in zahllosen Werk- und Motorenzellen Staats- und privates Eigentum wohltätig abgegrenzt. Man abonnierte Kraft, doch blieb man Herr der Güter und Produkte, wie das auch in den beiden Währungen zum Ausdruck kam. Auch war an dieses Kraftmonopol die Steuer angeschlossen — das machte die Abgaben unsichtbar. Auf diese Weise war manches von den phäakenhaften Plänen des Bergrats bereits im Keime vorgeformt. In solcher Lage ging es im Machtkampf weniger um Theorien als um Profile; er wurde primitiver und bildhafter geführt.

Als Lucius seine Botschaft vorgetragen hatte, nahm er dem Landvogt gegenüber Platz. Er stützte die Hände auf den Degenknauf. Im übrigen war es wohl sicher, daß man ihn beim Chef des Protokolls auf Waffen durchleuchtet hatte und ihn auch jetzt beobachtete. Die schönen Frauen lächelten an der Wand. Der Permanentfilm spielte jetzt lautlos auf mehreren Flächen — man sah die Massen, die immer noch am Katafalk vorüberdefilierten, und die Lager, in denen man die Verdächtigen zusammentrieb.

Der Landvogt sah Lucius wohlwollend an.

»Versichern Sie den Fürsten meines Dankes für seine Anteilnahme, Kommandant. Wir kennen seine Gefühle ...«

Hier machte er eine Pause, während seine Augen sich belebten, und fügte dann hinzu:

»... und teilen sie.«

Er liebte die vexierbildhaften Wendungen, die diese oder jene Lesart zuließen. Hier wollte er wohl durchblicken lassen, daß er den taktischen Charakter des Besuches würdigte, und vielleicht ferner, daß der Tod von Messer Grande ihm nicht unwillkommen war. Das Attentat bot ihm nicht nur einen guten Anlaß zur Machtentfaltung, sondern er schätzte

auch den Wechsel in seiner hohen Bürokratie. Unfälle dieser Art enthoben ihn der Säuberung. Es konnte nichts schaden, wenn man im Palaste wußte, daß derartiges ihn stärkte, nicht erschütterte. Er nickte betrübt:

»Ein harter Verlust für uns, für alle überhaupt. Es wird schwer sein, das Volk in seiner gerechten Entrüstung zu besänftigen.«

Er nahm sich eine neue Zigarre und schob auch Lucius das Kästchen zu.

»Nichtraucher? Das ist schade. Ich stelle Ihnen den Zerstäuber an. Was sagen Sie zu meinem Gefechtsstand, Kommandant?«

»Man hat den Eindruck, daß sich Komfort und Sicherheit auf ideale Weise vereinigen.«

Der Landvogt nickte. Sein Wohlwollen verstärkte sich. Hinter dem Vorhang rief eine Kuckucksuhr die Stunde aus.

»Freilich ein wenig eng — ein Boudoir in einem Panzerschiff. Mais je ne boude pas là-dedans.«

Er lachte schallend, jovial und schlug behaglich auf die »Abenteuer des Abbé Fanfreluche.« Dann fragte er:

»Ist der Prokonsul zurückgekehrt?«

»Er hält sich noch in seinen Gärten auf.«

Lucius bemerkte, daß ein Schatten über die Züge des Landvogts glitt. Er hatte wohl erwartet, daß der Fürst sich eilends in den Palast begab. In diesem Säumen lag ein Zug des großen Herrn. Wer wußte, ob es Schwäche oder Stärke war? Auf alle Fälle lag Nichtachtung darin.

Der Landvogt stellte den Zerstäuber ab, zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei. Das Lächeln der schönen Frauen an der Wand erstarrte und nahm einen maskenhaften Ausdruck an. Lucius erhob sich und verbeugte sich. Der Landvogt nickte ihm gravitätisch zu. Sonja trat ein und führte ihn hinaus.

Zum Chef des Protokolls zurückgekehrt, erkundigte sich Lucius, ob schon ein Nachfolger für Messer Grande im

Amte sei. Diesem, einem der Knabenfreunde von ungemeiner Höflichkeit, wie sie der Landvogt für seinen Außendienst bevorzugte, war darüber noch nichts bekannt.

»Ich hätte gern anläßlich des Besuches noch eine Angelegenheit erledigt, die Polizeifragen betrifft.«

»Va bene, falls sie nicht grundsätzlichen Charakter trägt. Sonst müßten Sie nach der Ernennung wieder vorsprechen.«

Lucius zögerte.

»Es handelt sich um eine Parsenangelegenheit.«

»In diesem Falle hat es keine Schwierigkeit. Ich lasse Sie zum Doktor Becker führen, dem Fachleiter, und melde Sie inzwischen an.«

Er wurde durch ein neues Gewirr von Gängen in ein Büro geführt, dessen Türe ein Schildchen: »DR. THOMAS BECKER, Abteilung Fremdvölker«, bezeichnete. Der Raum war schmal; ein großer Schreibtisch, den Stöße von Zeitschriften bedeckten, ließ nur einen Umgang frei. Die Wände waren von eingelassenen Regalen ausgefüllt. In einer Ecke stand ein altertümliches Grammophon. In den Regalen waren in musealer Ordnung Geräte und Waffen aufgereiht. Wie Kinderspielzeug waren Dinge aus Holz, aus Stein, aus Bronze, aus Knochen und Elfenbein auf Büchern und Briefschaften verstreut. Sie teilten dem Raume eine starke Strahlung mit.

Man hatte den Eindruck, in das stille Arbeitszimmer eines Ethnologen einzutreten, der sich mit seinen Neigungen beschäftigte. Doch schien das Wesen dieser fremden und fetischhaften Dinge beängstigend, und nicht nur deshalb, weil das Spielzeug magisch war. Man fühlte auch, daß eine scharfe Intelligenz sich in ihm spiegelte. Der Ort glich einer Schädelstätte, denn es gehörte offenbar zur Spezialität des Doktor Becker, Köpfe zu sammeln, wie man sie in den verschiedensten Regionen zu Kriegstrophäen oder zu Idolen des Ahnenkultes präpariert. Mumifizierte und ausgebleichte Köpfe waren mit Schmucklinien und bunten Steinen kunstvoll verziert. Bei manchen waren die Augenhöhlen mit Mu-

scheln und Perlmuttscheiben ausgelegt. In einer Ecke hing ein Bündel der lebensechten Köpfchen aus dem Amazonasbecken; sie waren an den Haaren eingeflochten wie Zwiebeln am dürren Laub.

Lucius empfand ein Frösteln in diesem Kopfjägerkabinett. Er fühlte sich an einem Orte, an dem die Wissenschaft ganz unverhüllt gefährlich wurde — zum Mittel der Polizei. Die strengen Linien des Punktamts formten sich hier zu Haken und Schlingen um. Das »Wissen ist Macht« des alten Francis Bacon hatte sich vereinfacht zum »Wissen ist Mord«.

Auch war die Ruhe nur scheinbar in diesem Raum. Der Doktor Becker schien in einer Art Bilanz begriffen; Stöße gelochter Karten, auf die er mit roter Tinte kleine Zeichen setzte, häuften sich vor seinem Arbeitsplatz. Er blickte auf wie jemand, der in Eile ist, und wies auf einen zweiten Sessel hin.

Lucius setzte sich und blickte den Gelehrten an, der lässig in seine graue Uniform gekleidet war, die eher einem Hausrock glich. Der schmale, hochgewölbte Schädel mit dem Kranz von roten Haaren und die blauen Augen, die sich scharf konzentrierten, waren ihm bekannt. Das traf sich günstiger als gehofft.

»Ich hatte neulich das Vergnügen, der Unterhaltung zuzuhören, die Sie mit Professor Orelli über eine sonderbare Insel führten, von der er berichtete.«

Der Doktor beschwerte sorgfältig seine Karten mit einem der geschnitzten Knochen und nickte:

»Ja, ich entsinne mich. Sie frühstückten im »Blauen Aviso« mit uns am Tisch. Die Fahrten sind immer angenehm. Es klingt noch etwas Hesperidenstimmung nach.«

Er fügte, als ob er sich distanzieren müsse, hinzu:

»Orelli ist ein alter Studienfreund und Kommilitone von der Neo-Borussia.«

Er deutete dabei auf das Bändchen, das unter seinem Uniformrock sichtbar war. Dann fuhr er fort:

»Wir schätzen seine Forschungsberichte, die stets anre-

gend, wenngleich der wissenschaftlichen Kontrolle bedürftig sind.«

Das war ein Seitenhieb auf die Akademie.

»Sie werden in der letzten Zeit sogar ein wenig wunderlich. Dies Lacertosa erinnert an Orte wie Atlantis oder Haithabu, die von müßigen Köpfen erfunden sind und Ballast in die Arbeit einführen. Und das ist noch die beste Auslegung, wenn man nicht die Frage nach dem cui bono stellen will. Darauf begründet sich kein Ruf.«

Er spielte mit einem Walroßzahn, in den Figuren eingeschnitten waren, und brummte:

»Ich möchte, unter uns gesagt, bezweifeln, ob es ein solches Nest im Universum je gegeben hat. Diesseits der Hesperiden sicher nicht.«

Das war ein Ausfall auf das Burgenland. Die Unterhaltung ließ sich mißlich an. Es trat ein Schweigen ein. Dann sagte Lucius, um eine Diversion zu machen:

»Der da sieht böse aus.«

Er deutete dabei auf einen Schädel, in dessen Dach ein großes Loch gebrochen war.

»Der da?«

Der Doktor musterte die rote Ziffer, die auf das weiße Bein geschrieben war.

»Er stammt von einem Parsenfriedhof am Pagosrand. Ein typisches Stück — so hacken die Geier zu, um sich des Hirnes zu bemächtigen.«

Der Anblick machte ihn gesprächig, berührte seine Kompetenz.

»Sie müßten meinen Film darüber sehen. Zuerst kommt eine kleine Art von Raben, um sich mit den Augen zu beschäftigen. Dann schweben Bart- und Kappengeier an, als Vorschneider. Sie müssen den Königsgeiern weichen, den Fürsten des Aases, die sich der edlen Eingeweide bemächtigen. Und endlich folgt das Gewimmel der Urubus, Harpyen und minderen Kröpfer, die die Tafel beendigen. So ein Kadaver ist im Nu verschmaust. Das ist schon sehenswert.«

Er stellte den Schädel zu den anderen.

»Man sagt, daß eine besondere Mantik damit verbunden sei. Die Priester schauen aus einem Türmchen der Mahlzeit zu und schließen auf die Moralität des Toten, je nachdem, ob das rechte oder das linke Auge zuerst in Angriff genommen wird.«

Er seufzte.

»Ein böses Volk. Ein alter Abschaum des Orients, den Aasgestank umgibt. Feige, heimtückisch und von großer Verschlagenheit. Doch womit kann ich Ihnen dienen, Kommandant?«

Lucius setzte sich zurecht.

»Herr Doktor, ich komme mit einem Anliegen, das die Verhaftungen betrifft. Einer der Festgenommenen ist dem Palast besonders attachiert. Ich meine Antonio Peri, den Maroquinier, der in der Mithrastraße wohnt. Ein stiller Mann, wir schätzen ihn als Handwerker. Er bindet seit vielen Jahren für den Prokonsul ein. Es sind noch wertvolle Manuskripte in seiner Hand. Sein Schicksal liegt mir am Herzen; man sollte ihn auf freien Fuß setzen. Ich halte das für unbedenklich und leiste Bürgschaft für ihn und seine Familie.«

Die Stirn des Doktor Becker bewölkte sich. Er sah Lucius mit seinem persekutorischen Blicke an und neigte mißbilligend den Kopf:

»Nach jedem Zugriff häufen sich Gesuche und Reklamationen dieser Art. Es gibt schließlich auch nichtparsische Buchbinder in Heliopolis, die ausgezeichnet arbeiten. Meinen Sie denn, daß dem Prokonsul persönlich an diesem Peri gelegen ist?«

»Darüber eine Erklärung abzugeben, bin ich nicht befugt. Ich bitte Sie, das Gespräch als ein privates anzusehen.«

Der Doktor überlegte und stand dann auf.

»Gedulden Sie sich einen Augenblick. Ich hole die Akte aus der Registratur.«

Er ging hinaus, Lucius im Beinhaus zurücklassend. Die

Stille war lastend; man hörte das Summen des Entlüfters an der Wand. Es schien, als ob es für den Bruchteil einer Sekunde durch einen zarten Anschlag unterbrochen würde — als ob sich Wimpern öffneten. Lucius lächelte. Die Technik des Doktor Becker war noch ein wenig mangelhaft.

Dann öffnete sich die Tür, und Becker kam mit dem Dossier zurück. Er schlug es auf, um einen Vordruck zu studieren, von dessen Eintragungen manche bereits verblaßt waren. Er nahm jetzt einen reinen Polizeiton an:

»Peri, Antonio, verwitwet, dreiundsechzig Jahr alt, Besitzer des Hauses Mithrastraße 10. Buchbinder, Vergolder und Händler in Luxuslederwaren, altparsische Familie, seit Generationen in Heliopolis.«

Hier schien er einige Eintragungen, als nicht für Lucius bestimmt, zu übergehen, und las dann eine zweite Sparte vor:

»Peri, Budur, fünfundzwanzig Jahre alt. Nichte des vorigen. Tochter des Marzban Peri und seiner Frau Birgit, geborene Thorstenson aus Hammerfest. Halbparsin, ledig, Germanistin, hat bei Professor Fernkorn promoviert.«

Er blickte auf und zuckte die Achseln:

»Ich fürchte, hier kann ich Ihnen nicht behilflich sein. Hinsichtlich des Alten auf keinen Fall. Auch was die Nichte angeht, ist sachlich kaum eine Handhabe gegeben — Halbparsin, aber trägt den Kosti noch.«

Er schien zu zögern und fragte dann:

»Vorausgesetzt, daß Ihnen nicht persönlich daran gelegen ist?«

Lucius fühlte das Unziemliche der Anspielung. Er hatte Lust, sich zu erheben, doch sah er ganz in der Nähe den fürchterlichen Ort, an dem ein Mensch, der auf ihn hoffte, schmachtete. Da hieß es, die Augen schließen oder mit den Wölfen heulen; mit weißer Weste kam hier keiner davon. Er zwang sich zu einem Augurenlächeln:

»Nun, Herr Doktor —«

Seine Verlegenheit schien den alten Borussen zu erfreuen.

Wie alle Polizisten hegte er vor den Offizieren des Prokonsuls eine mit Haß gemischte Bewunderung. Er rieb sich die Hände:

»Gewiß doch. Das ändert den Tatbestand — das heißt, es macht ihn verständlicher. In solchen Fällen lassen sich Ausnahmen entschuldigen. Auch trifft es sich günstig, daß die Mithrastraße zur Oberstadt gehört und uns gewissermaßen nur überlassen ist.«

Er klingelte. Ein Schreiber in abgewetztem Kittel streckte den Kopf aus der Registratur. Becker gab ihm die Karte aus dem Dossier.

»Büter, stellen Sie mir auf diesen Namen eine Haftentlassung aus — oder nein, nehmen Sie besser einen Vorführungsbefehl.«

Er wandte sich an Lucius:

»Das ist wohl sicherer. Wir garantieren natürlich nur für freien Austritt aus dem Lager, nicht aber für das Geleit. Die Stimmung in der Stadt ist immer noch unberechenbar.«

Lucius bedankte sich und nahm den Ausweis, nachdem Becker ihn unterschrieben und gestempelt hatte, in Empfang. Er verabschiedete sich förmlich; er hatte sein Ziel erreicht, doch hatte er Motive vorspiegeln müssen, wie man sie in den Höhlen der Kopfjäger billigte. Die Lage war neu für einen Burgenländer; die Ohnmacht hatte ihn gestreift.

Der Doktor Becker dagegen blieb höchst aufgeräumt im Schädelkabinett zurück.

»Schau, schau, die Halbgötter.«

Er sagte das halb im Selbstgespräch, halb zu dem Schreiber, der seine Befehle erwartete. Dann gab er ihm den Auftrag, das Phonogramm der Unterhaltung aufzunehmen, und ließ als erste Eintragung hinzufügen:

»Der Kommandant de Geer gehört dem engsten Kreise des Prokonsuls an. Zur weiteren Beobachtung wird ein Agent bestimmt. Die Abhörstelle ist zu verständigen. Auch dürfte sich empfehlen, den Antonio Peri in besondere Behandlung zu überführen; die Akten weisen ihn als des

Rauschgifthandels verdächtig aus. Ich schlage das Institut auf Castelmarino vor.«

»Costar, ist alles klar?«

»Verlassen Sie sich auf mich, Kommandant.«

Sie waren in den Palast zurückgekehrt. Das Parsenviertel brannte jetzt lichterloh. Man hörte die Sprengungen der Heiligtümer und Bethäuser. Costar war eingehend instruiert. Er sollte einen geschlossenen Wagen nehmen und bei der Lagerwache vorfahren. Dort mußte er den Ausweis des Doktor Becker vorzeigen. Man würde ihm die Gefangene ausliefern. Er würde mit ihr zum Flugplatz oder zum Hafen fahren, je nach den Verbindungen. Lucius gab ihm eine der Einheitskarten des Energeion für weite Strecken mit, zugleich den Brief, in dem er Budur Peri seinem hesperischen Agenten anempfahl.

»Und lassen Sie Fräulein Peri nicht aus den Augen, bis sie abgefahren ist.«

Ein neuer Donner, dem Explosionen folgten, erschütterte die Luft.

»Vergessen Sie den Brief nicht, Costar. Und sollte Unerwartetes eintreten, so ermächtige ich Sie zu allem, was zur Sicherheit von Fräulein Peri beitragen kann. Ich stelle sie unter Ihren Schutz.«

»Zu Ihrem Befehl, Kommandant. Ich werde, wenn es nottut, von der Waffe Gebrauch machen.«

Er grüßte und ließ Lucius allein.

»Er ist ein wenig schwerfällig. Ich hätte vielleicht doch Mario schicken sollen — aber Costar ist sicherer.«

Er dachte noch einmal an die fürchterliche Stätte, den Staub, die Todesangst, den Schweiß. Ein Gelehrter wie Becker stellte den Schädelindex fest und verwandte ihn als Waffe zum Massenmord. Da waren die Wölfe noch vorzuziehen. Ihr Blutdurst erlosch doch mit der Sättigung. Freilich, die Schafe traten sich gegenseitig tot. Er suchte diese Bilder zu verscheuchen und schloß sich ein, um die Berichte

abzufassen, die der Chef mit Ungeduld erwartete. Die Unterredung mit Becker ließ er darin aus.

Der Nachmittag verlief in Hochspannung. In der Umgebung des Energeions wurden Insurgenten festgestellt. Die Kriegsschüler zerstreuten sie mit Gewalt. Am Rande der Oberstadt gerieten die Truppen mit einem Demonstrationszug ins Gefecht. Die Massen wurden aus Schwebepanzern mit Flammenwürfen in ihre Schlupfwinkel gescheucht. Sie setzten sich in der unteren Altstadt, am Hafen und in der Freiheit fest. Die Neustadt jenseits des Korso wurde unkontrollierbar; Volkswehr und Polizei verstärkten die Zugänge. Von dort aus wurde auch zuerst Geschütz in Anwendung gebracht. Ein Schwebepanzer stürzte brennend ab. Der Chef ließ daraufhin für diesen Sektor die Strahlung ausfallen. Es hieß, daß in den Lagern die Parsen in Masse liquidiert wurden. Die Plünderungen dehnten sich auf die Villenviertel aus. Der Chef erteilte den Kommandeuren standrechtliche Gewalt.

Am Abend schien es, als wäre der Machtkampf, der mit der Vernichtung eines der beiden Gegner enden mußte, unvermeidlich geworden; der Fürst war eingetroffen, und über dem Palast und dem Zentralamt flatterten im Schein der Brände die Gefechtswimpel. Der Korso als die große Mittelachse, die Alt- und Neustadt trennte, war menschenleer. Zu beiden Seiten und in seiner ganzen Länge marschierten die Kräfte auf. Ein großes Gemetzel kündete sich an.

Inzwischen verhandelte man in den Räumen der Mauretanier, Allée des Flamboyants. Beide Parteien waren durch das Attentat in größere Aktionen hineingezogen, als sie beabsichtigten. Am Austrag, der die Stadt vernichten mußte, konnte ihnen nicht gelegen sein. Der Fürst war ohne Zweifel militärisch stärker, doch stand ihm das Abenteuer der Diktatur bevor. Der Landvogt hielt es für besser, das Machtgefüge des Gegners auf kalte Weise zu untergraben wie bisher. Der Weg war sicherer.

So kam es bei den Mauretaniern in später Stunde zur

Einigung. Bei diesen kühlen Rechnern glichen sich die Leidenschaften ab. Die Ruhe wurde wiederhergestellt; die Truppen rückten in ihre Unterkünfte ein. Man setzte eine Lesart für die öffentliche Meinung auf und zog die Wimpel ein. Der Landvogt und der Prokonsul sprachen ihr Bedauern über die Übergriffe aus. Um Mitternacht wurden die Unterschriften ausgetauscht. Ein Imbiß mit Weinen aus dem Keller der Mauretanier schloß sich an. Sie waren zufrieden; ihr »Semper victrix« hatte sich auch bei dieser Gelegenheit bewährt.

Lucius kehrte spät zurück. Er war noch etliche Male zum Chef gerufen und in besonderen Missionen entsandt worden. Dann hatte er die Befehle für die Teilnahme der Kriegsschüler an der Säuberung der in der Nähe des Energeions gelegenen Pagosschluchten entworfen und vorgelegt. Die jungen Krieger hatten sich gut gehalten an diesem Tag. Die Pausen waren durch Phonophor- und Telefongespräche ausgefüllt.

In der Volière traf er Mario, der ihn im Vorzimmer erwartete. Er hatte ihn im Lauf des Nachmittags zu einer Reihe von Klienten ausgesandt, um sich nach deren Ergehen zu erkundigen. Sie alle, darunter auch Melitta, waren in Sicherheit. Die Wohnung Antonio Peris war geplündert, doch unzerstört. Mario schien seltsam aufgeregt, beinah berauscht. Doch war das bei dem Trubel, der in der Stadt und im Palaste herrschte, kaum verwunderlich. Nachdem er berichtet hatte, erbat er noch für eine persönliche Angelegenheit Gehör.

»Zu dieser Stunde kann es sich nur um etwas Wichtiges handeln«, sagte Lucius.

»Wichtig gewiß: wir bitten um Ihr Fürwort zu einer Heiratsgenehmigung — Melitta und ich. Sie wartet draußen; wir haben uns verlobt.«

Lucius war überrascht, dann drückte er Mario die Hand.

»Ich freue mich, daß unser Kreis sich auf so angenehme Weise erweitern soll. Sie werden glücklich sein mit ihr. Pater

Foelix wird Ihnen das bestätigen. Er kennt sie von Kindheit an, hat sie getauft. Sie haben gut gewählt. Rufen Sie Ihre Braut und Donna Emilia herein; wir wollen auf Ihre Zukunft anstoßen.«

Mario zögerte.

»Es scheint, daß Sie noch etwas auf dem Herzen haben, Mario?«

»Ich habe mit Melitta mancherlei besprochen — sie hat mir auch von dem Ausflug nach Vinho del Mar erzählt.«

»Das ist auch richtig, Mario. Ich denke, daß es nichts gibt, was sie vor Ihnen zu verbergen hat.«

»Es handelt sich nicht darum, Kommandant. Auch war sie ja, bis sie mir ihr Wort gegeben hatte, frei.«

Sie reichten sich noch einmal die Hände, dann eilte Mario hinaus. Es war erstaunlich, wie sicher er den heiklen Punkt gemeistert hatte, zugleich mit Würde und Liberalität. Darin verriet sich die Lebensart des Volkes von Heliopolis. Ein Lehensmann aus dem Burgenlande wie Costar hätte an dergleichen nie gedacht.

Er kam zurück und führte Melitta, die festlich glühte, an der Hand. Donna Emilia trat hinter ihnen ein. Noch fiel von Süden der Schein der Brände in den Raum. Lucius füllte die Gläser; sie stießen an.

In diesem Augenblick trat Costar mit Budur Peri ein. Er war verletzt; ein roter Streifen zog sich von seiner Schläfe bis zum Kinn. Die Parsin schien höchst erschöpft; sie taumelte. Ihr Anblick bestürzte Lucius, der sie bereits auf hoher See vermutet hatte, und setzte ihn in große Verlegenheit.

Donna Emilia brachte eine Schüssel und wusch Costars Gesicht mit einem Schwamm. Sie waren in den Beschuß gekommen; ein Splitter hatte ihn gestreift. Dann labte sie die beiden mit dem Wein.

Costar berichtete. Er hatte am Eingang des Lagers, in dem die Ausmordung bereits begonnen hatte, den Ausweis des Doktor Becker vorgezeigt und ohne Schwierigkeiten die Entlassung der Gefangenen erreicht. Doch hatte er den Ein-

druck, daß sie in der Stadt verfolgt wurden. Sie hatten zunächst in Kreuz- und Querfahrten das Flugfeld aufgesucht. Doch war hier wie im Hafen der Verkehr gesperrt. Nur die Regierungsschiffe fuhren noch. Sie fanden den Zugang zu den Kais durch Polizei besetzt. Vor allem war es höchst gefährlich geworden, den Kosti zu zeigen, den abzulegen Budur Peri sich weigerte.

Am Korso waren sie in das Feuer geraten, das vom Zentralamt auf die Schwebepanzer gerichtet war. Der Fahrer hatte den Dienst verweigert; sie mußten aussteigen. Der Pöbel verfolgte sie und hatte sie verschiedentlich umringt. Es war Costar nur dadurch gelungen, ihn zu besänftigen, daß er den Vorführungsbefehl emporgehoben und die Parsin als Staatsgefangene erklärt hatte. Wie durch ein Wunder hatten sie den Palast erreicht, nach Lage der Dinge den einzig sicheren Ort.

Lucius hörte den Bericht mit steigendem Mißmut an. Er fragte, ob man sie am Eingang erkannt hätte. Costar verneinte das; er hatte Budur Peri, ohne im Trubel von der Wache bemerkt zu werden, über den Nebeneingang emporgeführt.

»Sie haben mich da in eine schöne Lage hineingebracht.«

»Ich suchte Ihre Befehle auszuführen, Kommandant. Sie hatten mir die Dame anvertraut.«

Die Antwort verstimmte Lucius kaum weniger als vorhin Beckers Anspielung. Die Lage war in jeder Hinsicht schief. Er schaute die beiden ratlos an. Die Parsin begann zu weinen, dann stand sie auf.

»Ich mache Ihnen Ungelegenheiten, Herr de Geer. Lassen Sie mich in das Lager zurückführen; das wird das beste sein. Auf alle Fälle bin ich Ihnen dankbar. Sie taten viel für mich.«

Donna Emilia umarmte sie. Melitta gesellte sich zu ihr. Sie streichelten die Weinende. Lucius errötete. Das Richtige war so einfach, so naheliegend, daß er sich schämte, nicht sogleich erkannt zu haben, was hier geboten war. Er sagte:

»Ich hatte Unrecht, auf meine Bequemlichkeit zu sehen. Verzeihen Sie mir. Sie von der Schwelle zu weisen, wäre schlimmer als Mord, es würde Feigheit sein. Costar hat recht gehandelt; ich danke ihm. Sie sind mein Gast, solange es Ihre Sicherheit erfordert; ich sehe das als Ehre an.«

Er wandte sich an Donna Emilia:

»Fräulein Peri wird jetzt vor allem der Ruhe bedürftig sein. Sie wird das Gastzimmer bewohnen. Bitte führen Sie sie hinüber.«

Er wiederholte:

»Sie sind in Sicherheit. Und morgen wollen wir besprechen, was sich für Ihren Oheim unternehmen läßt.«

Mario, Costar und Melitta gelobten Verschwiegenheit. Budur Peri zog sich mit Donna Emilia zurück. Lucius blieb allein; der Tag mit seiner Fülle greller Bilder schwang in ihm nach. Er dunkelte den Raum ab und trat auf die Loggia hinaus. Man hörte in der Tiefe rhythmisch wiederholte Schreie: Zeitungsverkäufer riefen die Extrablätter aus. Der Landvogt und der Prokonsul hatten sich geeinigt; sie stellten die offenen Feindseligkeiten ein. Aufatmen ging durch die Stadt. Mit einem Schlage flammten die Lichter wieder auf. Ihr Glanz erfüllte die großen Adern, und ihre Schnüre schwangen sich um die gewölbte Bucht. Die rot bestrahlten Wimpel auf dem Palast und dem Zentralamt waren eingeholt. Man stellte auf den Familientischen und in den Schenken ein spätes Nachtmahl auf. Das Leben ging weiter in Heliopolis.

Es blieben die zerstörten Häuser im kalten Rauch. Es blieben die Gefangenen, für die die Zeit qualvoll verfloß. Es blieben die langen Reihen der Erschlagenen mit bleichen Gesichtern, fürchterlich entstellt. Der Mond sah schweigend auf sie hernieder; er kannte diese Strecke seit Anbeginn der Welt.

Lucius erwachte zu früher Stunde; er hatte kurz, doch tief geruht. Die Sonne erhob sich über dem blauen Meer, auf dem die Fischerboote vom Nachtfang zurückkehrten. Wie oft in seinen Träumen, hatte er in den Wäldern des Burgenlandes geweilt. In ihrem grünen Schatten flatterte Carus, der Häher, mit seinem zärtlichen Rufe: »Lucius ist gut.«

Er warf die Decke ab. Das war der Augenblick, den Alamut allmorgendlich erwartete. Er sprang geschmeidig auf das Lager und richtete sich schnurrend auf der warmen Stätte ein, bis Donna Emilia ihn vertrieb.

Im Nebenzimmer war schon Geräusch. Donna Emilia richtete für Budur Peri Bad und Frühstück her. In ihrem Kommen und Gehen, im leisen Klirren des Geschirrs lag etwas Festliches. Lucius rief Costar an und ließ sich den Kaffee bringen; er hörte, daß der Gast noch sehr ermattet war. Er gab Costar den Auftrag, die Pferde vorzuführen, und sagte, sich von Donna Emilia verabschiedend:

»Empfehlen Sie mich Fräulein Peri, ich kehre spät zurück. Vor allem bitte ich Sie, darauf zu achten, Emilia, daß die Räume stets abgeschlossen sind. Auch ist Vorsicht geboten, wenn Fräulein Peri den Balkon betreten will. Erwähnen Sie den Namen nicht im Phonophor. Auch nicht im Haustelefon.«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen, Lucius.«

Der Tag war für den Besuch des Arsenals und andere Vorbereitungen des Unternehmens auf Castelmarino bestimmt. Die kleinen Aufmerksamkeiten, wie der Chef sie nannte, nahmen trotz dem Waffenstillstand ihren Gang. Besonders der Abschuß des Schwebepanzers hing ihm nach.

Bevor er aufsaß, prägte Lucius sich im Büro noch einmal die Einzelheiten ein, die sich im Laufe der Erkundung über diese Insel angesammelt hatten, und sah die Infra-Aufnahmen durch. Das Material war spärlich und unbe-

stimmt. Die beste Quelle blieb die Aussage eines Wächters, der im Verlauf der Unruhen auf Vinho del Mar den Truppen in die Hand gefallen und einer eingehenden Vernehmung unterzogen war. Die Akte schloß mit der Erwähnung seines Selbstmords ab.

Sie ritten unter dem Dom vorbei und durch die Weinberge um »Wolters' Etablissement«. Das Volk, das von der Messe kam und in die Gärten und Werkstätten zur Arbeit drängte, war freundlich; es war zu spüren, daß es den Vertrag der beiden Machthaber begrüßte und ihre Einigung für ein gutes Zeichen hielt. Im Grunde liebte es die Ruhe, den Fortgang der kleinen Sorgen und täglichen Geschäfte, den Handel, das Gartenleben, die Muße, den Feierabend in den Altstadtschenken und Winzerlauben vor den Toren, in die es mit Kind und Kegel und den Gevattern zog. Dies alles, das behagliche Gewebe von Müßiggang und Arbeit, von Werk- und Feiertagen, von altgewohntem Leben jenseits des Staates, war wieder garantiert. Das machte den Morgen frisch.

Vor Ortners Garten begegneten sie einem parsischen Begräbniszuge, der sich den Türmen des Schweigens zubewegte und ganz in Weiß gehalten war. Sie zügelten die Pferde und saßen zur Totenehrung ab. Es schien, daß der Prokonsul auch fernerhin die Sitten dieses Volkes auf seinen Territorien zu achten und zu schützen gesonnen war.

Das Arsenal lag im Gebirge, ein wenig oberhalb der Treibhäuser des Fürsten und unweit der Akademie. Es stellte sich oberirdisch als ein kleines Verwaltungsgebäude dar. Die Werksttäten und Lagerräume waren in das Gestein geführt. Von dort aus spannen sich gedeckte Gänge zu den Truppenlagern und Depots.

Der Oberfeuerwerker Sievers erwartete Lucius bereits. Er war ein Mann von kleiner Statur, fast zwergenhaft, und hatte sich vor Zeiten sicher, um bei den Soldaten anzukommen, unter dem Zollstock stark gereckt. Doch hatte er seinen Beruf gefunden: drei Ränge von Ordensbändern zierten seine Brust. Für den, der diese den Militärs so traute

Hieroglyphenschrift zu deuten wußte, war sichtbar, daß es sich zumeist um Auszeichnungen für Nahkampfunternehmen handelte. Der Hausorden des Fürsten mit dem Silberadler wies auf langbewährte Dienste hin.

Das Männchen hielt sich kerzengrade und war springlebendig; sein Wesen vereinte gehacktes Eisen und Jovialität. Infolge einer Verwundung zog es den Fuß ein wenig nach. Die blauen Augen waren offen, von festem Blick, und ein brandroter Bart, in den sich weiße Fäden mischten, rahmte als Krause das Gesicht.

Das kleine Büro des Oberfeuerwerkers war mit Zettelkästen angefüllt. Die Wände waren mit Tabellen tapeziert, aus deren Kurven jederzeit der Vorrat des Arsenals und seiner Lager abzulesen war. Ein schmaler Permanentfilm rollte Ziffern und Zeichen ab. An Bildern sah man den allbekannten Buntdruck des Prokonsuls in großer Uniform, daneben hingen in ovalen Rahmen als Hausheilige des Ortes zwei mythische Figuren aus dem alten Gallien und dem alten Borussien. Die eine stellte einen der frühen Artilleristen dar; er hatte sich mit der Zitadelle von Laudanum in die Luft gesprengt. Der andere war ein Breschenstürmer, der den symbolischen Namen Klinke trug.

Das Ganze machte den Eindruck brandiger Nüchternheit. Der Alltag war der intelligenten Vorbereitung der Explosion gewidmet; die Feiertage waren rot.

Sie gingen, nachdem der Oberfeuerwerker sorgfältig abgeschlossen hatte, durch einen Saal, in dem Techniker an Zeichentischen arbeiteten. Dann betraten sie die gedeckten Teile des Arsenals. Die Eingangswölbung wies das klassische Zeichen der Artilleristen, die Flammenbombe, auf. Die Anlage begann als Museum und schloß in einer Reihe von mächtigen Gewölben das alte Zeughaus und die Waffen- und Trophäensammlung ein, die teils historisch, teils technologisch geordnet war.

Lucius kannte diese Räume, denn es gehörte zu jedem

Kriegsschulkursus, daß er einen Rundgang durch sie leitete. Doch faßte ihn auch diesmal wieder der Schauer an, der Horror, der diese Sammlung von ausgedienten Instrumenten und Kriegsmaschinen umwitterte. Sie standen schweigend, wie in die Unterwelt verbannte Dämonenwerke, in abenteuerlichen Formen, und oft war ihre Bestimmung rätselhaft. Das ging vom rohen Faustkeil, vom Widerhaken aus rotem Feuerstein bis in die kühnsten Konstruktionen der Strahlungstechnik durch. Gemeinsam war der Stil des Schreckens — ein Muster, das, im Primitiven wurzelnd, sich auch in den höchsten Zonen des Verstandes nicht verlor, ja eher an Deutlichkeit gewann. Stets wuchs die Überlegung, die den Totschlag zum Morde macht. Lucius dachte dabei an das Wort des Paters Foelix, daß mit dem Wissen auch die Verantwortung sich steigert und mit ihr die Schuld.

Sie waren durch den Raketensaal geschritten, der von den unbeholfenen Modellen eines frühen Erfinders namens Valier die Entwicklung bis zu den befahrbaren Geschossen zeigte, die der Schwerkraft Hohn sprachen. Dann führte Sievers ihn durch eine doppelte Allee von Panzern, die wie ein Saurier- oder Mammutstammbaum geordnet war. Man spürte den Geist, der demiurgisch auf der Suche nach der höchsten Vermählung von Feuer und gepanzerter Bewegung durch manchen Irrweg gegangen war. Viele der Wagen waren im Gefecht gewesen; man sah die Beulen, die Narben, die Einschußlöcher, die fahlen Farben von verglühtem Stahl. Die Reihe begann mit einem Fahrzeug aus grobem Eisenblech, das gegenüber den Kolossen einem Kinderspielzeug glich. Lucius machte vor ihm halt.

»Der da ist drollig«, sagte Sievers, der seine Sammlung besser kannte als jeder Kastellan, »er wurde aus den Trümmern einer Siedlung ausgegraben, die den Namen Combles getragen haben soll. Man sagt, daß dort vor Zeiten eine Schlacht geschlagen wurde, in der Dioskuren auftraten. Man findet noch Knochen und Geschosse bei jedem Spatenstich.«

Dann öffnete er eine Türe, die Warnungszeichen trug. Hier waren Muster der vom Regenten sekretierten Waffen aufgestellt. Man sah die Mittel, die auf Flächenvernichtung zielten — durch Strahlung, durch Viren, durch Überflutung und Vereisung, durch Bolidenwurf. Selbst eine so liebenswerte Wissenschaft wie die Botanik war in ihren Dienst gestellt.

Lucius hob eine Art von Armbrust auf. Sievers erklärte ihm die Konstruktion. Die Waffe fand und tötete den Gegner auch bei Nacht. Er wurde zunächst magnetisch angepeilt. Dann sandte man über die so geknüpfte Leitung den tödlichen Impuls. Der alte Traum des Menschen, durch Magie, durch reine Wunscheskraft zu töten, schien in diesem Instrument erfüllt. Lucius legte es, als ob er einen Skorpion ergriffen hätte, an seinen Platz zurück.

Daneben standen zwei große Spiegel, die in den Farben des Regenbogens schillerten. Sie wiesen wie Augen in ihrem Zentrum dunkle Pupillen auf. Auch zwischen ihnen spann sich, wenn sie in Opposition gebracht und aufgeblendet wurden, eine böse Strahlung an — unheimlicher noch dadurch, daß die Versehrung erst nach Tagen, ja selbst nach Wochen zum Ausbruch kam, als diathermische Verbrennung, die zunächst schmerzlos war. Man hatte diese Strahlenfallen in den ersten Kämpfen um die Regentschaft angewandt. Sie wirkten aus dem Hinterhalt auf die Nachschubwege des Gegners ein. Nach einem Anfangsstadium der tückischen Verheerung hatten sie ihre Kraft verloren; man hatte die Transporte abgeschirmt. Nun zählten sie zu jenen Mitteln der Strahlungstechnik, die der Regent zum friedlichen Gebrauch und zur Verteidigung freigegeben hatte, nicht nur zur Sicherung der Banken und Regierungssitze, sondern zur nachdrücklichen Sperrung überhaupt. Vor allem waren sie im Zolldienst zur spektralen Durchleuchtung der Schiffe auf Konterbande und unerlaubte Waffen eingeführt. Die Untersuchung wurde so auf Sekunden, auf Augenblicke der flüchtigen Durchfahrt, eingeschränkt. Die Zöllner verglichen die

Deklarationen mit dem Spektrogramm. Auch gab es Spiegel für besondere Zwecke, wie zur Desinfektion, zur Impfung und zur Vernichtung von Lichtbildern im Sperrgebiet.

Was den privaten Komfort betraf, so zeigten Haushaltungen wie die des Bergrats, was an Heinzelmann- und Koboldstücken in dieser Hinsicht möglich war. Hier schienen die Träume des Albertus Magnus überboten, und man hatte den Eindruck, daß die Materie nicht nur mit sinnlichen Organen, sondern auch mit Kombinationskraft ausgestattet war. In diesen schattenlosen Klüften hatte Lucius zuweilen die Vorstellung beklommen, daß Stein und Eisen dachten, während der Mensch in magischer Erstarrung befangen war. Und fürchterlicher noch — es schien, daß dies ein Weg zum Glück war — zu geheimen Freuden der substantiellen und unbewegten Macht. Ja, schrecklich waren diese Mittel, wo sie auf Tötung von Heeren und Völkern zielten, und doch vielleicht noch schrecklicher, wo sie der Mensch zu seinem eigensten Behagen um sich versammelte und sich in ihrer Aura wie in Schlössern von Geisterfürsten der schweigenden, dämonischen Betrachtung überließ.

Lucius seufzte. Die Zeiten, in denen diese Welten ihn bezaubert hatten, lagen noch so kurz zurück. Wie in den Ariostischen Gesängen war er in Länder eingedrungen, die kunstreiche Zwerge und Giganten bevölkerten. Hier herrschten andere Maße als in den Menschenreichen, und man begegnete den wenigen, sehr starken Geistern, in denen sich die Übermacht vereint. Sie waren der Formeln kundig, die letzte Riegel sprengen, kosmische Schätze, kosmische Waffen standen ihnen zu Gebot. Er hatte den hohen, schattenlosen Mittag mit Lust begrüßt. Nun wehte ihn ein Schauder an.

Der Oberfeuerwerker, der seinen Seufzer vernommen hatte, nickte:

»Es ist ein Jammer — Sie haben recht.«

»Was ist ein Jammer?« fragte Lucius.

Sie standen jetzt in einem Raume, den Boliden in der

Form von Donnerkeilen und Raketen füllten; sie waren zum Teil mit Trieb- und Zielmaschinen kombiniert. Man sah sie in allen Größen, von winzigen Wurfgeschossen bis zu Modellen, die an das Gewölbe anstießen. Ihr Anblick rief im historischen Gedächtnis die Zeit der Großen Feuerschläge wach. Wie stets in der Geschichte hatten auch diese Mittel nach der ersten und fürchterlichen Überraschung ihr Palliativ gefunden, dann hatte der Regent sie sekretiert. Er war auf die uranische Gewalt nicht angewiesen, war kein Partner; ihm gegenüber gab es nicht einmal den Gedanken an Widerstand. Doch gab es auch keine Furcht.

»Ein Jammer, daß es nur Attrappen sind. Selbst die Modelle mußten mit Sand gefüllt werden. Die Ladung wurde in den Schatz des Energeions überführt.«

»Ich glaube, wenn es nach Ihnen ginge, Sievers, würde Heliopolis längst in die Luft geflogen sein.«

»Die Neustadt auf alle Fälle, Kommandant. Die Nachsicht des Prokonsuls wird unbegreiflich; er sollte das Zentralamt abschmelzen. Mit Gamma Fünf!«

Er klopfte dabei auf ein kleines Projektil, das wie eine Orange an beiden Polen abgeplattet war.

»Man sollte ihm die Mittel in die Hand geben. Das stellt die Ordnung im Handumdrehen wieder her. Die Truppen wissen nicht mehr, woran sie sind.«

»Der Fürst ist auch nicht absolut. Er kann die Sperrkreise nicht aufheben. Auch würden Zahllose mitverbrennen, die an den Händeln unbeteiligt sind. Das würde Ihnen wohl nichts ausmachen?«

Der Oberfeuerwerker pochte auf die Ordensbänder an seiner Brust:

»Wo Holz gehauen wird, gibts Späne, das ist ein alter Spruch. Und wo gemäht wird, schneidet man Blumen und Vogelnester mit. Ordnung regiert die Welt, und es muß Ordre pariert werden. Wenn der Prokonsul das Feuer freigibt, zerbricht sich unsereiner nicht mehr den Kopf. So ist es Brauch, und alles andere ist Insubordination. Als Feuer-

werker bin ich für die Zündung verantwortlich. Und die wird funken, solange der alte Sievers hier noch regiert.«

Lucius nickte.

»Das wissen wir. Sie sind am rechten Platz.«

Er sah ihn an. Der Blick des Alten war offen und hielt ihm stand. Ein guter Mensch, mit sich in Ordnung — das war gewiß. Es mochte sein, daß er zuweilen zur Beichte ging. Dann konnte an der Absolution kein Zweifel sein. Was hatte es auch zu bedeuten, ob man einen oder hunderttausend schlug? Das hing vom Maß der Übersetzung ab, vom zeitlichen Potential. Schon Lamech hatte sich über Kain gerühmt.

Dies war der eine Typus, der mit der großen Wende als dienstbarer Schütze in die Feuerwelt emporgestiegen war. Sein Stammbaum war martialisch; die alten Stückmeister und Kanoniere hatten wie er gedacht. Der andere Typus war der des reinen Technikers. Freilich gab es auch Übergänge, vor allem in der Geschichte der Fliegerei. Die alten Reiter waren abgesessen und wieder aufgestiegen, ihnen folgten Monteure, die Pferd und Lanze nie gekannt hatten.

Oftmals war Lucius beim Studium der frühen Akten der Unterschied in den Gesichtern aufgefallen, in dem sich der Einschnitt spiegelte. In jenen ersten, die fast alle den Flammentod gefunden hatten, lag noch ein Erbteil des alten Adels; dann kamen Köpfe, deren Wesen man als ein gefälliges Nichts bezeichnen konnte, das die Leere der Vernichtung offenbarte, die ihres Amtes war. Sie waren nicht ohne Regelmaß, nicht ohne Charme, doch schien es, als wäre die Leinwand eines guten Porträtisten durch die Filmleinwand ersetzt.

Lucius entsann sich eines der ersten Berichte, den er im Archiv gelesen hatte, eines Interviews. Der Heros hatte im Morgengrauen eine Stadt am Gelben Meere pulverisiert. Am Abend suchten ihn die Reporter im Carlton auf, wo ihn der dankbare Senat als einen der Väter des Vaterlandes bewirtete. Sie fanden ihn in wunderbarer Frische, gebadet,

nach guter Seife und Zigaretten duftend, umsprüht von Ambianzzerstäubern, gemessen triumphatorisch und ausgeruht. Auf der mit Lorbeer geschmückten Tafel häuften sich die Telegramme; Lautsprecher kündeten seinen Ruhm. Man lauschte den Berichten der Erkundungsstaffeln, die über dem Krater kreisten, dessen Zentrum zu Malachit zerschmolzen war. Von draußen hörte man die Massen summen wie einen Immenschwarm. Man hatte ihn zum Großkomtur ernannt, mit Orden, Dotationen, Ehren überhäuft. Man feierte ihn als Friedensbringer; die Staaten des Völkerbundes wetteiferten um ihn. In kurzen Sätzen ging er auf das Unternehmen ein; er schilderte das technische Detail, soweit die Staatsgeheimnisse es zuließen. Im Anflug, kurz vor der Entscheidung, hatte eine Erregung ihn überfallen, wie auf dem Anstand, doch ungeheuerlich verstärkt. Er hatte sich Mokka reichen lassen, auch Titanin genommen, eine Droge, die den Willen unheimlich steigert, den Geist in Willen umsetzt und in nichts außerdem. Dann lobte er die Besatzung; ein hohes Lied der Kameradschaft schloß sich an.

So ging es weiter; die Lektüre war unfruchtbar. Freilich, ein dumpfes Ahnen, daß die Rechnung nicht aufging, blieb stets zurück. Man war ununterbrochen auf der Suche nach den Schuldigen. Nach jedem Kriege, jedem Bürgerkriege spürte man sie in Massen auf, doch kaum daß man Gericht gehalten hatte, waren die Dinge wie zuvor, fast schlimmer noch. Ein jeder suchte im Feind zu treffen, was in ihm selber war, und drängte sich voll Haß zum Tribunal. Ja sie erhoben sich selbst über Gott zum Richter, der solches zuließ — als hätten sie nie von Sodoms Fall vernommen, der sich im Wandel der Geschichte wiederholt.

Natürlich standen hinter den Figuren des Vordergrundes andere, sehr böse Geister, die das Spiel erkannten und die es tief befriedigte. Sie hatten die Kräfte des Demos, des Goldes, des luziden Wissens an sich gezogen und versammelt zu konzentrierter Macht. Sie waren fast unvermittelt auf-

getreten, wie ein schreckliches Gebirge, wenn die Nebel reißen, sichtbar wird. Schon Leonardo hatte sie vorausgeschaut. Ihr Ziel war Allmacht und Allgegenwart im Raum und in der Zeit. Die Technik war das Mittel, durch das sie diesen Traum verwirklichten. Sie suchten die Tiefen der Meere und die höchsten Limben des Luftreichs auf und dehnten sich über die Kontinente aus. Sie führten die Kämpfe zwischen Leviathan und Behemot und dem seltsamen Vogel Phönix, der das Feuerreich regiert. Sie standen außerhalb der Geschichte und nährten sich von Quellen anderer Art. Dichter wie Dante, Milton, Klopstock hatten ihr Maß begriffen; nur solchen sind die Schrecken des Abgrunds offenbar.

Unter mir soll mein allmächtiger Fuß das Meer und
die Erde
Mir zu bahnen gehbaren Weg, gewaltsam verwüsten.
Dann soll schauen die Höll im Triumph mein königlich
Antlitz.

und:

So, wenn auf unerstiegnem Gebirg ein nahes Gewitter
Furchtbar sich lagert, so reißet sich eine der nächtlichsten
Wolken,
Mit den meisten Donnern bewaffnet, entflammt zum
Verderben,
Einsam hervor. Wenn andre der Zeder Wipfel nur fassen,
Wird sie von einem Himmel zum anderen waldige Berge,
Wird hochtürmende, nicht absehbare Königsstädte
Tausendmal donnernd entzünden und sie in die Trümmer
begraben.

Lucius fühlte sich im Banne einer Zerstreutheit, die dem Ort nicht angemessen war. Er hatte während des Ganges durch die Gewölbe die Fragen des Oberfeuerwerkers kaum gehört. Dieser war quicklebendig wie stets, wenn er Besuch aus dem Palast erhielt.

Sie waren nun an ihrem Ziele, dem großen Mustersaal.

Die Wände glänzten im schattenlosen Licht. Hohe Vitrinen kleideten sie aus. Sie bargen lebensgroße Puppen, Mannequins von Soldaten jeder Waffengattung und jeden Ranges mit allem, was zum Generalappell gehört. Hier sah man eine Zeltausrüstung bis auf den letzten Pflock und auf die letzte Schnur am Boden ausgebreitet, dort Masken und Atemspender für die Bewegung in raucherfüllten Räumen, daneben eine Sammlung von Phonophoren für den Armeegebrauch.

Der große Mustersaal bedeutete den Knotenpunkt in Sievers' Reich. Die Pläne des Konstruktionsbüros verwirklichten sich hier in Bildern, deren jedes den Vorrat repräsentierte, der in tausendfachem Abbild in den Depots gehortet war. Es war der Stolz des Oberfeuerwerkers, für jeden Wunsch und jeden Auftrag, der vom Palast an ihn gerichtet wurde, aufs beste gerüstet zu sein.

Sie traten an einen der großen Tische in der Mitte des Saales; Lucius schlug seine Kartentasche mit den Notizen auf.

»Sievers, Sie müssen selbst die Ordonnanz spielen. Es handelt sich um eine Sache, die nur uns beide und den Chef angeht.«

»Schon recht, Kommandant.«

Lucius nahm einen Rotstift und hakte die Punkte an.

»Notieren Sie eine Partisanenausrüstung für zwölf Mann, mit Handwaffen. Wir müssen dabei auf alle Fälle Stücke vermeiden, die bei der Armee gebräuchlich sind. Die Feuerwaffen sollen lautlos sein.«

»Ich werde Ihnen eine Ausstattung aus Beutegut zusammenstellen, Kommandant. Pistolen mit Schalldämpfern, wie sie die Polizei des Landvogts führt.«

»Richtig, es soll sich um als Polizei verkleidete Banditen handeln oder auch um als Banditen verkleidete Polizei. Das ist ja kein Unterschied. Dann brauchen wir eine Springwurzel — ich meine ein Instrument, das schnell und lautlos Schlösser sprengt.«

»Auch Panzerschlösser?«

»Alle Schlösser, denen man in Heliopolis und auf den Inseln begegnen kann.«

Der Oberfeuerwerker überlegte. Dann ging er zu einer der Vitrinen und kehrte mit einer Art von Glocke wieder, die Form und Größe eines halbierten Apfels aufwies, der statt des Stieles einen mit Leuchtfarbe markierten Druckknopf trug. Er stellte sie behutsam ab.

»Haftladung für verschiedene Zwecke, entwickelt nach den Prinzipien des thermischen Hohlspiegels. Schmilzt auch die härtesten Metalle wie Butter fort. Unbeschränkt wirksam, auch unter Wasser und im luftleeren Raum.«

Er löste einen kleinen Bolzen, der den Druckknopf sicherte.

»Leicht an das Ziel anheften. Sodann entsichern. Wenn ich jetzt den Knopf bediene, wird auch die stärkste Panzerplatte Brei.«

Er zog den Bolzen vorsichtig wieder ein. Lucius ergriff das Instrument und wog es in der Hand. Es war verhältnismäßig leicht.

»Das dürfte genügen. Lassen Sie mir ein halbes Dutzend von den Dingern bereitstellen. Es ist nichts ärgerlicher, als wenn man den Hausschlüssel vergessen hat. Gibt es auch Ladungen, durch die Gebäude, selbst steinerne Gebäude, in Brand zu setzen sind, ohne daß damit in die Rechte des Regenten eingegriffen wird?«

Der Oberfeuerwerker nickte und strich behaglich seinen Bart. Die Frage berührte seine Passion.

»Brandsätze aller Sorten und Größen, Kommandant. Sie glauben gar nicht, was bei meinen höheren Temperaturen brennbar wird. Um was für eine Art Gebäude handelt es sich denn?«

Lucius überlegte.

»Es dürfte einem mittleren Landsitz gleichkommen. Sie kennen doch das Klubhaus des Orion in der Allée des Flamboyants.«

Sievers bejahte.

»Nichts einfacher als das. Es handelt sich eher darum, des

Guten nicht zuviel zu tun. Ein Osterei genügt. Der Gluthauch ist so kräftig, daß er selbst Eisen zersprühen läßt und Marmor verdampft. Die eigentliche Kunst liegt in der Zündung — es gibt da Dinger, die sich chemisch, mechanisch, thermisch, durch Wellen oder auf Uhrzeit auslösen. Andere wirken durch den leisesten Kontakt, so etwa dadurch, daß ein Mensch ins Zimmer tritt.«

»Ich würde einer Zündung den Vorzug geben, die sich auf jede Entfernung und zu jeder Zeit bewirken läßt.«

»In diesem Fall ist noch ein Hilfsapparat erforderlich.«

Sievers verschwand und kam mit einer Bombe, die gerade die Hand ausfüllte, wieder; daneben legte er ein Uhrwerk, das an einen Phonophor erinnerte. Zwei Zifferblätter mußten synchronisiert werden. Die Vorrichtung war einfach wie ein Kinderspiel.

Es blieb noch ein letzter Punkt auf Lucius' Notizzettel. Agentenberichten war zu entnehmen, daß auf der Insel mit Ausnahme weniger Posten auf menschliche Sicherung zugunsten der automatischen verzichtet war. Während der Nächte waren die Dienstgebäude matt beleuchtet, doch unbesetzt. Ein Strahlungsgitter schirmte die Zugänge. Es schien, daß sich der Landvogt auf Castelmarino ein Reich geschaffen hatte, das dem des Bergrats entsprach. Doch während sich in dessen Gnomenhöhle auf dem Pagos angenehme Dinge den Sinnen boten, lauerte dort ein Zauber, der auf Tod und Schrecken berechnet war. Wer einzudringen wagte, wurde von bösen Augen überwacht. Lucius deutete das dem Oberfeuerwerker an. Der wiegte bedenklich seinen Kopf.

»Das kompliziert die Sache — Sie müssen Schutzmäntel mitnehmen.«

Er ging umständlich auf die Einzelheiten ein. Die Mäntel waren in einer Lösung galvanisiert, durch die sie leitend wurden und die Strahlen gewissermaßen um sich herumführten. So wurde die Unterbrechung ausgeschlossen, und damit der verderbliche Kontakt. Kein Teil des Körpers und kein nichtleitender Gegenstand durften in der bedrohten Zone gezeigt

werden. Darauf war unbedingt zu achten; die Waffen mußten daher verhüllt oder imprägniert werden. Auch durfte man an den verdächtigen Punkten kein Objekt berühren ohne Gefährdung der Sicherheit. Sievers betonte:

»Die Mäntel schützen nur gegen die Entdeckung, nicht aber gegen die Wirkung, die darauf folgt. Sonst müßten Vorkehrungen getroffen werden, die über ein Kommandounternehmen weit hinausgreifen.«

Er führte Lucius vor eine Reihe von hohen Schränken, wie man sie in Modemagazinen trifft. Hier waren Muster der Tarn- und Schutzgewänder aufbewahrt. Man sah mit flockigem Asbest wattierte Mäntel, die gegen Feuer und Flammenwürfe schirmen sollten, neben leichten Häuten, die anzulegen waren, wenn man Besprühung vermutete. Dazu gehörten Helme und Masken mannigfacher Art, die teils an Mummenschanz von primitiven Tänzern, teils an die Ausrüstung von Meerestauchern erinnerten. Der Oberfeuerwerker zog aus dieser Sammlung einen Overall aus silbergrauem Stoff hervor, der leise knisterte. Er wog so leicht wie Seide; Handschuhe und Socken waren an ihn angewebt, desgleichen eine Kapuze aus anderem, durchsichtigem Gespinst. Er breitete den Anzug aus und zeigte, wie er anzulegen war.

»Das dürfte genügen«, sagte Lucius. »Notieren sie drei von diesen Overalls — wir dringen nur zu dritt in die bestrahlte Zone vor. Die Haftladungen sind auch zu imprägnieren — ich nehme an, daß in der Nähe der Türen besondere Behutsamkeit geboten ist. Und meinen Sie, daß eines von Ihren Eiern hinreichen wird?«

»Deswegen keine Sorge, Kommandant. Wenn Sies nicht glauben, müssen Sie den alten Sievers mitnehmen.«

»Darüber sind Sie wohl hinaus. Auch wir sind ja nicht Neulinge. Doch könnten Sie bei der Vorübung den Regisseur spielen. Wahrscheinlich wird der Chef den Vollmond abwarten. Lassen Sie alles Nötige zusammenpacken und beim Wachthabenden des Turmes von Vinho del Mar abgeben. Er wird noch instruiert.«

»Ich lasse also zwölf Kommandoausrüstungen zurechtlegen, drei davon für die Bewegung im speziellen Raum. Alsdann erwarte ich Befehl, wann ich zur Probe erscheinen soll. Verlassen Sie sich auf mich.«

Lucius nickte und reichte ihm die Hand. Der Alte wirkte belebend; man hatte immer das Gefühl, daß seine roten Haare knisterten. Sie kehrten nun auf einem kürzeren Wege durch die Gewölbe auf den Vorhof zurück, wo Costar mit den Pferden wartete.

GESPRÄCHE IN DER VOLIÈRE

Während der nächsten Wochen war Lucius häufig abwesend. Er hatte teils auf dem Pagos, teils auf Vinho del Mar zu tun. Daneben gingen die üblichen Geschäfte fort. Hinsichtlich der Teilnehmer an der gewaltsamen Erkundung von Castelmarino war nur die Auswahl schwierig, denn solche Kommandos gehörten zu den Unterbrechungen des Dienstes, wie der Soldat sie stets begrüßt. Als ersten hatte Lucius den Sergeanten Calcar eingeweiht — den Korporal, der damals die Treppe zur Oberstadt verteidigt hatte, auf der er mit Melitta emporgestiegen war. Ein neues Bändchen zierte dessen Brust. Auch während der letzten Unruhen hatte er sich bewährt. Er zählte zu jenen, denen das Pulver wie ein Gewürz das Leben schmackhaft macht und die man eher zügeln als spornen muß. Mit großem Eifer ergriff er den Auftrag und stellte Lucius eine Gruppe von Freiwilligen vor, die jeder Prüfung standhielten.

Die Teilnahme von Mario und Costar war selbstverständlich; Costar fiel die persönliche Begleitung und Mario die Sicherung des Landungsplatzes zu. Endlich war Lucius' Wahl noch auf zwei Kriegsschüler gefallen — auf Beaumanoir und Winterfeld, der sich inzwischen von den Folgen seines Sturzes erholt hatte.

Das so gebildete Kommando fuhr fast täglich nach Vinho del Mar hinaus. Es galt als eine der Bootsmannschaften für die große Regatta, die der Prokonsul alljährlich anläßlich der Winzerfeste dem Volk ausrichtete. Auf diese Weise ließ sich unauffällig die Erkundung des Meeresarmes und der Inselküsten durchführen. Zuweilen erschien der Oberfeuerwerker als Gast des »Calamaretto«. Dann wurde unter guter Sicherung in einer abgelegenen Senke der Insel das Unternehmen in seinen Einzelheiten durchgespielt.

Inzwischen hatte sich Budur Peri rasch erholt. Donna Emilia versorgte sie auf das beste; Lucius nahm wenig von ihr wahr. Sie pflegte die Tage in der Loggia zu verbringen, deren Brüstung durch Schlingpflanzen verkleidet war. Lucius hatte ihr Bücher holen lassen, auch einen Zerstäuber und einen Permanentfilm für sie besorgt. Ihr Walten in seiner Nähe war ihm angenehm, als würde eine Lücke ausgefüllt. Auch Donna Emilia schien zufriedener; sie war geschäftiger als sonst.

Als günstiger Umstand hatte sich erwiesen, daß das Haus Antonios zwar geplündert, doch nicht in Flammen aufgegangen war. Wie alle reichen Parsen hatte er seine beste Habe in einem sicheren Versteck verborgen — in einem Keller von so guter Tarnung, daß er dem Scharfblick der Plünderer entgangen war.

Lucius ließ sich von Budur die Zeichnung geben und entsandte Mario und Costar mit dem Wagen bei Nacht zur Oberstadt. Sie brachen das Gewölbe auf und fanden das unberührte Gut. In mehreren Fahrten brachten sie es in Sicherheit. Das war der Anlaß, aus dem Lucius zum ersten Male den von Budur bewohnten Raum betrat. Sie war damit beschäftigt, das Fluchtgut in der Sattelkammer auszubreiten; Donna Emilia reichte ihr aus Ballen und Koffern die Gegenstände zu. Der Anblick der gewirkten Stoffe, der silbernen und goldenen Geräte, der reichen Gewänder erinnerte an einen Brautschatz, wie man ihn am Hochzeits-

morgen ins Haus des Bräutigams getragen sieht. Antonio Peri hatte auch eine Auswahl der besten von ihm gebundenen Bücher und Manuskripte in Sicherheit gebracht. Vor allem schien seine Nichte der Anblick eines Koffers zu erfreuen, der Wäsche und Kleider barg. Sie war ja nur mit dem gekommen, was sie am Leibe trug. Vom schmalen Kosti abgesehen, folgte sie der Mode von Heliopolis und ihren wechselnden Erfindungen.

Einer der Kästen war mit Drogen und Essenzen angefüllt — mit Dingen, die geringes Gewicht und hohen Handelswert vereinigen. Lucius erkannte die flachen, in weißen Filz genähten Flaschen mit Rosenöl aus Kissanlik, daneben rotbraune Opiumkuchen von mannigfacher Form. Die einen waren in Mohnblätter gewickelt, die anderen mit Ampfersamen überstreut und dritte wiederum, die flachen Ziegelsteinen glichen, in rötliches Papier gehüllt. Ihr strenger, narkotischer Geruch vermischte sich mit dem Duft des Rosenöls. Lucius hob einen von diesen Laiben auf und wog ihn in der Hand.

»Sie führen da Träume für eine Hauptstadt mit — eine gefährliche Fracht. Ich unterhielt mich öfters mit Ihrem Onkel darüber und hatte den Eindruck, daß er ein Kenner der Gifte und Arcana ist.«

Die Parsin setzte sich auf ihren großen Koffer und streichelte den behaglich schnurrenden Alamut, der sich schnell an sie gewöhnt hatte.

»Mein Onkel sammelte diese Dinge wie alles

Was nicht beschwert
Und groß ist an Wert.

Er sagte, daß sie auf allen Inseln und in allen Häfen so sicher seien wie Gold — ja besser noch, denn während der Mensch des Goldes nicht unbedingt bedarf, so kann er doch den Träumen nicht entsagen, deren Zauber er einmal gekostet hat.«

Sie deutete dabei auf eine Opiumpfeife, die aus lauch-

grünem Stein geschnitten war. Lucius nahm sie behutsam aus ihrem Futteral.

»Ein köstliches Stück. Der Kopf scheint nach dem Muster einer Lotosblüte geformt zu sein. Sie haben recht — für ihre Träume opfern die Menschen Essen und Trinken auf. Und selbst der Geizhals, der das Gold ansammelt, um in der Einsamkeit in ihm zu wühlen, zählt zu den Träumern, denn er hängt ja weniger am Gold als solchem als an seiner verborgenen und magischen Potenz. In seinem Glanz, in seinem Klirren deuten sich die Güter, die Genüsse, die Herrschaftsmöglichkeiten an, doch losgelöst von jeder Mühe und Enttäuschung, die mit der Verwirklichung verbunden ist. Ich kann das wohl verstehen.«

»Sie haben«, sagte Budur Peri, »meinen Onkel nur in seiner Kunst gekannt, in der er aufzugehen schien. Doch hatte er noch eine andere Seite, die ganz davon verschieden war.«

»Es scheint mir doch, als ob ich das zuweilen geahnt hätte. Die alten Stoffe, die welken Farben, die längst verschollenen Bücher, die grünen Spiegel — das alles sprach für einen Geist, der die entlegenen Räume liebt.«

Ein Schatten überflog bei diesen Erinnerungen ihr Gesicht.

»Ja, es ist schrecklich, zu denken, daß diese Stätte nun verwüstet ist. Antonio fühlte sich in ihr so wohl. Ich fürchte, er wird die Gefangenschaft nicht aushalten.«

»Verlassen Sie sich auf uns — wir werden ihn nicht im Stich lassen. Ich will den schrecklichen Doktor Becker noch einmal in seiner Höhle aufsuchen. Sie sollten mir noch etwas über Antonio erzählen; Sie haben mich neugierig gemacht.«

»Gern, wenn ich Sie nicht langweile. Sie haben schon so viel für mich getan. Antonio unterschied sich auf den ersten Blick kaum von den Handwerkern, die man nicht nur in der Mithrastraße, sondern überall in Heliopolis ihre Geschäfte treiben sieht. Und doch verbarg sich unter dieser Oberfläche noch etwas anderes — er war ein Traum-

fänger. Er fing Träume, so wie man andere mit Netzen nach Schmetterlingen jagen sieht. Er fuhr an Sonn- und Feiertagen nicht auf die Inseln und suchte nicht die Schenken am Pagosrande auf. Er schloß sich in sein Kabinett zum Ausflug in die Traumregionen ein. Er sagte, alle Länder und unbekannten Inseln seien dort in die Tapete eingewebt. Die Drogen dienten ihm als Schlüssel zum Eintritt in die Kammern und Höhlen dieser Welt. Im Lauf der Jahre hat er große Kenntnisse gewonnen, auch führte er ein Logbuch über seine Ausfahrten. Zu diesem Kabinett gehörte eine kleine Bibliothek, die teils aus Kräuterbüchern und medizinischen Berichten, teils aus Werken von Dichtern und Magiern bestand. Antonio pflegte darin zu lesen, während der Rausch sich entfaltete. Leider wird das alles verloren sein.«

Lucius hatte voll Spannung zugehört.

»Wir sollten sehen, ob nicht wenigstens das Logbuch zu retten ist. Mario sagte, daß ein Gewirr zerfetzter Stoffe und zerrissener Schriften die Fußböden bedeckt. Trank denn Antonio auch Wein?«

»Er trank auch Wein, doch war es nie der Genuß, der ihn dazu veranlaßte. Ihn trieb im wesentlichen eine Mischung von Abenteuer- und Erkenntnisdurst. Er reiste nicht, um sich im Unbekannten anzusiedeln, sondern als Geograph. Der Wein war ihm ein Schlüssel unter vielen, eines der Tore zum Labyrinth.«

»Ein abenteuerlicher Kopf. Wenn man Sie hört, wird man von Lust ergriffen, es ihm gleichzutun. Das ist noch eine der Arten, auf die sich das Leben führen läßt, als Eremit in gläserner Welt.«

»Gewiß, doch war ich immer in Sorge um ihn. Vielleicht war es nur die Methodik, die ihn an Katastrophen und Delirien vorbeiführte. Sie haben ihn oft gestreift. Er war der Meinung, daß jede Droge eine Formel enthält, die Zugang zu bestimmten Welträtseln gewährt. Er glaubte ferner, daß eine Rangordnung der Formeln zu ermitteln sei. ›Je n'ai pas encore trouvé ma formule‹, war einer seiner

Aussprüche. Die höchsten dieser Formeln müßten gleich dem Stein der Weisen das Universalgeheimnis aufschließen.«

»Er suchte den Hauptschlüssel«, sagte Lucius. »Muß aber nicht das höchste Arkanum notwendig tödlich sein? Man müßte sich entschließen, den Körper als Zoll zurückzulassen, wenn man die Grenzen überschreiten will.«

Budur Peri nickte.

»Das ist bei Ihnen wohl der Sinn des Abendmahls. Antonio war wiederum auch nüchtern, und seine Spekulationen gingen nicht in den absoluten Raum. Sie waren auf das Logbuch angelegt, das heißt auf Fahrten, von denen man berichten kann. Es gab Pforten, vor denen er zurückschreckte. Er kannte die maximale Dosis und hielt bei den Experimenten stets auf Sicherheit.«

Sie setzte Alamut nieder, um sich zu erheben, und räumte mit flinken Händen die Flaschen und Opiumkuchen fort.

»Hier ist ein Schlüssel, den zu versuchen Antonio zauderte. Er war sehr glücklich über diesen Fund.«

Sie reichte Lucius ein grünes Etui, das offensichtlich aus Antonios Hand hervorgegangen war. Ein Kranz von Hanf- und Lorbeerblättern schlang sich um das arabische Wort »eliksir«, das mit dem kalten Eisen in das Leder eingepreßt war. Lucius öffnete behutsam den Verschluß. Er fand eine winzige Phiole und ein Röllchen, das eng beschrieben war.

Er holte aus seinem Zimmer eine Lupe, um zunächst das Röllchen zu betrachten, an dessen Kopf, ersichtlich von alter Hand, er Formeln und Zeichen eingetragen fand. Dem folgten Notizen in Antonios Schrift.

»Elixier. Erwarb es aus sicherer Quelle durch einen Adepten namens Fortunio. Es wird behauptet, daß der höchst wirkungsvolle Auszug bereits den Eumolpiden, den alten Erbpriestern von Eleusis, bekannt gewesen sei. Mit Sicherheit ist nachgewiesen, daß es beim Wunder des Mangobaumes eine Rolle spielt, das man noch heute in meiner Heimat praktiziert. Die Wirkung liegt darin, daß der Ge-

nuß im gleichen Maße intuitive und suggestive Kräfte steigert — das führt zur Bildwelt durch reine Geistesmacht. Der Magier, der den Mangobaum erblühen und Früchte tragen läßt, weilt im Zentrum der Bilderflut. Selbst ruhend und in regloser Starre, ruft er ihre Entfaltung und Veränderung hervor.

Sofern Fortunio die Zeichen richtig deutet, vereinen sich in dem Elixier die Kräfte des Hanfes und des Lorbeerbaums. Der Auszug des Hanfes ist ein seit alten Zeiten bekannter Schlüssel zum Reich der Träume, doch öffnet er andere Säle als der Mohnsaft, als dessen männliche Entsprechung man ihn bezeichnen kann. Der Geist des Opiumessers wird empfänglich; die Bilder ziehen in ihn ein, sie zeichnen ihre Charaktere wie auf ein jungfräuliches Blatt. Dagegen zieht der Hanf mit seinen Schlingen den Geist aus sich heraus und läßt ihn in die Bilderreiche eintreten. Aus dieser aktiven Potenz erklärt sich, daß, wenn die maximale Dosis überschritten wird, Tobsuchtsanfälle und Wahnsinn drohen, indes das Opium einschläfert.

Der Lorbeer dagegen birgt die Kräfte, die der Vernichtung Trotz bieten. Er stellt das große Arkanum gegen irdische Schuld und irdischen Widerstand. Apollo legte ihn nach der Tötung des Drachen Python an. Ein Lorbeerbaum schoß aus den vergrabenen Opfergaben des Orest empor, um zu bezeugen, daß der Schuldspruch der Gäa erloschen war.

Das bringt auch die Alchimie zum Ausdruck, das heißt, die eigentliche, die philosophische Chemie. Hier führen Lorbeerrauch und Lorbeeressenzen zum Lichtrausch in den Mysterien. Selbst im Vergänglichen wird das Verhältnis offenkundig; so werden in heißen Ländern Fleischereien und Totenkammern mit Lorbeeröl bemalt, vor dem das Ungeziefer flieht. Die großen Symbole reichen ja in alle Schichten; man sieht sie von den okkulten bis zu den luziden Sphären wirken, doch nur der Wissende faßt den Zusammenhang. Die Einzelheiten finden sich in meinem Logbuche.

Fortunio bezeichnete das Elixier als höchst gefährlich, in-

sofern es die radikalen Kräfte mit den absoluten vereinige. Der Spannung dürfte nur der beste Bogen gewachsen sein. Die Zeichen des Adlers und der Schlange in der Eingangsformel deuten es alchimistisch an. Von den Bewerbern zu den Mysterien wurden daher viele ausgeschlossen, vor allem die Gottlosen.«

Darunter folgte eine spätere Eintragung:

»Avvertimento. Mit Sonnenaufgang fasten, am Abend drei Tropfen, am besten in chinesischem Tee. Pharmakologisch stellt sich eine Belebung der Gedanken ein, ihr folgt die Wirkung des Hanfes bis zu großer Exzitation. Gelingt es, seine Schlingen zu überwinden, so wirst du vom Lorbeer gekrönt werden.«

Lucius rollte den Papyrus wieder ein und wandte sich der Betrachtung der Phiole zu. Sie war mit einer dunkelgrünen Essenz gefüllt, die sich, wie viele den Pflanzen entzogenen Extrakte, purpurn färbte, wenn das Licht sie durchdrang. Er schob sie behutsam in das Etui zurück.

»Das macht mich auf das Logbuch gespannt. Es dürfte das geistige Gegenstück zu den Fahrtberichten Fortunios sein. Merkwürdig, daß dieser Name immer auftaucht, wo reiche Funde sich andeuten. Er ist der größte Finder, der aus der Schule des Meisters hervorgegangen ist.«

Er wandte sich an Budur Peri: »Das wäre ein Wagnis, nach dem ich begierig bin.«

Sie musterte ihn wie jemanden, den man in eine Arena treten sieht und an dessen Schicksal man nicht unbeteiligt ist.

»Man sollte dergleichen lieber verwahren wie Antonio — als eins der Gifte, vor denen man zurückschreckt, mag der Besitz auch ein Gefühl der Sicherheit verleihen. Dennoch vertraue ich Ihnen das Kästchen an. Es kann nicht in besseren Händen sein.«

Lucius sah sie aufmerksam an, als ob er etwas Neues an ihr entdeckt hätte. »Sie machen mir eher Mut. Es scheint, daß Sie den Abenteuern nicht ausweichen. Das ist ein Zug, der mir gefällt.«

Sie lächelte. »Es mag wohl sein, daß auch ich eine andere Seite habe, wie Antonio, dessen Geheimnis Sie kaum vermuteten. Sie halten mich für ängstlich, und mit Recht — die körperliche Bedrohung flößt mir Schauder ein. Doch bin ich vielleicht mutig im Geistigen.«

»Dann fordere ich Sie zum eleusinischen Gange auf, wie ihn das Elixier verheißt.«

»In Ihrer Gesellschaft würde ich dazu fähig sein.«

Er nahm das Kästchen an sich und schloß es in die Panzerzelle ein.

Donna Emilia hatte Budur Peri unter ihre Obhut genommen und ging geschäftig bei ihr ein und aus. Sie brachte Blumen, Früchte, Zeitungen und sorgte, daß die Mahlzeiten pünktlich und reichlich eingenommen wurden wie auf einem Schiff.

Mit Kummer sah sie, wie Budur dennoch, vor allem Antonios wegen, einer immer tieferen Melancholie verfiel.

»Sie sollten Fräulein Peri etwas Gesellschaft leisten, damit sie sich nicht wie im Gefängnis fühlt. Wir müssen sie aufheitern.«

Lucius stimmte dem halb widerstrebend bei. Zum ersten Male fühlte er sich in einer zwiespältigen, ja irregulären Lage, in der er von keiner Seite aus gedeckt wurde. Er suchte daher die Anwesenheit der Parsin nach Möglichkeit zu ignorieren, wie einen Verstoß, den man nicht wahrhaben will. Andererseits konnte er nicht leugnen, daß Antonios Nichte etwas Neues in sein Leben zu bringen begann, das sich unter dem politischen Bann, der auf der Stadt lastete, immer stärker verhärtete. Da schien kein Ausweg mehr. Bald wurden seine flüchtigen Besuche häufiger und dehnten sich länger aus.

Nur selten ließ er sich noch unten am runden Tische sehen, wo er während der Vorbereitung des Unternehmens entschuldigt war. Auch pflegte man sich dort, wie überhaupt im Stabe des Prokonsuls, kaum darum zu kümmern, womit

der Einzelne sich außerhalb des Dienstes beschäftigte. Das galt für die Volière in noch erhöhtem Maß.

Lucius fragte sich zuweilen, ob das Geheimnis über seinen engsten Kreis hinausgedrungen war. Doch würden die Spuren in dieser aufgeregten Zeit wohl bald verwehen. Er hatte auch vermieden, den Doktor Becker noch einmal aufzusuchen, und eine seltsame Warnung bestärkte ihn in dieser Behutsamkeit. Bald nach dem Einzug von Budur Peri hatte sich unter seiner Privatpost ein Brief von unbekannter Herkunft vorgefunden — ein einfacher Zettel ohne Ort und Datum, auch ohne Unterschrift. Die Mitteilung beschränkte sich auf einen Satz:

»Antonio Peri ist seit gestern nach Castelmarino in das Institut des Doktor Mertens überführt.«

Die Handschrift ahmte Druckbuchstaben nach. Lucius sann lange über diese Botschaft nach. Sie konnte ebensowohl von Freundesseite stammen wie eine Falle sein. Auch war es möglich, daß Mauretanier die Hand im Spiele hatten. Auf alle Fälle war Vorsicht geboten, denn die Nachricht wies auf eine unbekannte Stelle hin, die sich mit ihm und seinem Verhältnis zur Familie Peri beschäftigte.

Ein zweiter Umstand gab dem Billett Gewicht. Im Zuge der Vorbereitung des Unternehmens war eine verschärfte Überwachung des Casteletto angeordnet, die Calcar von Vinho del Mar aus leitete. Lucius las in der Morgenmeldung, daß in der Tat am Vorabend die Überführung eines einzelnen Gefangenen auf die Insel vom Turm aus bemerkt worden war. Das schien, besonders in diesen Wochen, nicht ungewöhnlich, doch blieb die Korrespondenz der beiden Nachrichten merkwürdig. Die Infraaufnahmen, die den Bericht begleiteten, zeigten das Boot und seine Landung; sie ließen indessen nur einen Schatten ahnen, der von Bewaffneten umgeben war.

Lucius wollte Budur Peri durch diese Einzelheiten nicht ängstigen. Er hielt es nur für richtig, anzudeuten, daß Antonio als besonderer Gefangener des Landvogts in den Ker-

kern des Casteletto zu vermuten sei. Das war den Lagern gegenüber, in denen die Exekutionen ihren Fortgang nahmen, eher eine Verbesserung. Vor allem mußte ihr der Name des Toxikologischen Instituts verschwiegen werden, der von dunklen und grauenvollen Gerüchten umwoben war.

Inzwischen war es Lucius auch gelungen, in Begleitung von Costar aus der Mithrastraße nicht nur Teile von Antonios spezieller Bibliothek, sondern auch Stücke des Logbuchs in Sicherheit zu bringen, und er beschäftigte sich in den freien Stunden mit der Sichtung und Ordnung des geretteten Bestandes, den Spuren vandalischer Verwüstung zeichneten. Er legte mit Budur ein Register an, das Aufbau und Begrenzung der Sammlung erraten ließ. In ihrem Mittelpunkt standen die großen Anreger des 19. Jahrhunderts: de Quincey, E. Th. Hoffmann, Poe und Baudelaire. Doch führten die Drucke weit zurück, auf Kräuterbücher, Schwarzkünstlerschriften und Dämonologien der mittelalterlichen Welt. Sie waren zum Teil im alten Pergament belassen und schlossen sich um die Namen Albertus Magnus, Raimundus Lullus und Agrippa von Nettesheim, dessen »De Vanitate Scientiarum« sowohl in der Lyoner wie in der Kölner Ausgabe vertreten war. Daneben fanden sich der große Foliant von Wierus »De Praestigiis Daemonum« und die Kompilationen des Arztes Weckerus, zu Basel um 1582 herausgebracht. Auch fehlte das »Hexenbüchlein« des gleichen Autors nicht, das mit dem Machwerk des Siegfried Thomas über die Pulver der Zauberer und Zauberinnen zusammengebunden war. Besonders zierlich war eine zu Amsterdam gedruckte französische Übersetzung der »Zauberwelt« des Balthasar Bekker in vier Bänden, deren jeder durch eine verblaßte Inschrift des alten Theologen bereichert war.

Lesbarer waren einige wenige Werke der schönen Literatur, die sich, zumeist im Stil des Exotismus oder der verruchten Poeten, mit Antonios Thema beschäftigten. Zu ihnen zählte Maupassants Studie über den Äther, neben ver-

schiedenen Schriften zum Lobe des Tees, des Kaffees und des Weins. Sie alle wiesen Spuren oft wiederholter Lektüre auf. Von ihnen war wohl am bedeutendsten »Fumeurs d'Opium« von Jules Boissière in einem der gelben Umschläge aus der Zeit um 1890, der von Antonio pietätvoll mit eingebunden war. Lucius nahm das Büchlein auf die Insel mit und las es während der Überfahrt. Der Geist des Autors zog ihn durch die wunderbare Deckung von Traum und Klarheit an. Sie mag gelingen, wo westliche Herrscher sich der Sitze des fernen Orients bemächtigen — doch nur für kurze Zeit.

Der dritte Teil der Bibliothek betraf die Praxis der Schlüssel, wie sie im 19. und 20. Jahrhundert durch Chemiker und Pharmakologen entwickelt worden war. Doch schien hier viel zu fehlen — sei es, daß unter den Plünderern sich ein Liebhaber befunden hatte, sei es, daß sie den Handelswert erkannt hatten. Es fand sich noch ein Manual, das der Bereitung von Parfümen und Essenzen gewidmet war, ein alter Wälzer von Heidelberger Psychologen über die Wirkung der Mescalbottoms und eine Arbeit von Hofmann-Bottmingen über die Phantastica des Mutterkorns. Dann schien es eine ethnographische Abteilung gegeben zu haben, von der ein 1923 veröffentlichter Bericht von Sidney Powells über die Blumenschläfer Ceylons erhalten war, die sich in Gärten von überirdischer Schönheit unter der Aufsicht von Priestern mit Blüten hochzeitlich vereinigen. Das alles war, wie Randbemerkungen und eingelegte Zettel zeigten, von Antonio gut durchgesehen und in ein System gebracht.

Wenn diese Sammlung an die Karten und nautischen Führer eines Geographen erinnerte, so wies das Logbuch die Fahrten und Expeditionen nach. Zuweilen schien es, als sei der Text in Schiffskajüten bei starkem Seegang aufgezeichnet, dann wieder wurde er rein wellenförmig, wie man es auf Seismographenbändern sieht. Er gab den Umlauf der Bilder und Gedanken in allen Phasen der Ruhe und der Beschleunigung wieder, gleich einem Spiegel, der sich bald

schnell, bald langsam um seine Achse dreht. Bald wirkte er durch Verzerrung, bald durch Vergrößerung, dann wieder, indem er das unendlich Große zum Modell verkleinerte.

Lucius suchte, nachdem er die Blätter geordnet hatte, nach den Notizen über den Lorbeer und den Lorbeerrausch, doch schienen sie in eine der vielen Lücken der Aufzeichnungen zu fallen, die sich über einen Zeitraum von dreißig Jahren hinzogen.

Wer hätte diese Abenteuer dem stillen Bürger zugetraut, der so bescheiden und fleißig mit seinem Käppchen in der Werkstatt saß? Das war auch eine der Arten, auf die sich das Leben noch führen ließ — bei langsamer, doch köstlicher Verbrennung der Substanz. Kosmischer Reichtum strömte wie durch eine Ader in die Eremitenzelle ein. Die Tropfen fielen über hohe Wehre in den Abgrund und trieben das Mühlrad des Geistes an. Sie bildeten die Ornamente im Lebensteppich, den Vorhang vor den letzten und tödlichen Mysterien. Kein Zweck entweihte diese Einsamkeit.

Er, Lucius, fühlte sich freilich eher Fortunios Art verwandt. Der suchte die Horte jenseits der Hesperiden und in den Abenteuern der äußersten Entfernung auf. Auch dort war Einsamkeit. Doch blühten die Triumphe mehr aus dem Herzen als aus dem Geist. Das waren letzte Reiser, letzte Früchte am alten Heroenstamm. Sie wandten sich in der Begegnung von Anfang und Ende zum Mythischen zurück. In solchen Geistern vollendete sich das Streben der gotischen Forscher und Entdecker; der Wille zur Macht erlosch. Er wurde durch Reichtum abgelöst, durch Überfluß. Doch blieb der faustische Ursprung sichtbar auch dort, wo sie sich mit den Magiern im Ziel begegneten.

Wenn man es philosophisch faßte, so waren sie auf dem Seinsweg vorgedrungen und in der Welt der Dinge, während Antonio den Erkenntnisweg beschritt. Nigromontanus freilich lehrte, daß beide sich auf der Oberfläche schnitten und dort gemeinsame Figuren zeichneten.

Das Logbuch bildete auch das Thema der ersten größeren Gespräche mit Budur Peri, die den Unterschied von Lucius' Sicht zu der Antonios vor allem in der Herkunft sah. Sie meinte, daß hier nicht nur der Unterschied zwischen Okzident und Orient wirke, sondern zugleich ein Unterschied an Macht. Lucius gehöre zu den Eroberern der Welt, daher der Hunger nach Raum, die Sehnsucht nach Entfernungen. Antonio dagegen zähle zu den Unterdrückten dieser Erde und sei als solcher auf die geheimeren Genüsse angewiesen, zu denen der Besiegte seine Zuflucht nimmt. Es sei ein Gleichgewicht von Raum und Zeit gegeben, und wer an Raum verliere, der strebe nach Ausgleich in der Zeit. Das habe auch Antonio in den Labyrinthen des Rausches angestrebt. Bereits de Quincey habe auf die Äonen hingewiesen, die man in einer Opiumnacht gewinnt.

Lucius liebte bald die Gespräche mit Budur Peri; er suchte sie als große Erholung auf. Immer bleibt die Entdeckung eines Menschen ja das größte Abenteuer, vor allem, wenn sie mit einer Krise zusammenfällt. An dieser Frau erstaunte ihn ein androgynes Element — die Mischung männlicher und weiblicher Begabungen. Männlich war ihre Geistigkeit — so leicht und frei wie eine Klinge, die man con amore kreuzt. Doch kam noch eine Art der Einfühlung hinzu, die Männern nicht gegeben ist. Es schien, als ob sie mit dem ganzen Körper denken könne, so wie man mit dem ganzen Körper tanzt. Auf diese Weise wurde auch der Schatten einer Andeutung ergriffen, ja selbst die Tiefe, die sich dem Wort entzieht.

Lucius hatte zunächst vermutet, daß Budur die Partnerschaft durch reine Musikalität bestritt, die geistige Figuren intuitiv erfaßt. Ihr Urteil beruhte jedoch nicht minder auf guter Bildung, die ihr persönlich eigen war. Als Waise war sie im Hause Antonios aufgewachsen, umgeben von seiner Bücherwelt. Das gab ihr den in sich gekehrten Zug von Kindern, die früh auf sich verwiesen sind, die frühe nachdenken. Das Kindliche war stark in ihr und forderte zum Schutz heraus.

Vom Vater stammte wohl die den Parsen eigentümliche Begabung für Sprachen und der Sinn für die erlesenen Dinge, für Kostbarkeiten, wie ihn das freie Händlertum erwirbt, wenn sich die Kenntnis der Preise in ein unbestechliches Gefühl für Werte sublimiert. Das war den alten Parsenfamilien eigentümlich und dehnte sich auch auf den Charakter aus. Sie wußten immer, wem sie unbedenklich leihen konnten, und suchten die Sicherheit im Mann, nicht in der Unterschrift.

Mit diesem Erbteil mußte auch die Vorsicht zusammenhängen, die körperliche Angst, die Lucius anzog und befremdete. Das fiel vor allem auf, wenn sie ihn in Erörterungen über Antonios Schicksal oder auch das ihre verwickelte — als ob er Einblick in unerlaubte Winkel täte, in die Gespräche, wie sie die Verfolgten führen, wenn sie beisammen sind. Sie schienen das Böse als ein Naturereignis zu betrachten, vor dem man sich verbirgt, ja dem man, um sich angenehm zu machen, Verehrung zollt. Sie wären freilich längst vernichtet worden, wenn sie sichtbaren Stolz gezeigt hätten.

Das Böse galt den Parsen als Zwilling der Lichtmacht, mit der es sich durch die Äonen in wechselnden Triumphen maß. Das führte sie notwendig der Verehrung der Elemente zu, wie denn auch ihre Priester sich als Magier bezeichneten. Die Christen hielten sie für Gnostiker; die Muselmanen hatten sie im ganzen Orient durch die Jahrhunderte verfolgt und endlich aus Indien ausgetrieben, als dort die Herrschaft der Briten erloschen war. Dazu kam, daß man ihre Riten als ärgerlich empfand. Wenn Lucius Budur Peri betrachtete, dann drängte sich ihm zuweilen der Gedanke auf, daß dieser Körper bestimmt war, von den Fängen der Geier zerfleischt zu werden — bei dieser Vorstellung ergriffen ihn Schrecken und Zärtlichkeit.

Zwar zählte sie zu den aufgeklärten Parsen, doch bleiben immer ererbte Vorurteile, von denen man nie völlig läßt. Man sah das an ihrer Ehrfurcht vor der offenen Flamme,

selbst vor dem Licht der Kerzen, die Lucius bei Tisch zu brennen pflegte und die sie löschte, indem sie mit dem Ärmel fächelte, denn in der Berührung des Feuers mit dem Atem sah sie ein Sakrileg. Gewisse Tiere waren ihr zuwider und andere heilig; die einen gehörten zum Reich des Lichtes, die anderen zur Finsternis, die beide das Weltall teilten und spalteten.

Von Mutterseite hatte Budur Peri den Sinn für die germanischen Sprachen und ihre Literatur geerbt. Sie hatte bis zur vorletzten Verfolgung in Fernkorns Seminar gearbeitet. Es schien, daß sie die Lieblingsschülerin des kränklichen, doch höchst begabten Germanisten gewesen war. Lucius, der seine Vorträge besuchte und sich beim Ankauf der Manuskripte von ihm beraten ließ, erkannte die Marken seines Denkens an Budur wieder — darunter auch die Züge, die Fernkorns Gegner ihm vorwarfen. Man sagte ihm die allzu einseitige Zurückführung der Literaturen auf theologische Bezüge nach. Literaturgeschichte als solche bezeichnete er als eitel, wenn sie die Religionsgeschichte nicht als wesentliches Mittel zu Hilfe nahm. In diesem Sinn verlangte er von seinen Schülern, daß sie zunächst den Glaubensinhalt eines Autors ermittelten, als Quelle der schöpferischen Kraft. Als vorbildlich für die Methodik galt seine Studie über Bakunin, der er das Motto gegeben hatte: »Il n'y a d'intéressant sur la terre que les religions.«

Bei alldem hatte Lucius nicht den Eindruck der gelehrten Frau. Das Wissen war weniger ein Schlüssel zu den Dingen als zu ihr selbst. Es schloß sie wie eine Aura ein, wie ein Gewand mit seinen Falten, in denen das Spiel des Körpers sich verrät.

Lucius kam spät von Vinho del Mar zurück. Die Übung dort näherte sich durch ständige Wiederholung dem Zustand der mechanischen Perfektion. Es war notwendig, daß man ein Schema hatte, auch wenn es sich im Ablauf der Handlung veränderte. Vor allem war wichtig, daß ein Gefühl der

Unverletzlichkeit entstand, im Einklang mit einer halb automatischen, halb spielerischen Sicherheit. Die Mannschaft war eifrig bei der Sache; vor allem Calcar erwies sich als unermüdlicher Einfuchser. Er war vor kurzem zum Aquilifer ernannt. Wenn Calcar in der Berührung mit dem Feind ein Ziel erblickte, das sein Leben mit Sinn erfüllte, so schien sie für Winterfeld ein Wagnis, ein Abenteuer geistiger Art. Er sah ihr entgegen wie einem Buche, das spannend zu lesen ist, wie einem Spiel, das um den vollen Einsatz geht. Er hatte sich eng an Lucius angeschlossen, der sich gern mit ihm unterhielt.

Zuweilen erschien der Oberfeuerwerker auf der Insel und prüfte die technische Durchführung. Vor allem das Verhalten in den bestrahlten Räumen setzte große Aufmerksamkeit voraus. Am Abend schloß sich häufig noch eine Kahnfahrt an, bei der sie die Einzelheiten der Küste aufnahmen. Nach Art der Fischer hockten sie halbnackt im Boot und stellten nahe den Felsengründen den Doraden nach. Ein Blänker, der den Fliegenden Fisch nachahmte, wurde ausgeworfen, und wenn der große Räuber sich aus dem Wasser schnellte, um die Beute zu erhaschen, galt es, den Köder im rechten Augenblick anzureißen, damit er haftete. Der Fang war aufregend. Die Schuppen glänzten, wenn die Tiere auf den Spanten hüpften, wie frisch geschlagene Dukaten, dann färbten sie sich in der Ermattung purpurn und endlich violett.

Der Blänker gehörte zu den Spielzeugen des Oberfeuerwerkers; er wirkte als Kamera. Nicht nur die Küste von Castelmarino wurde auf diese Weise aufgenommen, sondern auch der Meeresgrund. Zwei Tätigkeiten, die einander deckten und von denen jede an sich Genuß bereitete — das war so übel nicht. Auch trank man vor der Rückfahrt noch ein Glas Wein bei Signor Arlotto im »Calamaretto«.

Donna Emilia hatte wie gewöhnlich bei Budur Peri für ihn gedeckt. Sie richtete die Speisen in der thermischen Küche des Arbeitszimmers an. Dort hielt sich auch Costar,

um zu servieren, bereit. Auf diese Weise vermied man unerwarteten Besuch.

Lucius sah tagsüber den Stunden der Unterhaltung entgegen wie einem Urlaub, wie einer dichter ausgefüllten Zeit. Es schien ihm, als ob in seinem Leben bisher etwas Kahles gewesen wäre, eine leere Stelle, die sich nun mit Farbe zu füllen begann. Der Mangel wurde ihm erst im Rückblick offenbar. Gespräche zwischen Männern blieben stets ein Überkreuzen, wie von Gitterstäben; man traf sich nur in den Schnittpunkten. Hier aber wog die Stimmung vor, der musische Akkord; und die Gedanken waren gekoppelt wie Pferde, die leicht und traumhaft anziehen. Man rollte über die Zeit hinweg.

»Costar, Sie können abtragen.«

Costar erschien und setzte den Nachtisch und die Kerzen auf. Lucius bediente sich jetzt des Phonophors. Er hatte das zunächst vermieden, im Bann der Vorsicht, die ihm im Umgang mit Waffen und Tabudingen anerzogen und zur zweiten Natur geworden war. Doch wurde das lästig wie die Betonung eines Kastenunterschiedes, der den menschlichen Verkehr beschattete. Sie sprachen schließlich selbst über das Unternehmen auf Castelmarino und andere Geheimnisse. Trotzdem ertappte Lucius sich bei einem Unbehagen, als er den Gast den Phonophor betrachten sah.

»Das also ist der berühmte Allsprecher — darf man ihn anfassen?«

»Eigentlich nicht«, hörte Lucius sich sagen, indem er ihr die kleine Maschine in die Hand legte. »Sie kennen ja die käuflichen Modelle — dieses hier unterscheidet auch nur die höhere Kapazität.«

Die Parsen hatten sich bis vor kurzem des Phonophors der Händler und Geschäftsleute bedienen können, der ihnen nach den Unruhen entzogen worden war. Man sah ja kaum einen Erwachsenen in Heliopolis, der ohne Sprecher ging. Die flachen Hülsen wurden in der linken Brusttasche ge-

tragen, aus der sie fingerbreit hervorragten. Der Wirkungsgrad war zu erkennen, und daraus ergab sich, wie in früheren Zeiten durch Rangabzeichen oder Ordensbänder, eine gewisse Hierarchie, die sich in Fragen des Vortritts, der Vorfahrt oder als Ausweis gegenüber den Behörden äußerte.

Serner hatte sich in seinen Studien auch mit dem Phonophor beschäftigt, und zwar in einer seiner kleinen Schriften, die unter dem Titel »Die drei Stufen zur Gleichheit« erschienen war. Die Reihenfolge der drei großen Revolutionen der Neuzeit war nach ihm fortgeschritten vom Religiösen über das Politische zum Technischen. Die erste dieser Umwälzungen war gegen den Priesterstand gerichtet; der Einzelne erkämpfte sich in ihr das Recht, unmittelbar zu Gott zu stehen. Die zweite hatte der alten Aristokratie gegolten und die Privilegien der Lehensordnung umgestürzt zugunsten der bürgerlichen Freiheit und des Händlertums. Und endlich war der Arbeiter erschienen und hatte die bürgerlichen Rechte in Funktionen des Übermenschen umgesetzt. In dieser Wandlung war die Freiheit dahingeschwunden; sie hatte sich in Gleichheit aufgelöst. Die Menschen glichen sich wie Moleküle, die nur durch Grade der Bewegung unterschieden sind. Und diesen Zustand nannte Serner die kinetische oder Arbeitswelt.

In diesem Rahmen hatte sich der Phonophor zu einem idealen Mittel der planetarischen Demokratie entwickelt, zu einem Medium, das jeden mit jedem unsichtbar verband. Die Gegenwart der alten Volksversammlung, des Marktes, des Forums war hier auf den Planeten ausgedehnt, ja über ihn hinaus. Vor allem war der Phonophor ein ungemeiner Vereinfacher. Seitdem er zur Perfektion gediehen war, hatten Volksabstimmung und Volksbefragung jede technische Schwierigkeit verloren; der Wille, die Stimmung der großen Massen waren unverzüglich zu erfahren und abzumessen, fast durch Gedankenkraft. Im Punktamt war eine der Maschinen aufgestellt, die wunderliche Rechenkünste meisterten. Das Ja, das Nein, das Unentschieden der Legionen

summierte sich in ihr in Funkenströmen und wurde im Augenblick ablesbar.

Freilich, so führte Serner aus, beschränkte sich das Recht zur Fragestellung stets nur auf wenige. Zwar konnten alle hören und Antwort geben, die Themen aber wurden von Einzelnen bestimmt. Es herrschte passive Gleichheit bei großen Unterschieden der Funktion. Die alten Fiktionen des Wahlrechts wiederholten sich im Automatenstil.

Der Phonophor trug auch Emblemcharakter, insofern er seinen Träger prima vista als geschäftlich und politisch Berechtigten bezeichnete. Dem früheren Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte entsprach in diesem Zustand die Einziehung des Phonophors, die Streichung aus dem Koordinatensystem. Mit der Ziffer verlor man auch das Gesicht.

Lucius ergriff das goldene Maschinchen und hielt es an das Licht. Als ob er einen Werbetext zitierte, wies er Budur Peri auf die leuchtenden Zifferblätter und Kontakte hin:

»Der Allsprecher. Ausführung für normales Gehör. Unkäuflich, unverkäuflich, unübertragbar und nur an der Funktion des Trägers haftend, nicht aber an der Person, von seltenen Ehrungen abgesehen.

Erteilt in jedem Augenblick Orts- und astronomische Zeit, Länge und Breite, Wetterstand und Wettervoraussage. Ersetzt Kennkarte, Pässe, Uhr, Sonnenuhr und Kompaß, nautisches und meteorologisches Gerät. Vermittelt automatisch die genaue Position des Trägers an alle Rettungswarten bei Gefahren zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft. Verweist im Peilverfahren an jeden gewünschten Ort. Weist auch den Kontostand des Trägers beim Energeion aus und ersetzt auf diese Weise das Scheckbuch bei jeder Bank und jeder Postanstalt und in unmittelbarer Verrechnung die Fahrkarten auf allen Verkehrsmitteln. Gilt auch als Ausweis, wenn die Hilfe der örtlichen Behörden in Anspruch genommen wird. Verleiht bei Unruhen Befehlsgewalt.

Vermittelt die Programme aller Sender und Nachrichten-

agenturen, Akademien, Universitäten sowie die Permanentsendungen des Punktamts und des Zentralarchivs. Gibt Einblick in alle Bücher und Manuskripte, soweit sie durch das Zentralarchiv akustisch aufgenommen und durch das Punktamt registriert worden sind, ist an Theater, Konzerte, Börsen, Lotterien, Versammlungen, Wahlakte und Konferenzen anzuschließen und kann als Zeitung und Auskunftsmittel, als Bibliothek und Lexikon verwandt werden.

Gewährt Verbindung mit jedem anderen Phonophor der Welt, mit Ausnahme der Geheimnummern. Ist gegen Anrufe abschirmbar. Auch kann eine beliebige Menge von Anschlüssen gleichzeitig belegt werden — das heißt, daß Konferenzen, Vorträge, Beratungen möglich sind. Auf diese Weise vereinen sich die Vorzüge des Fernsprechers mit denen des Radios.

In alledem«, fuhr Lucius fort, »liegt nichts Besonderes. Das Eigentümliche beruht auf der Verdichtung in einen kleinen Apparat. Man möchte meinen, daß der Stoff mit seinen kristallenen Gittern und seinen strahlenden Metallen unmittelbare Intelligenz gewönne und daß hier einer der Übergänge von der Technik zur reinen Magie gelungen sei, wie sie den Bergrat beschäftigen. Für ihn bedeuten diese Dinge nicht mehr als Krücken, durch die man das Gehen lernt. Er hält die Technik für eine Art der geistigen Beschleunigung, die endlich zum freien Fluge und dann zur Ruhe führt. Sie ist ihm ein Experiment des Geistes; die Apparatur wird überflüssig, wenn die letzten Formeln gefunden sind. Dann wird das Wort, die Dichtung, vielleicht Musik die Technik ablösen.«

Budur Peri hatte von neuem den Phonophor ergriffen und wandte ihn behutsam in der Hand.

»Wozu dann die Umwege? Man hat den Eindruck, daß der Geist die Welt von neuem dividiert und froh ist, wenn er zu den alten Ergebnissen gelangt. Wie leicht auch das Maschinchen ist — es müssen, um es auszuwerten, doch ungeheure Teilnehmerlisten nötig sein?«

»Solche Verzeichnisse bestehen in der Tat. Doch sind sie unbeweglich, denn sie würden einen Saal füllen. Die Partner werden durch die automatische Auskunft des Zentralarchivs erfaßbar, sofern man sie nicht durch das Punktamt vermitteln läßt. In beiden Ämtern und auch im Energeion hat jeder Allsprecher sein besonderes Personal. Es nimmt ihm die Mühe des Wählens ab. Daneben sehen Sie hier oben die Ziffernscheibe für die festen Verbindungen.«

Lucius bewegte das Rädchen, und man hörte Costar, zugleich im Arbeitszimmer und, deutlicher, im Apparat.

»Hier Costar, zu Ihrem Befehl.«

Er stellte ihm eine Frage und knüpfte eine andere Permanentverbindung an. Es meldete sich Mario:

»Hier Mario — zu Befehl.«

»Hat es Bedeutung«, fragte Budur Peri, »daß die Formeln ein wenig abweichen?«

»Sie deuten einen Unterschied in der Gefolgschaft an. Costar ist der Person verbunden und Mario der Funktion. Der Unterschied ist beinah unsichtbar; er ähnelt der Differenz von astrologischer und astronomischer Zuordnung. Indessen kann es Lagen geben, in denen er entscheidend wird. Doch lockt es Sie nicht, einen der zahllosen Geister zu beschwören, die an diese Zifferblätter geheftet sind?«

Er überreichte ihr den Apparat:

»Drei Buchstaben, neun Ziffern — nach Ihrer Wahl.«

Budur Peri bewegte die untere Scheibe, und eine sanfte Stimme in einer unbekannten Sprache antwortete.

»Das klingt nach indischen Grenzgebirgen — Sie haben vielleicht einen Lama in der Meditation gestört.«

Sie schob das Kästchen mit einer Bewegung des Widerwillens fort:

»Es muß ein niederer Geist sein, der diese Maschine zur Vernichtung der Einsamkeit erfunden hat.«

Lucius konnte nicht umhin, ihr zuzustimmen:

»Da haben Sie gleich den stärksten Einwand erfaßt. Übrigens ist auch ein technischer Haken bei der Sache, und

zwar insofern als Sie, solange Sie empfangen oder senden, anschneidbar sind. Der Ort, an dem Sie sich befinden, ist immer feststellbar. Das ist unschätzbar für die Polizei.«

Er ließ den Stecher, der die Sendung freigab, in die Ruhelage schnellen und fuhr dann fort:

»Das wäre, streng genommen, nach jedem Gespräch erforderlich. Aus diesem Grunde bedienen wir uns auch der alten Telefone, die besser abzuschirmen sind. Mit jeder Machtausweitung nimmt die Zahl der Angriffspunkte zu — das ist ein mathematisches Gesetz.«

»Sind Ihnen denn auch Anschlüsse möglich«, fragte Budur Peri, »die über den Erdraum hinausführen?«

»Gewiß — doch sind die Phonophore absichtlich in der Reichweite beschränkt. So werden Gespräche, die wir mit den Insassen von Raketen führen, allmählich schwächer, als ob sie sich in einem feineren Medium verflüchtigten. Sender, wie sie die blauen Piloten führen, werden nur in höchst seltenen Fällen auch Irdischen verliehen, wie etwa dem Bergrat, der Anschluß an den kosmischen Thesaurus hat. Es heißt auch, daß der Pater Foelix sich dem Regenten nähern kann.«

Costar trat ein und räumte die Leuchter ab. Lucius nahm Abschied; er wollte mit dem frühesten wieder nach Vinho del Mar aufbrechen, wo Sievers ihn erwartete.

In einer der Zellen des Zentralamts ließ Büter Teile des soeben geführten Gespräches repetieren und übertrug sie auf ein Meldeblatt. Er brachte den noch feuchten Bogen in das Kabinett des Doktor Becker, der seinen Dienst begann. Die Arbeit im Zentralamt war vorwiegend nächtlich — »Kinder, wenn es Nacht wird, bin ich König«, war einer der Leibsprüche, die Messer Grande geliebt hatte.

Der Doktor rieb sich in seinem Schädelkabinett die Hände, nachdem er den Bericht studiert hatte. Er klopfte Büter, der in devoter Haltung vor ihm verharrte, auf die Schulter:

»Nicht übel, die Sache macht Fortschritte.«

Die letzte Übung wurde durch scharfe Widerstände hindurchgeführt. Der Oberfeuerwerker hatte um eine der verfallenen Villen am Südstrand von Vinho del Mar ein Strahlengitter aufgebaut. Er führte zunächst die Möglichkeiten der Zündung an beweglichen und ungedeckten Modellen vor. Dem folgte die Durchgehung der Sperren mit imprägnierten Waffen und im Schutzgewand. Auch wurde die Schweißung der Schlösser und die Auslösung des kleinen Feuerschlages exerziert. Sievers erklärte endlich, daß er mit allem Technischen zufrieden sei.

Da Lucius auch taktisch nichts mehr auszusetzen hatte, reichte er dem Chef die Abschlußmeldung ein. Der General befahl ihm, sich bereitzuhalten, da Vollmond sich näherte. Er hatte den Abschuß des Schwebepanzers noch nicht verschmerzt. Das Unternehmen auf Castelmarino sollte die Quittung sein. Es war auch eine Machtprobe.

Lucius deutete Budur Peri an, daß er die Hoffnung hege, Antonio in Kürze zu befreien. Costar hatte den Tee serviert; der runde Kupferkessel dampfte im Ring aus thermischem Metall. Die Stunde war angenehm. Lucius streichelte das Fell von Alamut, der schnurrend auf seinen Knien lag.

»Man sagt, daß jenseits der Hesperiden, in Ihrer Heimat, die Technik keine Gültigkeit besitzt?«

Budur stellte diese Frage in einer Unterhaltung, die sie über Kindheitserinnerungen geführt hatten, und Lucius ging auf sie ein. Er dämpfte das Licht und wandte sich den Zerstäuber zu.

»Sie können das Burgenland als jene Schicht betrachten, die ruhend ist und trotzdem der Bewegung zugrundeliegt — denn jede Bewegung wird ja erst sinnvoll, wird erst möglich in Beziehung zu einem Ruhenden, als Ablösung davon. In diesem Sinne könnte man das Burgenland als die Substanz bezeichnen, die zwar politisch wirksam wird, wenn sie sich der Zeit verbündet, doch die im Kerne ruhend ist und aus der Ruhe die Macht gewinnt, wie aus zinsbarem Kapital.

Insofern gelten dort die Gesetze der Technik nicht. Habe ich mich deutlich ausgedrückt?«

»Ja, ich verstehe — Novalis, wenn er als Historiker geboren wäre, hätte Ähnliches gedacht. Doch reichte meine Frage nicht so weit. Ich meinte vielmehr, daß die Bewegung, einmal entfesselt, übermächtig werden kann und nun von sich aus die Substanz durch ihren Angriff aufzuzehren droht. Wie wollen Sie dem praktisch standhalten?«

»Sie meinen, wie wir unsere Sitze sichern, damit sie ihrerseits nicht in die Bewegung fallen und von ihr konsumiert werden?«

»Ja«, sagte Budur Peri, »das erscheint mir wunderlich.«

»Wunderlich gewiß, doch wiederum auch einfach für den unverwirrten Blick. Der Geist erfaßt nur die Bewegung, nicht aber die Substanzen; er sieht die Männer und nicht die Schicht, von der sie sich lösen, nicht ihren geheimen, unsichtbaren Hort.«

»Das ist mir deutlich — doch wenn die Männer fallen, wird auch die Heimat verödet sein. Sie findet keine Zeugen mehr. Die Kräfte, die der Landvogt um sich versammelt hat, sind zwingend; man möchte befürchten, daß Sie ihnen auf die Dauer nicht standhalten. Er zielt auf Herrschaft über eine entfärbte und nivellierte Welt. Die Sonderungen und Überlieferungen sollen im menschlichen Bestand verschwinden — so liegt im Angriff auf die Parsen ein Zeichen, das jede Eigenart bedroht.«

»Sie sollten die Macht des Landvogts nicht überschätzen; sie ist im Grunde technischer und damit zehrender Natur. Ihm fehlt der Anteil am Überfluß der Welt, von dem er nur als Widersacher profitiert. So würde er gerade durch den Sieg in seiner Nichtigkeit enthüllt. Er würde sich noch eine Zeitlang durch Liquidierung fristen und dann versiegen wie eine Pumpe, der das Wasser fehlt.«

Es war still im Palast bis auf die gedämpften Zurufe der Wachen, die sich ablösten. Lucius schwieg. Er hörte Alamut

schnurren, während die Funken des Zerstäubers knisterten. Die Unterhaltung belebte ihn. Die Dinge wiesen eine neue Seite auf, als höbe das Gespräch sie aus der Dunkelheit empor und teilte ihnen einen Schein der Freiheit mit. Er nahm den Faden wieder auf.

»Das Burgenland ist stärker als jede mögliche Bewegung, selbst stärker als die Realität. Zuweilen nähert sich die Wirklichkeit ihm an. Dann wird es durch starke Geister wiederentdeckt wie mythische Städte durch einen genialen Ausgräber.«

»Eben deshalb hat man den Eindruck, daß Ihr Prokonsul in einem Schloß wohnt, an dem die Zeit vorüberfließt.«

»Er darf es wagen, weil seine Fundamente in die Tiefe gehen. Inmitten der Massen lebt noch immer, wie Gold im Schwemmsand, ein Wissen, das sich der Aufteilung entzieht. Die Frage, der der Prokonsul nachsinnt, ist die, ob Masse in Volk zurückverwandelt werden kann.«

»Dergleichen beunruhigt wohl die Mauretanier kaum?«

»Nein, sie begrüßen eher die Massenbildung — die Masse ist berechenbar.«

»Ein Umstand ist mir noch nicht recht klar geworden«, fragte Budur Peri weiter, »ich meine jenen, daß die Mauretanier auf Rekrutierung aus dem Burgenlande angewiesen sind.«

»Sie müssen die Antwort darin suchen, daß Geist sich nur bis zu gewissen Graden in Macht umsetzen läßt. Der Anschlag ist gegenseitig — die Burgenländer wiederum versuchen, die Mauretanier zu gewinnen, um den ererbten Anspruch auch geistig zu profilieren wie eine Münze, die in Kurs gehalten werden muß. Sie übertragen ihnen die feineren Distinktionen, vor allem im Staatsrecht und in der theoretischen Ökonomie.

Die Mauretanier dagegen möchten die Burgenländer in die reine Exekutive drängen, um sich ihres ererbten Taktes zu bedienen, besonders in der Truppenführung, der konsularischen Verwaltung und der Diplomatie. Auf diese Weise kommt es in den Spitzen zur Abgleichung.«

Budur Peri hatte mit deutlichem Unbehagen zugehört. »Das alles erscheint mir zu verwickelt und nur erdacht, die Menschen zu beängstigen. Ich fürchte, daß Sie zu tief in diese Labyrinthe eingedrungen sind.«

Lucius stellte den Zerstäuber ab. »Sie mögen recht haben. Das fühle ich besonders in Stunden wie dieser hier. Sie kamen zur guten Zeit.«

Dann fuhr er fort: »Ich langweile Sie gewiß. Es sind elende Partien, die auf diesem Brett gespielt werden. Gedanken führen zur Unschuld nicht zurück. Man möchte meinen, daß Gott nur jene fördert, die danach trachten, die Erde in die Luft zu sprengen: hier findet man allein den Jubel, die Todesverachtung, den absoluten Willen, der für den großen Auftrag zeugt. Sollte das daran liegen, daß Er, wie damals vor der Sintflut, eine neue Schöpfung plant? Dann würde die Rolle des Regenten vielleicht die eines neuen Noah sein.«

Budur Peri hatte sich erhoben; sie hatte mit steigender Spannung zugehört.

»Nun rühren Sie wichtige Dinge an. Wo könnte man das besser als bei den Parsen nachfühlen? Wir glauben ja seit jeher, daß in den Zeiten der Finsternis ein neuer Sieg der Lichtmacht vorbereitet wird. Hier sollten Sie weitergehen. Was kann es dem Verurteilten nützen, wenn man ihm die Maschine schildert, die scharfsinnig zu seiner Hinrichtung erfunden ist? Sie sollten sich freundlicheren Dingen zuwenden.«

Lucius lachte. »Ich will nicht leugnen, daß ich da in eine gewisse Passion zurückfalle. Doch hätte wohl reine Sympathie genügt, um Sie den Fängen des Doktor Becker zu entziehen? Auch mit Antonio wird es ähnlich sein.«

Die Mitternacht war schon vorbei. Costar trat ein, um nach dem Samowar zu sehen.

»Woher haben wir den Tee bezogen?« fragte ihn Lucius.

»Donna Emilia kaufte ihn bei Zerboni, vor der Zer-

störung des Geschäfts. Es ist schwarzer Fukien; wir haben noch einen guten Vorrat davon.«

»Das trifft sich günstig«, wandte sich Lucius an Budur Peri, »wir haben da die beste Basis für das Elixier.«

»Sie sollten sich das aus dem Kopf schlagen, Lucius. Antonio wußte, warum er es in Reserve hielt.«

»Ich werde ihn befreien und um Rat fragen.«

»Er kann Ihnen das Risiko nicht abnehmen.«

»Es scheint mir nur halb so groß und doppelt verlockend, nachdem seine Nichte versprach, sich zu beteiligen. Wir werden über die Grenzen des Wortes hinausgehen.«

Er hielt Costar zurück und ließ Vecchio auftragen. Nachdem er eingegossen hatte, gab er dem Zerstäuber ein Motiv, das über Bilder und Melodien bis zur unmittelbaren Wahrnehmung hinabführte.

DAS UNTERNEHMEN AUF CASTELMARINO

Das Stichwort für den Angriff auf Castelmarino war erteilt. Lucius trat, um sich abzumelden, in den Panzerraum. Der Chef erhob sich; die Karte der Insel lag ausgebreitet auf seinem Arbeitsplatz. Ein Strauß von Tigerlilien flammte, sich in der dunklen Fläche spiegelnd, auf dem Tisch. Der Tag war heiter; die Wetterwarte auf dem Pagos sagte eine milde und kaum getrübte Vollmondnacht voraus.

Der General ging nicht auf das Unternehmen ein. Es war taktisch kaum von Bedeutung und galt mehr dem Prestige. Doch traf es eine empfindliche Stelle und konnte neue Unruhen einleiten. Aus diesem Grunde waren unter dem Vorwand einer Übung umfangreiche Sicherungen vorgesehen. Der Chef, der Sentimentalitäten nicht schätzte, entließ ihn mit einem Scherz.

Lucius stieg dann in die Volière, um sich umzuziehen. Er wollte auf einem Mittagsschiff nach Vinho del Mar über-

setzen und wählte einen Anzug, wie er für Lustpartien üblich war. Auch Costar zog sich um.

»Ich hoffe, daß ich Ihnen morgen von Antonio Nachricht geben, ja ihn vielleicht mitbringen kann«, sagte Lucius zu Budur Peri, als er von ihr Abschied nahm. Sie umarmten sich. Er fühlte sie leicht wie eine Feder, immateriell. Er dachte noch an Bord darüber nach. Die Schönheit einer Schwester ist wie die der Sterne, die man nicht begehrt.

Die Sonne berührte bereits die Kuppen von Vinho del Mar, als sie das große Boot ins Meer schoben. Der Oberfeuerwerker hatte noch einen Motor einbauen lassen, der für den Rückzug berechnet war. Er hatte am Nachmittag noch einmal alle Möglichkeiten durchgesprochen und begleitete die Mannschaft an den Strand. Dort nahm er Abschied; er wollte die Nacht auf dem Wachtturm zubringen. Auch dort lag eine verstärkte Besatzung alarmbereit. Er winkte, während der Kiel über die Kiesel knirschte und dann sich mit den leichten Wellen hob und senkte; sie sahen am Ufer noch lange seinen roten Bart.

Lucius saß am Steuer und lenkte das Boot nach Art der Fischer, die ihre Gründe absuchen. Die Ausrüstung war zwischen den Spanten wohl verpackt; doch lagen die Waffen schon griffbereit. Das Blau des Meeres dunkelte im Abendlicht und warf goldene Ringe, wo die Ruder eintauchten. Die braunen Körper hoben sich herrlich von ihm ab. Dann schmolzen die Küsten in die Dämmerung ein. Die ersten Sterne spiegelten sich zitternd in der dunklen Tiefe, die sich belebte wie ein großes Tier. Am Wachtturm von Vinho del Mar und gegenüber in den Kerkern von Castelmarino glommen Lichter auf. Im Norden, über der Seestadt, war der Horizont entzündet; die Zeichen der Luft- und Meereshäfen pulsierten im roten Dunst.

Mit leichten Ruderschlägen durchschnitten sie die Enge von Castelmarino und näherten sich der Insel an. Man hörte den sanften Anschlag der Wogen am Klippenrand. Die Nacht war schwül; das Wasser glomm um den Kiel und an

den Ruderblättern, zuweilen glitt ein großer Fisch, wie mit dem Silberstift erhellt, unter dem Boot dahin. Die Ohren schärften sich; der Atem ging tiefer ein.

Nun stieg der Mond mit runder Scheibe aus perligem Gewölk empor. Die Sterne um seinen Hof verblaßten; die Felsen traten schwarz hervor. Am Ufer von Castelmarino leuchtete zwischen den Klippen eine schmale Sichel auf: der Umriß der Sandbank, die zur Landung erkoren war. Lucius gab das Zeichen zur Gefechtsbereitschaft; die Männer nahmen die Waffen auf. dann ließ sich der junge Winterfeld behutsam über den Bootsrand gleiten und schwamm der Sandbank zu. Er sollte als Späher die Landung sichern, obwohl ein Hinterhalt kaum zu befürchten war.

Nach kurzer Frist lief auch das Boot das Ufer an und setzte leicht auf dem Sandstrand auf. Es wurde leise an Land gezogen und in den Schatten der Klippen eingestellt. Sie öffneten die Ballen und kleideten sich schweigend mit vorgeübten Griffen an. Lucius sah nach der Uhr. Dann wies er Mario, der mit zwei Begleitern das Boot bewachen sollte, seinen Ort auf einer Klippe an. Mario war mit Leuchtsignalen ausgerüstet, um bei bedrohtem Rückzug den Landungsplatz zu kennzeichnen. Lucius hatte Melitta versprochen, auf ihn zu achten, und daher hatte er ihm diesen Posten zugewiesen, mit dem Mario nur wenig einverstanden war. Er hätte lieber mit Costar oder Winterfeld getauscht.

Es blieb noch eine Viertelstunde Zeit. Costar teilte starken, dampfenden Kaffee aus einer Flasche aus. Lucius ließ noch einmal die Uhren vergleichen und dann antreten. Er führte, begleitet von Costar und Winterfeld. In kurzem Abstand folgte Calcar mit seinem Trupp. Sie klommen, zunächst mühsam, das steile, von Wolfsmilch und Ginster überwucherte Gestein hinan. Dann schlugen sie einen Pfad ein, der, vielleicht durch Tiere ausgetreten, dem Inneren der Insel zuführte. Zuweilen leuchtete ein Licht vom Kerkerturm, nach dem sie sich richteten.

Der Mond erhellte das Gelände mit trügerischem Glanz. Der wilde Bewuchs schien hin und wieder durch angebaute Stücke unterbrochen, durch kleine, von Dornensträuchern eingehegte Gärten, aus denen ein starker Geruch aufstieg. Lucius erkannte ein Mohnfeld mit Blüten, die wie blasse Ampeln leuchteten, und einen Acker voll Bilsenkraut. Dann kam ein Hang, der wie mit violettem Glimmer von einer weichen und glatten Masse überzogen war. Ein scharfer, schwammiger Dunst umwob ihn; die Füße glitten auf ihm aus. Das mußten die Pilzgärten des Doktor Mertens sein. Lucius entsann sich einer Unterhaltung, in welcher dieser Wissenschaftler sich zu vorgerückter Stunde im »Blauen Aviso« seiner Zuchten gerühmt hatte. Er schien der Meinung, daß es ihm gelungen sei, die tote Materie zum Wachstum anzuregen und auf diese Weise Ersatz für Stoffe zu gewinnen, die sonst das Leben zeugt.

Die »Umwandlung von chemischen in physiologische Fabriken« gehörte zu seinen Steckenpferden, die nicht nur den Landvogt schweres Geld gekostet hatten, sondern auch manchen armen Teufel Haut und Haar. Ganz ähnlich wie die Theorien des Doktor Becker trieben auch die seinen einem intelligenten Kannibalismus zu.

Indem sie den schlüpfrigen Saum umschritten, gelangten sie auf eine Kuppe, von der aus man das Innere der Insel übersah. Es fiel in eine Senke ab, in deren Mitte sich das Institut erhob, das einem Landhaus glich. Es trat im Mondlicht in jeder Einzelheit hervor. Dazu kam noch ein grüner Schimmer, der an den Mauern haftete. Man hätte in diesem Licht kaum hoffen können, die Fläche ungesehen zu überschreiten, doch führte eine Allee von Lebensbäumen in gerader Linie auf den Eingang zu. In ihrem Schatten näherten sie sich behutsam mit vorgehaltenen Waffen dem Gebäude an.

Vor einer Hecke, die den Park umschloß, ließ Lucius noch einmal haltmachen. Calcar verteilte seine Gruppe und

achtete darauf, daß sich die Fläche bis zur Eingangspforte von ihren Waffen bestreichen ließ. Er blieb dort zur Sicherung zurück. Lucius, Winterfeld und Costar streiften inzwischen die Gespinste über und schritten von Schatten zu Schatten auf das Gebäude zu.

Der Park war licht gehalten; ovale Namensschilder zeichneten die Bäume und Gesträuche aus. Die schmalen Glocken einer großen Datura leuchteten; die roten Blüten der Hibiskushecken dunkelten zu tiefstem Schwarz. In steingefaßten Becken öffneten Seerosen sich dem bleichen Licht. Das Eingangstor stand weit geöffnet, in verräterischer Gastlichkeit. Lucius prüfte die Stufen der Treppe und die Schwelle, ehe er sie überschritt. Er fühlte ein Unbehagen, dessen er sich vom Durchqueren von Minenfeldern her erinnerte. Der Boden war trügerisch.

Das Vestibül war wie ein Schachbrett mit hellen und dunklen Platten ausgelegt. Ihm schloß sich ein mit Sesseln und einem runden Tisch möblierter Empfangsraum an. Der Eindruck war würdig; die Wände waren kahl bis auf ein großes Bild, auf dem man zwei Greise vor dem Hintergrund eines Gebirges beschäftigt sah. Lucius trat näher und entzifferte die Unterschrift: »Moses und Aaron teilen hinter dem Sinai das Goldene Kalb. Deveria.«

Ein leises Geräusch in seinem Rücken schreckte ihn aus der Betrachtung des sonderbaren Kunstwerks auf. Er wandte sich um. Ein alter Mann war eingetreten, der die Gruppe mit erstarrten Augen musterte. Er war in eine gestreifte Livree gekleidet; sein Anblick erinnerte an einen herrschaftlichen Diener — weiße Koteletten zogen sich von den Schläfen fast bis zum Kinn herab. Doch war auch etwas Widriges, Nächtliches an ihm. Die Augenlider waren entzündet, und an der Haut fiel eine welke Blässe auf, als sei sie durch die Gewohnheit infamer Leidenschaften ausgelaugt. Er hatte das Berufsgesicht von Menschen, die auf den Umgang mit Leichen angewiesen sind. Sein Blick verweilte auf den Gestalten, die bewaffnet und in den gläsernen Ge-

spinsten vor ihm standen, dann fing er zu zittern an. Costar, der ihm am nächsten stand, ergriff ihn am Hals und stieß ihn an die Wand. Winterfeld schlug die Pistole auf ihn an. Lucius trat zu ihm und tastete ihn ab. Der Alte war waffenlos. Dann flüsterte er ihm zu:

»Wo ist der Abwehrschalter? Schnell, ehe man dich zur Hölle schickt!«

Costar verstärkte seinen Druck.

»Wir können dich schon etwas vorrösten.«

Der Greis begann zu taumeln — es schien, als ob ein Krampf im Halse ihm die Stimme lähmte; man hörte nur ein Krächzen, wie das eines Vogels, den man im Neste überrascht. Dann deutete er auf eine Stelle neben der Eingangstür. Sie schleppten ihn dorthin. Er schob ein verdecktes Feld der Täfelung zurück. Dahinter erschien ein Schalter, neben dem ein rotes Auge glomm. Es war eine der üblichen Sicherungen; Lucius blendete sie ab. Das rote Licht erlosch, ein grünes leuchtete an seiner Stelle auf. Die Tönung der Wände nahm eine andere Farbe an.

Lucius befahl dem Pförtner, sich mit dem Gesicht zur Wand zu kehren, und trug Costar die Bewachung auf. Der Zwischenfall war günstig; man konnte in größerer Ruhe arbeiten. Es schien, daß außer diesem Diener zur Nachtzeit niemand im Hause war. Mertens und seine Assistenten flogen am Abend in die Stadt. Die Aufwartung wurde von Gefangenen besorgt.

Den Bibliotheksraum, den Lucius und Winterfeld betraten, erhellte gleichfalls schattenloses Licht, das von den Wänden und auf den Bücherrücken leuchtete. Ein Tisch, den Zeitschriften bedeckten, nahm seine Mitte ein. Man sah darunter nicht nur das große, von Mertens herausgegebene »Archiv für allgemeine ...«, sondern auch seine »Blätter für angewandte Toxikologie«, die das Zentralamt als Geheimsache behandelte.

Sie traten an die Fächer und schlugen einige der Bücher auf. Die Sammlung erweckte einen unheilvollen Eindruck,

sowohl in ihren Einzelheiten als auch in der Komposition. Es schien, daß sie vor die historische Abteilung geraten waren; die Titel wiesen auf ältere Werke hin. Das erste, das Lucius öffnete, behandelte die Leidensgeschichte eines Hundes, dem man das Gehirn herausgeschnitten hatte und der dann jahrelang künstlich erhalten worden war. Es war in einem Petrograder Staatsverlag um 1930 veröffentlicht. Ein Vorwort feierte die Leistung als einen der Triumphe der Wissenschaft.

Dann reichte ihm Winterfeld ein schmales, sorgfältig in Leder gebundenes Bänddchen und deutete auf den Titel: »Denkschrift, betreffend die gewerbliche Verwertung von Menschenhaut. Von mehreren Gelehrten dem Hohen Convent eingereicht im Fruktidor des Jahres IV.« Lucius ließ es zu Boden fallen und wandte sich einem Bündel von Broschüren zu. Sie schienen sich mit den Fortschritten zu befassen, die im Abblasen von Giften aus der Luft erzielt waren. Darunter war die Beschreibung einer Fabrikeinrichtung, die der Massenerzeugung des Erregers der Kinderlähmung gewidmet war, gedruckt im Jahr des Heiles 1952 zu Indianapolis.

Demgegenüber war der Rundgang durch die Katakomben des Oberfeuerwerkers als beschaulich anzusprechen; Lucius verzichtete auf weitere Einblicke. Er faßte Winterfeld am Arm:

»Lassen Sie die Scharteken liegen und kümmern Sie sich um den Dienst.«

Er blickte sich um und überlegte: »Das dürfte der rechte Ort sein, um das Entenei zu legen. Geben Sie her.«

Der Fähnrich reichte ihm die kleine Bombe; sie hatte ein bedeutendes Gewicht. Lucius stellte sie auf Kontakt. Dann setzte er sie behutsam hinter die unterste der Bücherreihen, deren Folianten er sorgfältig wieder ordnete. Der Auftrag war damit erfüllt und längeres Verweilen unbegründet, doch hielt er den Begleiter durch ein Zeichen auf und sagte:

»Wir wollen noch das Gebäude absuchen.«

Er überlegte und fügte hinzu: » ... damit kein Unbeteiligter zu Schaden kommt.«

Winterfeld nickte und öffnete die nächste Tür. Sie führte in ein weites Laboratorium. Hier herrschte peinliche Ordnung; vor jeden Arbeitsplatz war ein gläserner Abzug eingebaut. Der Umstand und andere wiesen auf die Art der Stoffe hin, die man behandelte.

Sie schritten durch die mit Waagen, Mikroskopen und Standgefäßen bestellten Tische und gelangten auf einen Flur, auf den andere Türen mündeten. Sie trugen Schilder, wie man sie in den wissenschaftlichen Gebäuden findet; man las Aufschriften wie »Direktor«, »Museum«, »Schlangenzwinger«, »Kustos«, »Zweiter Assistent«. Lucius öffnete eines der Gemächer, das als »Sektionsraum« bezeichnet war, und blickte kurz hinein. Ein unbekannter Toter lag dort auf einer gläsernen Platte ausgespannt, die fließendes Wasser überrieselte. Der Leichnam hatte den letzten Grad der Auszehrung erreicht. Er beugte sich über das Gesicht, auf dem ein Lächeln ruhte, und schüttelte den Kopf.

»Es muß noch eine Gefängniszelle im Gebäude sein.«

»Dann kann es sich nur um diese handeln«, antwortete Winterfeld und wies auf einen Eingang, der neben dem Sektionsraum lag und durch die Aufschrift »Laborand« gezeichnet war. Er fügte hinzu:

»Man sagt, daß Doktor Mertens ein Freund grammatischer Finessen sei.«

Lucius lächelte. Die Randbemerkung würde den Chef erheitern; sie qualifizierte den jungen Mann zum Kreuz. In Augenblicken höchster Spannung, sei es nun der Gefahren oder auch der Lust, sich scheinbar unbeteiligt entlegenen Kombinationen hinzugeben, galt im Palast als Tugend; man nahm auch den Zynismus dabei in Kauf. Im Arbeitszimmer des Prokonsuls hing ein Bild des Grafen Dejean; der Maler hatte ihn vor dem Befehl zum Angriff auf Alcanizas bei der Betrachtung einer Blüte dargestellt. Die Nähe des Todes sollte die Dinge deutlich machen wie starker Druck Kristalle im Gestein. Das grenzte zuweilen an l'art pour l'art.

Die Türe war von Eisen und die einzige, die fest verschlossen war. Sie mußten Gewalt anwenden und hefteten nach Sievers' Vorschrift eine Ladung an das Schloß. Der Zündung folgte ein dumpfer Stoß; die Schale fiel klingelnd auf die Fliesen des Korridors. Die Tür sprang auf; der Brandsatz hatte ein zirkelrundes Loch in das Metall geschweißt. Sie traten ein.

Der Raum war fensterlos; doch die geweißten Wände waren von blendendem Licht getränkt. Ein Brodem von verdampftem Eisen erfüllte ihn. Die Einrichtung beschränkte sich auf eine schmale Lagerstatt. Ein Mann mit grauen Haaren und weißem, ungepflegtem Barte hatte sich auf ihr halb aufgerichtet; er wand sich im Hustenkrampf.

Lucius trat an das Lager und musterte die ausgemergelte Gestalt. Ein Leinenkittel, wie ihn die Häftlinge des Casteletto trugen, verhüllte kaum die jämmerlichen Glieder, die an ein mit Haut bekleidetes Skelett erinnerten. Auch Winterfeld betrachtete das Schreckensbild. Er murmelte:

»Der Chefarzt scheint auf Diät zu halten — ein Muselmann.«

Lucius beugte sich auf den Abgezehrten nieder und ergriff behutsam seine Hand.

»Antonio — wie haben Sie sich verändert — kaum hätte ich Sie erkannt. Doch ahnte ich, daß ich Sie hier finden würde — ich komme, um Sie zu befreien. Auch Ihre Nichte ist in Sicherheit.«

Ein Lächeln begann die Züge des Parsen zu durchglimmen wie eine Aschenschicht. Er streichelte Lucius Ärmel und flüsterte:

»Ja, Budur — die Sorge um sie war schlimmer als alles andere. Sie ist in Sicherheit. Auch wenn ich träume, ist die Nachricht gut. Ich habe Durst.«

Lucius nahm die Flasche, die Costar ihm mitgegeben hatte, und labte ihn. Der starke, mit Rum versetzte Kaffee schien Antonio zu beleben; er richtete sich auf, und seine Stimme nahm an Klarheit zu.

»Sie sind der Kommandant de Geer. Ich grub Ihr Wappen oft in Ihre Bücher ein — ein Lanzeneisen in Lilienform. Sie haben mich getroffen, wie man den Menschen treffen muß.«

Er sah ihn dankbar an.

»Ich hätte nicht gehofft, daß der Prokonsul an mich denken würde — ich sehnte mich nur noch nach dem Tod.«

Er fuhr sich, wie von einem jähen Schmerz durchschnitten, an die Brust:

»Sie haben mir Gift gegeben — es gibt in diesem Hause nichts, das nicht vergiftet ist. Nicht Brot, nicht Wasser, ja nicht einmal die Luft, die durch die Schlüssellöcher kommt.«

Er deutete auf eine Tafel, die zu Häupten des Lagers hing. Sie trug ein Gitter, durch das sich eine Fieberkurve rankte — sie war mit anderen Linien kombiniert. Der Doktor Mertens galt als einer der besten Köpfe von Heliopolis, als feinster Kenner des menschlichen Körpers und seiner Möglichkeiten, und sicher komponierte er solche Fälle mit ähnlichem Genuß wie ein Künstler Melodien auf einem Notenblatt.

Lucius knöpfte dem Liegenden den Kittel zu.

»Hier sind auch Ihre Schuhe, Antonio. Sie müssen das vergessen; es wird bald hinter Ihnen liegen wie ein böser Traum. Budur erwartet Sie. Sie werden wieder arbeiten und uns durch Ihre Kunst erfreuen.«

Er half ihm vom Lager auf.

»Wir müssen uns beeilen — in einer halben Stunde steht hier kein Stein mehr auf dem anderen.«

Sie schickten sich an, die Zelle zu verlassen; Winterfeld ging als erster, und Lucius führte Antonio am Arme nach. Als er die Schwelle knapp überschritten hatte, kam es zu einem Zwischenfall. Sie hörten das Knistern einer trockenen Entladung, und ein violettes Geflecht spann sich im Zwischenraum der Pfosten aus. Es leuchtete nur für die Kürze eines Blitzstrahls auf.

Winterfeld wandte sich erschrocken um:

»Ein Kurzschluß — fühlen Sie sich unwohl, Kommandant?«

»Ich glaube nicht, daß ich berührt wurde. Wir hätten daran denken müssen — o, das ist ärgerlich.«

Er musterte Antonio, der den Vorgang nicht wahrgenommen zu haben schien. Die Aussicht, seinem Kerker zu entrinnen, schien ihn einzig zu beschäftigen.

»Wir dürfen ihn so nicht weiterführen. Holen Sie den Pförtner, Winterfeld.«

»Zu Befehl, Kommandant.«

Lucius rief ihm nach:

»Doch halten Sie sich hinter ihm!«

Winterfeld kam mit Costar und dem Gefangenen zurück. Lucius zeigte dem Mann die Tür:

»Treten Sie in die Zelle; wir werden Sie einschließen.«

Der Alte sträubte sich:

»Das ist unmöglich. Nicht dort hinein!«

»Das hatte ich erwartet, Bursche. Du wußtest also, daß es noch ein zweites Gitter gibt? Das kostet dich den Hals.«

Der Pförtner warf sich auf die Knie.

»Ich hatte im Schrecken nicht daran gedacht. Ich spreche die Wahrheit, Herr. Ich weiß ja, daß ich auf alle Fälle verloren bin. Herr Doktor Mertens ...«

»Sei still. Du hast nur zu beantworten, was man dich fragt.«

Er wandte sich zu Costar und Winterfeld:

»Wir können die Mäntel ablegen. Der Ausweg ist sicher, da er ihn beschritt.«

Sie streiften die Gespinste ab. Auch legten sie daneben, was von der Ausrüstung entbehrlich geworden war, und behielten nur die Waffen in der Hand. Lucius drängte zur Eile, denn es war anzunehmen, daß der Kontakt zugleich die Wachen des Casteletto alarmiert hatte.

Costar ergriff den Pförtner am Kragen und stieß ihn vor sich her, während Lucius Antonio geleitete. Sie fanden den Ausgang ohne Schwierigkeit und eilten durch den Park zur Hecke, hinter der Calcar mit seiner Gruppe wartete. Kaum waren sie in ihrem Schatten, als sich der Gegner meldete.

Vom Casteletto dröhnte ein Kanonenschuß. Ihm schloß sich die Leuchtbahn eines Geschosses an, das funkensprühend aufstieg und sich zu einer weithin blendenden Rakete entfaltete. Die sanften Konturen des Mondlichts wurden durch einen grellen, kalkigen Glanz gelöscht. Der Leuchtkreis des schwebenden Geschosses schloß die ganze Insel und ihre Vorgewässer ein. Bald wurden Rufe und ein unbestimmtes Feuer aus der Gegend des Kerkerturmes laut.

Der Anschlag war vorzeitig entdeckt. Es blieb zu hoffen, daß die erste Verwirrung den Rückzug begünstigte. Lucius sah sich nach Calcar um. Er fand ihn in einer dunklen Gruppe, die um einen hingestreckten Körper beschäftigt war. Sie hatten den Pförtner niedergemacht.

Inzwischen fuhren aus der Richtung des Kerkers weitere Raketen hoch. Man hörte den Aufschlag von Geschossen in den Bäumen und an den Mauern des Instituts. Lucius wies Calcar an, sich mit den Posten durch die Allee zurückzuziehen, und folgte mit Winterfeld und Costar nach. Antonio hielt sich besser, als zu erwarten gewesen war. Die Nachtluft schien ihn zu beleben und anzuspornen über die Kraft hinaus. So gab es seinetwegen keinen Aufenthalt.

Im Schatten der Bäume erreichten sie den Höhenrand. Die Insel war jetzt von einer großen Zahl von Lichtern wie eine Arena überstrahlt. Wo die Raketen bereits erloschen waren, trieben weiße Wölkchen, die gleichfalls Licht verbreiteten. Und immer noch perlten neue Funkenbahnen auf. Man hörte Schüsse, Sirenen, das Gebell von Hunden, die Rufe von Streifen, die sich verständigten.

Im Mittelpunkt der Insel leuchtete, von schwarzen Bäumen eingeschlossen, das Institut. Der Glanz, der sich auf ihm vereinte, war so stark, daß er den Bau in seiner Wirklichkeit versehrte und seinen Mauern imaginäres Leben, das Gleißen einer Fata Morgana gab. Lucius faßte ihn ins Auge wie ein Schütze, der seines Zieles sicher ist. Er hielt den kleinen Sender in der Hand und hatte den Daumen am

Kontakt. Man sah jetzt in ameisenhafter Größe Figuren auf der Treppe des Instituts. Er wartete noch einen Augenblick.

Merkwürdig, sann er, wenn es durch Uhren und abstrakte Kombinationen zu töten gilt, faßt mich kein Skrupel an. Das kann nur daran liegen, daß das Böse in Menschen wie Calcar natürlich und in mir geistig mächtig ist. Er wandte sich an Antonio, der ihm zur Seite stand:

»Antonio, blicken Sie noch einmal auf die Stätte, an der Sie schmachteten. Auch Kerker sind nicht für die Ewigkeit gebaut. Geben Sie acht!«

Das Haus mit seinen Fenstern und Portalen schien sich jäh von innen zu erleuchten; die Säulen und Fassaden umschlossen es wie Filigran. Dann brach der Giebel, und, ihn spaltend, schoß eine blaue Flamme mit weißgezacktem Kelchrand zum Firmament. Das Schauspiel war blendend, ihm folgte Dunkelheit. Erst nach Sekunden gewannen die Augen die Sehkraft wieder, um zu erblicken, daß an der Stelle, an der das Institut gestanden hatte, sich eine Rauchsäule erhob. Sie stieg zu großer Höhe und krönte sich in einer Wolke, die bald die Insel überschattete. Die intelligente Schinderhütte des Doktor Mertens war in Atome aufgesprüht und dann verloschen wie ein böser Traum.

Der Anblick des Flammenstrahles hatte Lucius mit ungeahnter Lust durchzuckt. Er fühlte jetzt höchste, standbildhafte Sicherheit, den Anschluß an ein Kraftfeld von ungeheurer Macht.

Dem Anschlag folgte eine Spanne des Entsetzens, dann brach der Trubel von neuem los. Die Insel schien weit stärker besetzt, als zu vermuten gewesen war. Sie eilten zum Landungsplatz. Am Abhang wurde der Boden glatt und trügerisch; sie waren in die Pilzgärten geraten, in deren Fläche sich die Lichter unheilvoll spiegelten. Auch zwischen den Klippen und in den Ginsterbüschen gab es Aufenthalte — vor allem, weil Antonios Kräfte plötzlich zu schwinden begannen; der Fähnrich und Costar zogen ihn mit sich fort.

Bei alledem war günstig, daß dank den Signalen, die Mario abschoß, über die Richtung kein Zweifel blieb.

»Das Ende scheint die Last zu tragen«, sagte Winterfeld am Ufer, indem er nach oben zeigte, wo die Raketen sich verdichteten.

»Ja, wir sind festgestellt.«

Die Schar war vollzählig. Lucius ließ das Boot ins Wasser schieben, das jetzt wie ausgegossenes Silber leuchtete.

Sowie sie flott geworden waren, zogen sie die Ruder ein. Mario ließ den Motor laufen, während Lucius am Steuer saß und in die offene See hinauslenkte. Er fühlte einen starken Schmerz am rechten Arm, als hätte ein Feuer ihn versengt. Antonio schien rasch zu verfallen; er lag am Boden ausgestreckt.

Das Licht war so durchdringend, daß man den Felsgrund des Meeres sah. Das Boot schnitt weithin sichtbar in seinen Spiegel ein. Als es den Schutz der Bucht verlassen hatte, wurde es auch vom Boden angestrahlt. Ein starker Werfer erfaßte es zuerst; bald würden andere nachfolgen.

Lucius hatte das Bild zu oft gesehen, sei es beim Übungsschießen, sei es in Gefechten, um über seinen Ausgang ungewiß zu sein. Das Ziel begann sich zunächst mit Licht zu tränken, dann Rauch zu ziehen, und bald zersprühte es in der Nacht, während tausend Augen im Umkreis gierig und wohlgefällig zusahen. Er schlug das Ruder ein, um abzuweichen — doch konnte das nur eine Verlängerung im aussichtslosen Endspiel sein.

Indessen kam es zu einer unverhofften Wendung: der Wachtturm von Vinho del Mar trat ins Gefecht. Auf seiner Spitze wurde, rot angestrahlt, der Adler des Prokonsuls sichtbar, und in rascher Folge sprühten aus seinen Scharten Geschosse auf das Casteletto zu. Der große Scheinwerfer erlosch. Der Oberfeuerwerker mischte sich ein. Er hatte sicher die Gelegenheit mit Ungeduld erwartet, doch schien es, daß er, wie Lucius mit Erstaunen wahrnahm, auch in die

Nähe des Bootes schießen ließ. Es mußten besondere Geschosse sein, die er verwandte; sie fuhren zischend über den Wasserspiegel, und von ihren Bahnen stiegen Nebelsäulen auf. Bald waren Bucht und Meerenge in dichten Dunst gehüllt.

Die Männer, die bereits gedämmert hatten, richteten sich auf. Sie spürten die Heiterkeit, die, wenn der Tod das Leben streifte, das Herz berauscht. Der alte Sprühteufel hielt stets Überraschungen bereit. Es war Verlaß auf ihn. Er hatte bei der Truppe einen guten Namen, und dieses Treffen würde den Legenden, die sich um ihn wanden, ein neues Blatt hinzufügen. Was den Soldaten ausmacht, ist im Grunde einfach, und Sievers war es angeboren: im rechten Augenblick am rechten Ort zu sein.

Das Feuer hatte sich zerstreut und schlief dann gänzlich ein. Lucius schlug den Kurs zum Wachtturm ein. Sie legten ohne Zwischenfälle an. Der Oberfeuerwerker erwartete sie am Strande und begrüßte sie mit großer Herzlichkeit. Lucius bedankte sich bei ihm.

»Nun, Kommandant — was sagen Sie zu meinen Knallbonbons?«

»Sie sind vorzüglich, wie alles, was das Arsenal zu bieten hat. Der Chef wird höchst zufrieden sein.«

»Es kann nichts schaden, wenn er erfährt, daß man noch nicht so ganz zum alten Eisen zählt.«

»Verlassen Sie sich darauf.«

Lucius ließ Antonio in ein Gewölbe des Turmes tragen und auf ein Lager ausstrecken. Es war kein Arzt zur Stelle, doch konnte auch ein Laie sehen, daß der Parse in den letzten Zügen lag. Der Körper wies die Zeichen starker Verbrennung auf; das Muster des Kittels war auf die Haut gesengt. Der Oberfeuerwerker, der ihn untersuchte, sah Lucius an.

»Wir lösten einen Kontakt aus; ich glaube, ich wurde auch berührt.«

»Lassen Sie sehen, Kommandant.«

Lucius entblößte den Arm, der stark gerötet war.

»Sie können von Glück sagen; Sie wurden nur gestreift. Ich sagte Ihnen ja, daß die Bekleidung nur den Kontakt verhütet, nicht aber gegen Strahlung schützt. Doch schwächt sie die Wirkung ab. Sie hätten doch den alten Sievers mitnehmen sollen, der diese Schliche kennt.«

Der Oberfeuerwerker ging hinaus, um einen Verband zu holen, wie er für solche Fälle vorgesehen war. Lucius blieb mit Antonio allein. Der Sterbende phantasierte; es schien, daß er in Feuergärten wandelte. Er zupfte unruhig Halme aus dem Stroh der Lagerstatt heraus. Doch dann schien Ruhe in ihn einzuströmen, und sein Gesicht verklärte sich. Lucius kniete an seinem Lager und streichelte ihm die Hand. Er fragte:

»Antonio Peri, hören Sie mich?«

Antonio nickte, ohne ihn anzusehen:

»O ja, ich höre Sie. Ich höre Ihren Namen wie auf einem Schiff.«

Er tastete nach Lucius' Hand.

»Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich danke Ihnen, daß ich hier verscheiden darf. Das ist viel besser als an jenem Schreckensort. Sie wissen nicht, was das für mich zu bedeuten hat.«

Wie einer, der sich erinnert, fügte er hinzu:

»Sie haben sich Budurs angenommen; ich lasse sie in Ihrem Schutz zurück.«

Lucius näherte sich seinem Ohr und flüsterte:

»Sie dürfen dessen sicher sein, Antonio. Ich kenne ihren Wert. Wir haben auch die Dinge aus Ihrer Fluchtkammer geborgen — auch Ihre Logbücher. Wir wollen den Lorbeertrank auskosten.«

Antonio schüttelte den Kopf.

»Der Lorbeertrank ist bitter — ich warne euch. Wer Räusche sucht, der rodet in den Vorhöfen des Todes und um die dunklen Eingänge. Ich habe meine Jahre damit ver-

bracht — so kam ich notwendig in jener Residenz des Giftes an. Da wurde mir die Rechnung für die Feste überreicht.«

Der Schrecken schien ihn von neuem zu überfallen; er klammerte sich an Lucius' Arm. Die Worte nahmen jetzt beschwörenden Charakter an:

»Das ist vorüber; ich habe in der gleichen Münze heimgezahlt. Ich muß nun an die Dinge denken, die allein noch wichtig sind. Da Sie mich hierher gerettet haben, besteht Hoffnung, daß ich auf jene Weise bestattet werde, die einzig das Heil verbürgt. Hören Sie jetzt, wie Sie mit meinem Körper verfahren sollen, wenn ich von ihm geschieden bin.«

Er näherte sich mit Mühe Lucius' Ohr und sprach mit leiser, deutlicher Stimme:

»Ich werde noch drei Tage bei ihm verweilen, ehe ich mich gänzlich von ihm löse, wenn die Stunde des Aufbruchs zur großen Reise gekommen ist. Das ist die Spanne, in welcher die Dämonen besonders mächtig sind, vor allem die schauerliche Leichenfliege Drug. Ich kann sie nur bestehen, wenn die Zeremonien genau erfüllt werden.

Achten Sie darauf, daß mein Leichnam in einem reinen Leinentuch geborgen wird, so daß kein Regentropfen ihn auf der Überfahrt berührt. Sie müssen ihn dann der Obhut eines Priesters anvertrauen, damit er an meinem Ohr die heiligen Texte liest. Er soll mich zu den Türmen tragen lassen zur vorgeschriebenen Verwandlung, die die Reinheit der Elemente nicht versehrt.«

Lucius hatte den Worten, die allmählich schwächer wurden, angespannt gelauscht. Nun richtete er den Sterbenden behutsam auf:

»Antonio, ich habe Ihre Wünsche vernommen und in mein Herz gegraben: sie sollen erfüllt werden. Sie werden mich in Ihrem Gefolge sehen.«

ANTONIOS BEGRÄBNIS

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, doch sandte sie schon Licht voraus. Der Pagos lag im Morgennebel, der einen köstlichen Tag verhieß.

Lucius stand an dem kleinen Friedhof am Fuß des Berges unweit von »Wolters' Etablissement«. Noch drang kein Laut aus Heliopolis herauf. Der Nebel beschränkte den Gesichtskreis, doch rief er auch das Gefühl der Nähe, der Abgeschlossenheit hervor, wie sie in Innenräumen herrscht. In seiner Feuchte klangen die Geräusche deutlicher, intimer als in der klaren Luft. So hörte Lucius auch das Murmeln der Gebete wie neben seinem Ohr, obwohl die Gruppe, von der es ausging, eben noch sichtbar war. Sie stand vor einer weißgetünchten Kapelle, die mit geschweiften Fenstern im parsischen Stil errichtet war.

In dieses auf prokonsularischem Gebiet und in der Nähe der Türme gelegene Bauwerk hatte sich nach der Verfolgung ein Parsenpriester zurückgezogen; ihm hatte Lucius im Auftrag Budur Peris den Leichnam Antonios anvertraut. Nachdem die für den Totendienst und seine Riten bestimmten Tage verstrichen waren, bereitete man die Bestattung vor.

Gerade bei dieser Feier war die magische Sorge um alles, was die Reinigung betraf, besonders groß. Lucius hielt sich in gemessener Entfernung; er hatte lange über den Anzug nachgesonnen und dann trotz manchen Bedenken die Uniform gewählt. Ihr Anblick mochte diesen Unterdrückten ein Gefühl der Sicherheit verleihen, vor allem Aliban, dem Geistlichen. Das parsische Gefolge war ganz in Weiß gekleidet — die Männer hielten sich von den Frauen streng getrennt. Es war nicht zahlreich, denn es konnte sich nur aus jenen zusammensetzen, die nach der Plünderung der Oberstadt auf das Gebiet des Fürsten entkommen waren oder schon vorher dort gewohnt hatten.

Lucius betrachtete das Schauspiel mit überwachen Augen; er hatte seit dem Unternehmen kaum Schlaf gehabt. Auch

hatte sich die Verbrennung als nicht ganz so harmlos erwiesen, wie Sievers gemeint hatte. Doch gab das Fieber ihm den Vorwand, sich für Stunden zurückzuziehen, um sich mit Antonios Vermächtnis und der Sorge um Budur zu beschäftigen. Dazwischen kamen die Berichte und Besprechungen. Dann hatte der Fürst persönlichen Vortrag von ihm verlangt.

Der Chef war höchst befriedigt von den Ereignissen. Er sah sich in der Auffassung bestätigt, daß starke und wohlgeführte Schläge besser als Nadelstiche sind. Der Landvogt war zurückgewichen und hatte nicht gewagt, die Kämpfe im Weichbild wieder aufzunehmen; das war ein sicheres Zeichen dafür, daß er sich für schwächer hielt. Er hatte am Mittag, der auf das Unternehmen folgte, eine Note an den Prokonsul richten lassen, die der Chef erwiderte. Die Antwort war im Stil des »zynischen Bedauerns« abgefaßt — in der einzigen Prosa, die man im Zentralamt zu würdigen verstand. Das Auftreten von Räuberbanden deute auf ein Versagen der Polizei, wenn nicht auf Schlimmeres. Der Brand des Institutes werde schmerzlich mitempfunden; die Art der dort verwahrten Stoffe erhebe die Möglichkeit der Selbstentzündung fast zur Wahrscheinlichkeit. Der Kommandant des Wachtturms habe einerseits in Notwehr gehandelt und andererseits die Besatzung des Casteletto »durch Feuer unterstützt«. Es kam dann der übliche Vorschlag, einen Untersuchungsausschuß einzusetzen; als unparteiisch wurde Phares, der Kommandant des im Raketenhafen stationierten Regentenkreuzers, anerkannt. Man wußte wohl, daß Phares solche Ansinnen ablehnte.

Der Landvogt ließ die Note unerwidert und schäumte seine Wut in der vom Zentralamt inspirierten Presse aus. Der Chef dagegen ließ im Verordnungsblatt ein Glückwunschtelegramm Dom Pedros an den Prokonsul abdrucken. Dieselbe Nummer teilte eine Reihe von Beförderungen und Auszeichnungen mit. Der Oberfeuerwerker konnte seine Ordensschnalle um ein Bändchen verlängern, dessen Ver-

leihung »selbständigen Entschluß vorm Feinde« voraussetzte. Auch Calcar, Mario und Costar waren aufgeführt.

Besonders zufrieden war der Chef mit Winterfeld. Er hatte seine Ansicht über ihn geändert und ihn zu einer Beförderung außer der Reihe vorgesehen. Was Lucius anging, so schlug er ihn für einen Urlaub im Burgenlande vor. Lucius war damit zufrieden; er hoffte auf diese Weise Budur Peri jenseits der Hesperiden bringen zu können, in größere Sicherheit.

Auch fühlte er, daß er in der Tat der Ruhe bedürftig war. Das Unternehmen, das im Palast Behagen und Sicherheit verbreitet hatte, ließ einen bitteren Nachgeschmack in ihm zurück. Der Zwiespalt, der ihn wachsend lähmte, wurde auch durch Aktionen nicht gebannt. Zu ihnen bedurfte es wohl der Unbefangenheit des jungen Winterfeld, der sie als Abenteuer ansah, in denen das Herz sich kühlt. Ihn aber bedrückte das Dunkle dieser Bilder und ihr verbrecherischer Zug, der Ekel hinterließ. Er mußte im Ganzen liegen und teilte sich notwendig den Parteien mit. Wo blieb ein Weg aus diesem Labyrinth?

Die Sonne begann jetzt vom Roten Kap her die Nebel zu durchglühen; sie weckte die Farben und die Stimmen der Vögel auf. Das Murmeln der Betenden verstummte; es wurde von Klagerufen abgelöst. Der Leichnam wurde aus der Kapelle herausgetragen und von den Trägern, den Nasasalars, behutsam abgesetzt. Der Priester folgte ihm. Man setzte nun, nach vorgeschriebenem Brauche, den ganz in weiße Tücher eingehüllten Toten den Blicken eines Hundes aus. Lucius entsann sich des gläsernen Armreifs, den Budur Peri ihm mitgegeben hatte, und brach ihn in der Hand entzwei.

Nachdem der Priester die Leiche mit einem in Nîrang getauchten Wedel berührt und eingesegnet hatte, nahmen die Träger die Bahre wieder auf und schritten langsam mit ihrer Last den Berg hinan. Das Trauergefolge schloß sich

an, zunächst der Geistliche, sodann die Männer und endlich die Frauen, zu Paaren, die ihre Hände durch Tücher verknüpft hatten. Sie hielten sich in einiger Entfernung, da die Leiche, wie alles Tote, ahrimanisch war.

In dieser Ordnung durchschritten sie das Tor der Gärten, von denen der Bestattungsplatz umfriedet war. Der Rasen war frisch geschoren, und der Nebel, nun in Tau verwandelt, funkelte auf seinem Grün. Hibiskussträucher und Gruppen hoher Bäume wechselten sich ab. Aus ihren laubigen Inseln erhoben sich die hellen Säulen der Adlerpalmen und die roten Kandelaber der Flamboyants. Gestreifte Falter und Blumenküsser umschwebten die großen Blüten, die sich öffneten. Auch holten die Bienen des Pater Foelix sich hier ihre erste Tracht.

Sie schritten wie durch einen Vorhof köstlicher Freuden durch diese frühen Gärten auf einem gewölbten, aus Ziegelmehl gestampften Pfad. Er war von großen Muscheln eingefaßt und stieg, auf Bambusbrücken über die Wasseradern des Gebirges führend, zur Höhe auf. Das Ziel war sichtbar, und das Gefolge machte halt.

Gleißend im Lichte, waren die Türme des Schweigens aufgetaucht. Sie ragten als flache Kegelstümpfe wie ausgeglühte Krater in einsamer Höhe auf. Der Anblick zeugte für ihren Namen; ein schauerliches Schweigen breitete sich in ihrem Bannkreis aus. Im Vordergrund erhoben sich die beiden Türme der Männer und der Frauen und ihnen zur Seite ein kleinerer, der den Kindern vorbehalten war. Dahinter war, rechteckig, für Verbrecher, die die Todesstrafe erlitten hatten, ein viertes Bauwerk aufgeführt.

Die Zinnen der Todestürme waren wie Helme von dunklen Federstößen überhöht. Die Augen hafteten vor allem an dieser Krönung, die den Rand der Krater schattierte wie Aschenflaum.

Die Träger schritten mit der Bahre auf den Turm der Männer zu. Sowie sie auf die offene Fläche traten, begann die Federkrone sich zu bewegen; der Blick erkannte wie im

Vexierbild, das sich entwirrt, daß sie aus einem Ringe mächtiger Vögel gebildet war, die dort geträumt hatten. Nun strichen sie, die Mahlzeit witternd, von ihrem Sockel ab. In weiten Kreisen schwangen sie sich auf und schwebten als dunkle Wolke über dem Bestattungsturm. Lucius fühlte sein Blut erstarren; das Grauenhafte des Todes trat zwingend in diesem Bild hervor. Kein Brauch der Völker stellte so nackt, so unerbittlich das Schicksal des Fleisches dar.

Die Träger hatten das große Tor geöffnet und trugen den Leichnam in das Innere. Sie würden ihn dort auf die Steinbank legen und mit Haken die Hüllen herunterreißen, die ihn bekleideten. Auch von den anderen Türmen waren Schwärme von Geiern aufgestiegen, und alle hatten sich zu einem Ring vereinigt, der langsam kreisend die Opferstätte überflog.

Dann kehrten die Leichendiener von ihrem Amt zurück. Sie hatten kaum die schwere Tür geschlossen, als sich die Vögel mit gezackten Schwingen herunterschraubten und, wie durch einen Strudel angesogen, ins Innere des Turms hinabstürzten. Nun war in ihren Fängen und Weide ihrer Schnäbel, was von Antonio zurückgeblieben war. Er aber hatte die große Wanderung angetreten und war in die Kristallwelt eingedrungen, deren Abenteuer das Totenbuch verzeichnete. Er hatte die Schmerzen und auch die letzte Wollust überwunden, mit der der Geist die rotgeschlitzte Hülle abwirft, die ihn auf der irdischen Pilgerschaft bekleidete. Er ließ sie den Geiern zum schauerlichen Raub zurück. Die Sinne hatten sich zum Sinn vereinigt wie Farben zum königlichen Weiß.

Das Logbuch lag auf dem Tisch. Sie hatten noch einmal die Stellen eingesehen, die sich mit dem Lorbeertrank beschäftigten. Lucius legte das Glas beiseite, mit dessen Hilfe er die Schrift studiert hatte.

»Es bleibt merkwürdig, daß Antonio diese Ausflüge in die geistige Welt und ihre Träume wagen konnte, die doch von großer Freiheit zeugen, und daß er zugleich den starren magischen Riten verhaftet blieb.«

»Mein Onkel dachte kaum darüber nach. Ich möchte darin eher ein Gegengewicht zur Freiheit sehen — das Abenteuer scheint besonders lockend in einer vom Gesetz bestimmten Welt.«

Budur Peri gab diese Antwort, indem sie sich mit dem Tee beschäftigte. Der Kater Alamut lag schnurrend auf einem Sessel ausgestreckt. Die kleine Phiole stand auf dem Tisch, von Hanf- und Lorbeerblättern eingerahmt.

Lucius fühlte sich erholt. Die Wunde, die die harte Strahlung hinterlassen hatte, war vernarbt. Tage des Fiebers lagen hinter ihm. Er hatte sie in Budurs Gesellschaft zugebracht. Auch hatte er zuweilen Ortner in seinem Garten aufgesucht. Vielfache Früchte reiften dort heran.

Die Abreise war festgesetzt. Er würde Costar, Donna Emilia und Budur Peri mitnehmen in einer der kleinen Maschinen des Prokonsuls, die vom Pagosrande aufstiegen. Theresa hatte ihm Blankopässe ausgestellt. Es blieb noch dieses Experiment. Wahrscheinlich war die Erwartung übertrieben, romantisiert durch die Gespräche, die sie geführt hatten. Es konnte auch sein, daß die Essenz inzwischen schal geworden war. Antonio hatte ihre Wirkung wohl überschätzt. Gewissenhafter konnte keiner diese Dinge nehmen; so hatte er noch im beschossenen Boote, und schon im Sterben, das Morphium abgelehnt.

Die Unbedenklichkeit, mit der Budur auf Lucius' Vorschlag eingegangen war, hatte ihn entzückt. Es war viel

Kindliches in ihr, Freude am Abenteuer, am geistigen Spiel. Das lag ihr wohl von Antonios Seite her im Blut. Das Wagnis des illustren Rausches setzte Imagination voraus. Er fühlte sich dieser Art von Partnerschaft bedürftig; so hatte ihm auch die Gesellschaft Winterfelds die Nacht von Castelmarino aufgehellt. Im ungebrochenen Erstaunen des Gefährten wurde das Wirre wie in einem Spiegel aufgefangen und geklärt, ja selbst die Schrecken des Todes wurden überbrückt. Solche Begleiter wirkten oft wie Verstärker der eigenen Spannungen. Dazu kam, daß man das Gefühl der Einsamkeit verlor. Sie machten nicht halt dem Ungewissen und dem Absonderlichen gegenüber, wie man es sonst nur Tagebüchern anvertraut. Sie gingen an die Grenzen mit. Damit schwand auch die Scheu, sich ihnen im Gefährlichen und Abwegigen zu eröffnen, auf jenen Bahnen und Schleifenzügen, in denen der Geist in kühnen Experimenten die Berührung mit dem Unbekannten sucht. Die Neugier, die Curiosité surnaturelle, blieb der letzte Blütenzweig am Baum des Glaubens, der vertrocknet war.

Das Kännchen dampfte im thermischen Ring, und Budur füllte zwei winzige Tassen mit dem Tee. Lucius stellte den Zerstäuber ab. Er tropfte aus der Phiole die von Antonio vorgeschriebene Gabe auf das Getränk, auf dessen Spiegel sie zerstäubte wie ein grüner Hauch.

»Die Dosis scheint nicht sonderlich beängstigend. Doch gibt es Gifte, die in noch geringerer Menge den Tod bringen«.

Sie tranken und verspürten eine leichte Bitterkeit.

»Die Drogen sind Schlüssel — sie werden freilich nicht mehr erschließen, als unser Inneres verbirgt.«

»Doch führen sie vielleicht in Tiefen, die sonst verriegelt sind.«

»Sie schmelzen das Siegelwachs.«

»Der Baum der Erkenntnis trägt vielfarbige Frucht.«

Lucius lehnte sich zurück.

»Ich fühle mich heut seltsam leicht, fast schwerelos. Das

mag noch mit dem Fieber zusammenhängen, vielleicht auch mit dem Fasten, das Antonio uns vorgeschrieben hat.«

»Das Fasten«, sagte Budur, »ist immer gut, vor allem die Enthaltsamkeit vom Fleisch. Ich finde daher auch, daß die Christen zum Edelsten, was Religionen geben können, nicht Zugang haben; sie leben in einer Welt von Schlachthäusern. Von dort geht alles Böse aus.«

»Die Parsen genießen gleichfalls Fleisch.«

»Nicht alle. Ich dachte auch nicht an sie. Die Lotosblüte ist reiner als das Lamm.«

»Sie mögen recht haben. Das Christentum gehört nicht zu den Religionen, die von Fürsten gestiftet sind. Der Mensch ist mächtiger als Könige und stärker als das Gesetz.«

»Glauben Sie, daß auch die Tiere selig werden, Lucius?«

»Ich glaube, daß keine Mücke verloren ist. Ich glaube auch, daß der ärgste Verbrecher ewiger Wonnen teilhaftig wird. Das scheint auch Pater Foelix' Ansicht, doch spricht er sie nicht aus.«

»Was könnte uns dann noch verpflichten, gut zu sein?«

»Das ist auch die Frage, derentwegen Pater Foelix seine Einsichten verhüllt. Sein Schweigen ist pädagogischer Natur.«

»In unserer Lehre«, sagte Budur Peri, »sind Gut und Böse auch im Jenseits streng getrennt. Sie gleichen sich im ewigen Wechsel und unvermischbar miteinander ab.«

Lucius hatte sich erhoben und schritt auf dem Teppich auf und ab. Die Stimme schien ihn aus der Entfernung zu erreichen — er dachte vage: »Darum sind eure Priester auch Magier. Für sie ist Reinheit, was bei uns Liebe ist.«

Er fühlte, daß er unruhig wurde, als ob ein Fremdes ihm die Gedanken abschnürte. Die Atmung veränderte sich. Das war beängstigend. Er öffnete den Kragen, der ihn beengte, und schwächte das Licht der Wände ab.

»Das könnte die Wirkung des Hanfes sein. Es war doch wichtig, daß wir die Dosis einhielten. Auf alle Fälle will ich die Neugier beibehalten und eine neutrale Position beziehen. So stark sei kein Rausch, daß er mich bezwingt.«

Er murmelte eindringlich, als ob er vor einen Spiegel träte: »Ich stehe im Experiment.«

Er hörte Alamut schnurren, der auf einem roten Polster lag. Das Tier schien größer, mächtiger geworden; die gelben Augen leuchteten starr und aufmerksam. Budur saß hell, als ob sie an den Lichtfries angeschlossen wäre, im Sessel, auf dessen Lehne sie die Arme hielt. Die Augen waren weit geöffnet, mit großen Pupillen; ein starker Atem hob und senkte ihre Brust. Er setzte sich neben sie und legte die Hand auf ihren Arm.

»Budur, hören Sie mich?«

»O ja, ich höre Sie. Ich höre auch die fürchterliche Uhr. Bleiben Sie bei mir, lieber Freund.«

Es schien ihm in der Tat, als ob ein Pendelschlag den Raum erfüllte wie scharf geschwungenes Metall. Sichelnder Mond; es konnte ihr Atem und mochte auch ein ferner Sturmwind sein. Der Ton war schneidend, als ritzte er feinste Häute auf. Er schien Lust zu erwecken, doch war sie so stark, daß sie sich in Schmerz verwandelte.

Zugleich verengten sich die Wände und traten dicht heran. Sie wurden alt und rissig, Gemäuer verdichteter und konsumierter Zeit. Wie eine Kapsel rückte der graue Mörtel mit seinen Höhlungen heran. In einer dieser Nischen lag eine Otter eingerollt; fast streifte die zum Horn gesteifte Oberlippe des Tieres seine Stirn. Es war durchaus von gleicher Farbe wie der Stein und schien leblos wie er. Nur in den Augensternen leuchtete der Schimmer tief eingebannter Kraft. Er hielt den Atem an, indem er es betrachtete.

In das Gemäuer war ein schmales Tor gebrochen, das Efeu fast verhüllte und das von Farnkraut wie von Wimpern umwachsen war. Sie traten ein.

Als ob sich eine Gruft geöffnet hätte, empfing sie ein schauerlicher Verwesungsdunst. Das schwere Pendel schlug gleichmäßig fort.

Budur zog Lucius zurück:

»Wir wollen umkehren.«

Er blickte sich um; Mauer und Pforte waren nicht mehr zu sehen. Ein feiner Nebel umgab sie, den das Auge nur einen Steinwurf weit durchdrang. In diesem Umkreis aber traten Dinge mit großer Deutlichkeit hervor. Er murmelte:

»Wir müssen weitergehen. Es ist ja auch nur ein Trug, der uns umgibt.«

Sie schritten langsam zwischen Bäumen und kahlen Hecken durch einen Gürtel, wie er im Spätherbst die Industriestädte umringt. Der Nebel tropfte aus dem Geäst, um das die Raben flatterten. Ein fürchterlicher Hauch des Todes breitete sich aus. Man hörte das Wiehern von Pferden, das Heulen von Hunden, das Rollen von Rädern und Schritte, die wie unter Lasten dahinschleiften.

»Wir müssen in eine Abdeckerei geraten sein. Da ist sie schon.«

Sie standen auf einem Platz, an dem die Hecken niedergetreten, die Bäume gefällt waren. Lucius las das Schild, das ihn bezeichnete: Verteilungslager 23, I. Sektion.

Ein Berg von blasser, schwammiger Materie türmte sich zitternd auf. Die Raben umringten ihn in dichten Scharen; sie zogen Bänder aus ihm heraus. Ununterbrochen rollten Wagen, um ihn zu vermehren, mit neuen Lasten zu diesem Hügel an. Motoren, Pferde, auch Menschen und Hunde bewegten sie. In gelbe Kittel gekleidete Gestalten leerten mit Haken den Inhalt aus.

Zugleich auch schien es, als ob der Hügel sich verminderte. Ketten von Trägern füllten Eimer, Fässer, durchbrochene Körbe und schleppten sie davon, zu anderen Bergen, die man in den Gärten wabern sah. Sie schienen nichts zu hören und nichts zu sehen und gänzlich in ihrem Zirkel aufzugehen. Sie anzurufen, mußte höchst gefährlich sein. Das Auge blickte in die grauenvolle Küche der Titanenwelt. Doch war zugleich Triumph zu ahnen auf Höhen, wo das Schauspiel sich in Pracht, in Übermut, in Wohlgeruch ver-

wandelte, und diese Ahnung war noch bedrückender. Und immer schlug das dunkle Pendel fort.

Lucius fühlte, daß ihn schon dieses erste Bild zerbrach und daß ihn die Verzweiflung überwältigte. Das Nichts zog in ihn ein mit seiner fürchterlichen Macht und großer Freude, wie in eine Festung, die es lange belagerte. Kein Held, kein Ritter, kein Orpheus konnte dem gewachsen sein. Der letzte Triumphator blieb der Wurm.

»Ich habe mich auf Dinge eingelassen, die übermächtig sind. Sie haben recht — wir müssen umkehren.«

Sie wandten sich davon. Der Weg verlor sich in den Gärten und mündete in eine Straße, auf der die Fuhrleute zur Stadt zurückkehrten. In Jahrmarktsbuden hielten Weiber Schnaps und groben Imbiß feil. Das Pendel schwang jetzt wie eine böse Glocke aus der Stadt. Budur war heiter und führte Lucius an der Hand. Es schien, als ob sie das Schauspiel schon vergessen hätte, das ihn vernichtete.

Sie traten in den Bezirk der ersten Häuser ein. Die Straßen waren überwölbt und ihre Mauern von unbestimmtem Licht erhellt; sie glichen Gängen in einem Labyrinth. Ein unheilvolles, pressendes Treiben erfüllte diese Grotten; Seufzer und Klagen drangen an das Ohr. Man hatte den Eindruck, daß Massen in ihnen kreisten, denen kein Ausweg sich eröffnete.

Sie sahen im Vorüberschreiten in trüben Kammern Mühlen- und Brunnensklaven sich auf Bahnen drehen, deren Spur tief in den Steingrund eingetreten war. Selbst in den Geräten und Ornamenten spiegelte sich dieser Bann — in Walzen, Rollen, Uhren, Mühlsteinen und Rädern jeder Art. Das Auge fühlte sich schon erleichtert, wenn es auf Schneckenlinien und Spiralen oder auf die Ovale von Schildkrötenpanzern fiel. Sie blickten in Zellen, in denen sich Bücher und Pergamente häuften und wo bald Jünglinge, bald Greise Papiere mit ameisenhafter Schrift bedeckten — Galeerensklaven, deren Stimmung zwischen leerer Befriedigung und Verzweiflung pendelte. Zuweilen

leuchtete der Schein von Bränden auf. Man sah Inschriften glimmen wie »Abattorium«, »Spirituosen«, »Freudenhaus«. Auch gab es Rufe, die beängstigten.

Betrunkene Dirnen drängten sich vor Höhlen, aus denen rote Teppiche wie Zungen hervorstießen. Man sah Gestalten, die sich im Schlamme wälzten und die das Volk mit blanker Gier betrachtete. Maschinenstimmen beherrschten das Gewirr.

Lucius bewegte sich mit wachsendem Entsetzen in diesem Karneval. Der Zwang war pressend und schloß den Willen aus. Er fühlte nichts mehr, was ihn unterschied, auch keine Neugier mehr. Das Pendel schlug weiter; es hatte Stimme angenommen, und er hörte die fürchterlichen Worte:

»Das bist du!«

Die Szenen wechselten in grellen Ausschnitten. Sie kamen an Gauklerbuden, an Opiumhöhlen und Spielhöllen vorbei. Es schien um mehr zu gehen als um Geld. Die Leidenschaften waren nackt auf die Gesichter aufgetragen — Entsetzen, Gier und furchtbarer Triumph. Ein tiefes Stöhnen, als ob der Lebensatem wiche, begleitete die Kugel, die in ihrem Lauf ermattete.

»Die spielen Leben und Tod.«

In einem Permanentfilm wurde die Hinrichtung des Damiens unendlich wiederholt. An diese Verschärfung hatte der Parlamentshof nicht gedacht. Ein ganzes Viertel war von solchen Schaubuden erfüllt. Die Tribunale waren zahlreich; es schien, daß jeder Bürger bald Richter, bald Angeklagter, bald Henker war. Sie kamen auch an der Letzten Instanz vorüber, deren Ausgang von Gaffern umlagert war. In abgemessenem Turnus trat ein Verdammter aus dem Portal. Hier waren alle Formen der Verzweiflung zu studieren — vom schlechten Schauspiel tragischer Mimen bis zur völligen Vernichtung, vom Irrsinn bis zu eisiger Versunkenheit. Man führte auch den byzantinischen Andronikos, Ophelia und Oedipus vorbei. Die Menge betrachtete den Aufzug mit einer Mischung von Langerweile und Sensation. Bedeutend

war nicht mehr der Rang des Leidens, sondern die Zahl der Leidenden. In diesem Zustand wurde die Gewalt allmächtig; hier konnte niemand außer den Fakiren dem dritten Grade widerstehn.

Es folgten Quartiere, die der Beschreibung entzogen sind. In allen herrschte die dumpfe und zugleich wache Angst, die sich zuweilen zur Panik steigerte. Der Umlauf durch diese Unterwelten vollzog sich wie in den Adern eines großen Kadavers, dessen Herzdruck mechanisch geworden war. Er führte durch Zellen, in denen Namen von Städten, Reichen und Helden sich zersetzten, hinunter in die phosphoreszierenden Geflechte der Promethidenwelt.

Ein Infusorium, ein Aufgußtierchen, ein Radiolar, aus faulem Stroh gezeugt. Es hatte sich gepanzert, doch war das Tröpfchen Leben im Inneren verdunstet, und die Hülle trieb in der Trübung um. Nun sank es ab mit den Myriaden, schneeflockengleich, und bleiche Gebirge würden auferstehen, Denkmäler sinnloser Leiden, sinnloser Macht. Kein Auge würde sie erblicken, kein Schiff ansteuern in luftleerer Einsamkeit. Das blieb, als Schimmer in einem Nebelfleck des Universums; vielleicht erahnte ein Engel ihn im fernsten Abgrund auf seinem Flug.

Es schien, daß Budur dem Angriff nicht im gleichen Maße ausgeliefert war. Darin bestand der große Vorteil dualistischer Lehren — wenn sie im Anstieg auch das All nicht mit der gleichen Kraft umarmten, so konnte doch in der Vernichtung die Welt nicht völlig untergehen. Immer blieb Sicherheit zurück. Darauf beruhte der unbeirrte Gang durch die Jahrtausende.

Sie hatte zunächst Zeichen der Befremdung, des Ekels und der Angst gegeben, doch dann schien eine Heiterkeit zu wachsen, die sie erhöhte und gürtete. Lucius dagegen war völlig abgesunken, er schleppte sich mühsam an ihrer Seite fort. Sie führte ihn an der Hand. Das Pendel hatte nun den stärksten Schwung gewonnen; die Bilder verblaßten, und nur der fürchterliche Rhythmus blieb zurück. Der

Boden begann zu wanken und sich aufzulösen, wie Planken über einem Riff. Lucius stürzte; die Erde war steinern, und der Himmel stand eisern über ihr gewölbt.

Budur warf sich wie eine Mutter über ihn. Sie strich ihm die Schläfen und Wangen wie einer Puppe, die in der Erstarrung liegt. Er fühlte auf seiner Stirne Tränen wie Regen, den der Tauwind bringt, und Küsse schmolzen ihm die Augen auf. Da brach auch er in Tränen aus.

DER STURZ

Der Raum war dunkel, und in seinen Stoffen nistete der bittere Hauch. Der Schmuck der Tafel war zerstreut. In regelmäßigem Anruf wiederholte sich das Summen des Phonophors. Doch drang es nicht in die Betäubung ein.

Es klopfte an der Tür. Donna Emilia trat ein. Sie sah sich bestürzt im Zwielicht um. Dann zog sie leise die Decke über Budurs Brust. Mit Mühe rüttelte sie Lucius auf.

»Lucius, der Chef hat dringend nach dir verlangt. Er schickt schon zum dritten Mal herauf.«

Sie öffnete den Vorhang und ließ die Brise eintreten. Die Sonne stand schon hoch. Lucius richtete sich auf.

»Ich werde bestellen, daß du einen Rückfall erlitten hast. Das wird wohl besser sein.«

»Bestell das, Carissima. Und füge hinzu, daß ich in einer halben Stunde unten bin.«

Lucius erhob sich und eilte in das Bad. Die Wohnung erschien ihm fremd, als wäre er von einer langen Reise zurückgekehrt. In scharfen Strahlen peitschte das Wasser auf die Marmortäfelung. Costar half ihm beim Ankleiden. Er schien bestürzt, als hätte sich die Verwirrung, die im Raume herrschte, auch seinen einfachen Sinnen mitgeteilt.

Theresa erhob sich bei Lucius' Eintritt:

»Gut, daß Sie kommen. Man erwartet Sie mit Ungeduld.«

Sie ging zur Tür, um sie zu öffnen, und wie im Selbstgespräch flüsterte sie vor sich hin:

»Vorsicht, der Chef ist außer sich.«

Dann sprach sie laut, mit unbewegter Stimme:

»Der Kommandant de Geer.«

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Der General empfing ihn stehend und stellte bei seinem Eintritt den Zerstäuber ab. Ein starkes Licht fiel durch die Fenster und wob Muster, die Blüten glichen, in den Raum. Man hörte eine Automatenstimme sprechen:

»... Wasserstofftiere — Sie mögen, verehrte Hörerinnen, bei diesem Worte vielleicht an Wesen denken, die Luftschiffen der Vorzeit gleichen, an starre Leviathane, die Riesenwuchs mit starkem Auftrieb vereinigen. Der Anblick würde Sie enttäuschen, denn es handelt sich wohl um enorme, doch fast unsichtbare plasmatische Gebilde, um Wolkenbänder, ungeheure Medusen jenseits ...«

Er stellte auch den Permanentfilm ab.

»Ich ließ Sie mehrfach rufen, Herr de Geer. Sie waren indisponiert.«

Er breitete ein schmales Bündel von Papieren auseinander, das vor ihm auf dem Tische lag.

»Ich habe Fragen an Sie zu richten, die keinen Aufschub dulden: es liegen Anschuldigungen gegen Sie vor.«

Er nahm ein Blatt auf und überflog die Randbemerkungen; Lucius erkannte den Gefechtsbericht, den er im Wachtturm von Vinho del Mar geschrieben hatte, gleich nachdem Antonio gestorben war.

»Ich habe Ihre Anordnungen im Lauf des Unternehmens noch einmal im einzelnen geprüft und bin auf Widersprüche gestoßen, die zu klären sind. Ihr Auftrag war, nachdem Sie in der Bibliothek des Instituts die Sprengung gesichert hatten, ausgeführt. Sie hielten sich indessen noch fast zwanzig Minuten im Gebäude auf. Wie motivieren Sie die Verzögerung?«

Lucius hörte, obwohl der Raum so hell war, die Frage wie durch eine Nebelbank. Er hielt sich mit Mühe aufrecht und mußte nachsinnen. Der Stoff erschien ihm entlegen wie ein Zitat aus einem halbvergessenen Buch. Er sagte:

»Ich hielt es für meine Pflicht, mich zu vergewissern, daß die Explosion nicht Unbeteiligte gefährdete. Das war ja auch in der Tat der Fall.«

Der General legte das Blatt zurück.

»Dafür gefährdeten Sie nicht nur das Unternehmen, sondern auch die Ihnen anvertraute Mannschaft — gerade diese zwanzig Minuten fehlten Ihnen dann. Es ist als Wunder zu bezeichnen und nur der Umsicht des Oberfeuerwerkers zu verdanken, daß nicht das ganze Kommando auf See vernichtet worden ist. Ohne Ihr Zögern würde es nicht einmal geortet worden sein.«

»Bemerkt auf alle Fälle«, wandte Lucius ein. »Wir trafen gleich beim Eintritt den Wächter an.«

»Daß Sie ihn nicht gleich niederstoßen ließen, war ein Kunstfehler. Außerdem ist der Einwand nicht stichhaltig.«

Der General begann die Ruhe zu verlieren; die sonst fast unsichtbare Narbe, die sich von seinem linken Auge zum Kinn herunterzog, lief feurig an. Der logische Verstoß, der Lucius in seiner Antwort unterlaufen war, schien ihn lebhafter aufzubringen als alles andere.

»Wir wollen uns nicht mit den Retouchen beschäftigen, die Sie, wie ich zugeben will, in recht geschickter Weise anbringen. Ich will gleich an den Kern der Dinge gehen: Sie wußten genau, was Sie in dem Gebäude suchten und wofür Sie Ihre Leute gefährdeten. Sie kannten die Gründe, aus denen Sie vom Plan abwichen und die mit Ihrem Auftrag nichts zu schaffen hatten — sie waren rein privater Art.«

Er nahm ein anderes Schriftstück auf.

»Sie haben bereits, als ich Sie nach dem Attentat in das Zentralamt sandte, private Dinge mit dienstlichen verquickt. Sie haben durchblicken lassen, daß die Befreiung des Herrn Peri und seiner Familie im Interesse des Fürsten gelegen sei.

Sie haben Untergebene und Dienstfahrzeuge in dieser Aktion aufs Spiel gesetzt ...«

»Ich zog nur mein persönliches Gefolge zu.«

»Ich bitte mich nicht zu unterbrechen, Herr de Geer. Sie verfügten ferner über die Ihnen im Hause zugeteilten Räume in einer Weise, die ich mißbillige. Sie müssen sich in einem Zustand der Verblendung befunden haben, in dem Sie nicht nur das absolute Vertrauen des Fürsten mißachteten, sondern auch die elementarste Vorsicht verabsäumten.«

Er schlug auf einen Stoß von roten Meldeblättern, der durch eine Klammer geheftet war.

»Und das in einem Abschnitt, in dem höchste Behutsamkeit geboten war. Sie müssen außer sich gewesen sein. Sonst hätten Sie nicht in die plumpe Falle gehen können, die der Herr Becker für Sie aufstellte. Er hat Sie auch weidlich ausgehorcht.«

Er breitete die roten Blätter aus.

»Sie zogen eine fremde Person in Ihr Vertrauen, um mit ihr Dinge zu erörtern, die geheimgehalten werden, vergaßen sogar die Sicherung dabei. Sie weihten sie selbst in die Pläne gegen Castelmarino ein. Es ist als Wunder zu bezeichnen, daß dieser Teil der Gespräche den Abhörstellen in seiner Bedeutung offenbar entgangen ist. Doch gab er ihnen Material zur nachträglichen Beurteilung.«

Er nahm ein neues Aktenstück vom Tisch:

»Das wird in dieser Note offensichtlich, die in der Nacht hier eingegangen ist. Ich werde Ihnen die Ansicht des Zentralamts mitteilen.«

Er nahm sein Glas zu Hilfe und las den Text:

»An Führungsstab Prokonsul, dringend. Im Nachtrag zur Note über den Anschlag auf das Toxikologische Institut Castelmarino wird mitgeteilt: Die Anregung, daß es sich bei dieser Untat um eine Räuberbande gehandelt haben könne, wurde hierorts überprüft. Die Untersuchung führte zu folgenden Ergebnissen: Der Täterschaft verdächtig ist eine Gruppe von Kriegsschülern. Als Anführer und Urheber

ist der dort wohlbekannte Kommandant de Geer ermittelt worden, der allem Anschein nach unter Mißbrauch seiner Stellung auf die jungen Leute Einfluß gewonnen hat. Der Plan ist auf die parsische Mätresse des Kommandanten zurückzuführen, die seine Wohnung teilt. Er war auf die Befreiung eines Antonio Peri angelegt, des Oheims der besagten Mätresse, der wegen Rauschgifthandels auf Castelmarino gefänglich eingezogen war. Tatsächlich gelang es dem Kommandanten, auf Kosten erheblicher Zerstörungen und Menschenopfer, sich des Häftlings zu bemächtigen. Dieser starb bald darauf; der Kommandant nahm am Begräbnis teil. Als Unterlagen für die dortigen Akten werden zwölf Phonogramme beigelegt.«

Der General unterbrach die Lektüre und sagte:

»Das war allerdings eines der überraschendsten Schriftstücke, die mir in meiner Laufbahn zur Kenntnis gekommen sind. Sie haben uns da in ein besonderes Licht gebracht.«

Er fügte hinzu:

»Dem schließt sich ein Auslieferungsantrag an, der zunächst gegen Sie und gegen von Winterfeld gerichtet ist. Das ist natürlich keine Lösung — wir könnten ebensogut die Schlüssel zu unseren Panzerschränken ausliefern.«

Dann, überlegend:

»Sie wissen *viel*.«

Lucius durchdrang bei diesen Worten ein eisiges Gefühl. Sie zeigten, daß er für diesen Geist, mit dem ihn viel verknüpfte, in die Welt der Objekte eingetreten war. Da war es sinnlos, sich zu rechtfertigen. Er fühlte sich zerstreut; die klare Stimme, deren Sätze sich wie Schienen aneinanderfügten, schläferte ihn ein. Nun hörte er sie mit einer leichten Hebung abschließen:

»Wie könnte ich je ein Todesurteil unterschreiben ohne das Bewußtsein, daß unsere Sache so hell wie Wasser ist? Ich dulde keine Trübungen.«

Dann fuhr sie gemessen fort:

»Zunächst entbinde ich Sie von Ihren Obliegenheiten an

der Kriegsschule. Ich war bereits seit Ihrer Rückkehr aus Asturien unzufrieden mit der Art, in der Sie die Geschäfte verwalteten. Das Weitere muß ich der Entscheidung des Fürsten anheimstellen. Doch muß ich Sie ersuchen, sich in Ihren Räumen aufzuhalten, bis diese Entscheidung gefallen ist.«

»Wenn ich jetzt weiter schweige, wird er mir eine Arrestzelle anbieten«, dachte Lucius. Er sagte, ohne seine Stimme zu erheben:

»Ich werde aus- und eingehen, wie es mir beliebt. In Ehrenfragen steht mir unmittelbarer Vortrag beim Fürsten zu. Ich habe Gründe, zu bezweifeln, daß er sich die Auffassung eines Doktor Becker zu eigen machen wird.«

Die Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. Der Chef schien einzusehen, daß er zu weit gegangen war. Es war nicht üblich, auf die Ordnung des Burgenlandes einzugehen und auf die Gleichheit, die sich aus ihr ergab. Sie wirkte stark, doch unsichtbar. Er schloß:

»Stellung und Herkunft verpflichten Sie zu besonderem Takt. Ich werde die Befehle des Fürsten einholen. Ich gebe Ihnen zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten Zeit bis Mitternacht.«

Er nickte und Lucius verneigte sich. Theresa führte ihn hinaus.

Die erste Nachtwache wurde abgelöst. Der Konsumator der Panzerzelle glühte; Lucius hatte Papiere in ihm verbrannt. Theresa unterschrieb die Liste der Stücke, die auf diese Weise vernichtet wurden, und nahm die anderen in Empfang, die an den Chef zurückfielen, vor allem die Chiffreschlüssel und geheimen Verzeichnisse. Der Phonophor verblieb bis zur Entscheidung des Fürsten in Lucius' Besitz. Nachdem er ihr noch die Rolle mit den inflammablen Akten gegeben hatte, händigte er Theresa den Schlüssel der Zelle aus. Die schwere Tür blieb aufgesperrt.

Theresa übergab die Listen und Papiere dem Geheim-

schreiber, der sie hinuntertrug. Dann reichte sie Lucius die Hand. Sie war in Abendtoilette, was er als charmanten Zug empfand. Er fühlte in diesen Dingen eine ihm neue Empfindlichkeit.

Am Nachmittag hatte Costar dem Intendanten die Wohnung übergeben; die Bücher, Teppiche und Bilder waren schon entfernt. Auf Lucius' Bitte hatte Halder diese Geschäfte für ihn abgewickelt; Melitta und Mario hatten ihn dabei unterstützt. Von ihnen hatte sich Lucius bereits verabschiedet. Mario trat nun aus seinem Dienst; er mußte zur Truppe zurückkehren.

Es fehlte auch schon der Hausgeist Alamut, mit dem Costar in Ortners Gartenhaus vorausgefahren war. Nach jener brüsken Unterredung hatte Lucius sich vor allem eines guten Rates bedürftig gefühlt. Er war sogleich auf Ortner verfallen, der die Mechanik des Palastes nicht nur von Grund auf kannte, sondern auch ihr überlegen war. Er war der musische Berater des Prokonsuls, sein Freund, und bildete mit seiner Schwerkraft das Gegengewicht zum General und seiner militärisch-politischen Rasanz.

Glücklicherweise traf er Ortner in der Volière an. Es fiel ihm leicht, die Dinge zu entwickeln, die auch nur anzudeuten ihm dem Chef gegenüber unmöglich gewesen war. Ortner hörte ihn aufmerksam an. Dann stellte er einige Fragen, die bewiesen, daß er die beiden Seiten der Angelegenheit begriff. So etwa diese:

»Wußten Sie denn, als Sie sich um die Führung des Kommandos bemühten, daß Antonio Peri auf Castelmarino gefangen war?«

»Nein, ich erfuhr es erst, als die Vorbereitung fast abgeschlossen war. Die beiden Handlungen liefen nebeneinander, und ich hielt mich für fähig, jeder in ihrer eigenen Logik gerecht zu werden, ohne sie zu beeinträchtigen. Ich habe mich vielleicht getäuscht.«

Er fügte noch hinzu:

»Ich glaube aber kaum, daß das viel am Verlauf der

Aktion geändert hat. So hätte ich das Gebäude auf alle Fälle untersucht, und die Befreiung Antonios ist auch sachlich gerechtfertigt. Was mir der Chef verübelt, ist ja im Grunde, daß ich Gefühle mitbrachte — Gefühle, die sich seiner Beurteilung entziehen.«

»Das ist wohl richtig«, sagte Ortner, »und ich sehe daher auch keine Lösung darin, daß der Fürst den Fall als Ehrenhandel abzugleichen sucht. Das würde ihn nur in eine höhere Mechanik überführen, und auf alle Fälle wird der Chef im Recht bleiben. Sie sind auf einen jener Unterschiede im Kern gestoßen, die, wenn sie sichtbar werden, nur durch Trennung zu lösen sind. Ich habe das seit langem vorausgesehen.«

Sie sprachen die Einzelheiten durch. Lucius bat den Prokonsul um seine Entlassung aus dem Dienst. Der Meister bot ihm und Costar vorerst Wohnung in seinem Gartenhaus. Er hatte inzwischen auch Budur ausgeredet, Aliban um Asyl zu bitten, denn viel sprach dagegen: die Enge des von Flüchtlingen erfüllten Hauses, der Haß, der sich an den Priester heftete, und vor allem das Leben nach dem Gesetz, an das Lucius nur mit Widerwillen zu denken fähig war. Auch war für Donna Emilia dort kein Platz.

Ortner fand einen Ausweg; er entsann sich, daß Halders Pavillon in »Wolter's Etablissement« zur Miete stand. Der Maler hatte in diesen Tagen das Atelier am Pagosrand bezogen, das ihm vom Fürsten gestiftet worden war. Lucius kannte das Häuschen; er hatte den Freund dort oft besucht. Es war von hohen Hecken eingeschlossen und bot bequemen Raum für Budur Peri und Donna Emilia, auch für Antonios Hinterlassenschaft. Er rief den alten Wolters an. Da dieser ihn als Vertrauten des Prokonsuls kannte, genügte ein Phonophorgespräch. Ortner traf die zum Umzug nötigen Anordnungen. Nach Einbruch der Dämmerung verließ Budur den Palast. Es war die letzte Fahrt, die Mario in Lucius' Auftrag unternahm.

So waren Nachmittag und Abend unter Geschäften dahingeeilt. Inzwischen war auch das Fieber zurückgekehrt. Der schleichende und unberechenbare Charakter solcher Wunden war bekannt.

Lucius fühlte eine tiefe Melancholie, die sich verstärkte, während er in der Dämmerung im kahlen Zimmer vor dem Inventarverzeichnis saß. Er wartete auf Ortner, der ihn holen wollte, und dachte über seine Lage nach.

Es war ihm nicht unlieb, daß es so überraschend zum Bruch gekommen war. Der Schnitt war schmerzhaft, doch befreite er ihn von der Überlieferung und ihren Ketten, von einem Dasein, das im Grunde unhaltbar geworden war. Der Panzer war gebrochen und damit die Unantastbarkeit verloren, die hier im Hause Ehre und Rang verlieh.

Merkwürdig blieb, wie auf die Schwächung unmittelbar der Angriff folgte — man schuf die Hohlform, und die Dinge strömten ein. So nahm der Wein die Form des Kelches an. Im Augenblick, in dem er, Lucius, in der Spiegelung des Hanfes das Zittern lernte, zog ein Doktor Becker die Schlinge zu. Doch beides war nur ein Abstieg in die eigene Tiefe; im letzten Grunde begegnete man sich selbst, dem alten Proteus, der die Welt und ihre Städte wie Träume bildete. Der letzte und stärkste Gegner, den man zu erlegen hatte, blieb das eigene Ich.

Die Niederlage war unbestreitbar; das kühne Gewölbe war eingestürzt. Die beiden Pfeiler, Macht und Ehre, trugen es nicht mehr.

Die Sicherheit war von ihm gleich einer Rüstung abgefallen, und Budur war das Medium, durch das der Schmerz ihn erreicht hatte. Er hatte ihn getroffen wie ein Geschoß. Wie kam es, daß zugleich die Hoffnung auf einen neuen Frühling in ihm aufkeimte?

Es klopfte. Ortner trat ein.

»Sie sind im Dunkeln, Lucius. Das ist nicht gut.«

Er ließ das Licht aufflammen und setzte sich neben ihn.

»Costar hat Ihnen ein Zimmer eingerichtet, aus dem Sie über die Terrasse auf das Meer blicken. Sie werden zufrieden sein. Hoffentlich bleiben Sie recht lange bei mir zu Gast.«

»Haben Sie den Fürsten gesehen?« fragte Lucius.

»Ich habe ihn gesehen. Wir gingen durch die Treibhäuser, die für den Winter vorzurichten sind. Ich hätte ihn schon vorher aufsuchen können, doch hielt ich es für besser so. Wenn eine leise Verstimmung in ihm bestanden haben sollte, so dürfen Sie gewiß sein, daß sie behoben ist.«

»Ich danke Ihnen. Es ist wohl zu vermuten, daß der Chefbericht gewisser Ergänzungen bedürftig war.«

Ortner nickte:

»Er war recht einseitig. Zwar ist der Fürst auf klare Geister angewiesen, doch hält er sie im Rayon. Er konsultiert auch die linke Hand.«

»Das ist die Herzseite. Ich hatte den Eindruck, daß der Anlaß zum Bruch dem Chef willkommen war.«

»Er kam ihm gelegen«, bestätigte Ortner, »denn Sie entfernten sich aus dem System. Sie wichen bereits in den Asturischen Berichten ab. Dann hielt er Ihren Einfluß auf die Kriegsschüler für wachsend unheilvoll. Besonders die Bestallung Ruhlands muß ihn gewurmt haben. Nun, das sind Differenzen in der Metaphysik.«

»Ja, freilich«, sagte Lucius. »Er möchte die Metaphysik als Tonikum einführen, um die Mannschaft zu kräftigen. Mit solcher Unterlage verdaut man größere Mengen von Gewalt. Ich gebe zu, daß Ruhland dem nicht gewachsen war. Er bleibt ein Akademiker.«

»Der Chef meint, wenn Sie statt dessen eine zweite Reitstunde eingerichtet hätten, würde mehr herausgesprungen sein.«

»Da hat er vielleicht recht. Er kann jetzt einen zweiten Stallmeister einstellen.«

Ortner lächelte.

»Der Fürst wünscht nicht, daß die Erziehung ganz auf die Gallifets berechnet wird. Er teilt auch in Ihrem Falle

nicht die Ansicht des Generals, wenngleich er ihn natürlich nicht desavouieren kann. Ihr Eintreten für Antonio Peri, den er schätzte, hat in seinem Sinn gelegen; er billigt es. Das gilt auch für die Familie Peri, wenngleich formale Bedenken nicht von der Hand zu weisen sind. Er sagte: ›Das sind Sorgen, über die man vertraulich mit seinem Feldherrn spricht.‹«

Lucius fühlte, wie die ruhige, männliche Stimme ihn belebte und erleichterte.

»Ich wußte wohl, daß er die Dinge nicht eng auffassen würde, nicht rechtwinklig. Er sieht ja mehr als das Gesetz. Das ist auch der Grund, aus dem man die Befehle des Chefs ausführt, dem Fürsten aber mit dem Herzen folgt.«

»Sie dürfen seiner sicher sein«, bestärkte ihn Ortner. »Er hat entschieden, daß Ihr Abschied mit einer Rangerhöhung zu verbinden ist. Das scheint nun auch dem Chef nicht unangenehm zu sein.«

»Vermutlich, weil er darin einen neuen Affront erblickt, den er dem Landvogt bieten kann. Auch mir ist es so lieber — ich habe keine Neigung für dramatische Abgänge.«

»Die werden Ihnen auch nicht zugemutet, Lucius. Sie würden nicht mit Ihrem Wesen übereinstimmen; das sehen auch andere. Sie sind kein Aufrührer, und Ihre Wandlungen entsprechen Ordnungen in Ihrem Inneren. Heliopolis hat Ihnen nicht genügt. Von Ihnen erwartet man noch viel.«

Lucius drückte ihm die Hand. Ortner fuhr fort:

»Der Fürst begrüßt es, daß Sie als mein Gast in seiner Nähe weilen; so sind Sie zugleich der seine, und er bittet Sie, sein Jagdland und seine Gärten als die Ihren anzusehen. Douglas wird morgen Ihre Wünsche einholen. Wenn Sie auch aus dem Truppenverbande scheiden, so legt er doch auf Ihr Verbleiben Wert.«

Lucius schüttelte den Kopf.

»Das ist vorbei. In einem solchen Hause lebt man nicht als Privatmann fort. Das wäre eine Geisterexistenz.«

»Es ist vielleicht gerade das Private«, widersprach Ortner,

»das Ihnen größere Freiheit, stärkere Verwirklichung gewähren wird.«

»Nicht hier am Golf — es spielen auch Fragen der Sicherheit mit ein. Ich darf mir schmeicheln, daß der Landvogt es als Ehrensache ansieht, mich zur Strecke zu bringen, und daß mein Kopf für einen Schädeljäger wie Becker als kapitale Trophäe gilt. Ich müßte bei den Mauretaniern Schutz suchen.«

»Demgegenüber steht Ihnen immer die Rückkehr zum Burgenlande frei.«

Lucius widersprach noch lebhafter.

»O nein, ich werde nie dorthin zurückkehren. Man wird mir nie verzeihen, daß ich, die Überlieferung zerbrechend, das Glück gewählt habe. Ich habe dort keinen Anspruch mehr.«

Er schwieg und stützte den Kopf auf seine Hand. Ortner erhob sich und legte den Arm um ihn.

»Sie sehen heut die Dinge in schlechtem Lichte, Lucius. Sie nehmen sie aus der Erschöpfung wahr. Die Welt ist groß, und jenseits der Hesperiden liegt nicht das Burgenland allein. Sie werden mit der Gefährtin in einer der weißen Inselstädte, die Sie lieben, glücklich sein — in einem der alten Meeresnester, die nie aus dem Mythos herausgetreten sind. Wo Meer und Sonne leuchten, wo Rebe und Ölbaum Früchte tragen, wo selbst die Bettler in königlicher Freiheit leben und wo ein Auge wie das Ihre das Schauspiel faßt, da springen die alten Brunnen noch in unversehrter Frische, da sind die Dinge noch begehrenswert. Sie sollten auch Halder mitnehmen. Der Fürst hat ihm ein Reisestipendium gewährt.«

Lucius stand auf.

»Ich danke Ihnen, Meister. Sie haben recht — ich bin sehr abgespannt. Der Morgen mag Rat bringen. Ihre Gesellschaft wird mich kräftigen.«

Ortner nickte ihm freundlich zu.

»Am Pagos erholt man sich. Wir wollen aufbrechen.

Hortense wartet mit einer Flasche Vecchio auf uns. Wie wäre es, wenn wir bei Wolters hielten, damit Sie sehen, wie Budur Peri sich eingerichtet hat?«

Sie stiegen hinunter und verließen den Palast.

IN ORTNERS GARTEN

Die Sonne stand im ersten Viertel ihrer Bahn. Sie hatte sich als matte Scheibe über das Rote Kap erhoben und noch die Nebel nicht zerstreut. Doch wurde durch ihre Schleier schon die zarte Rippung des Meeres sichtbar, das sich in der Brise kräuselte. Die Inseln dämmerten herauf.

Noch hatten unter dieser Hülle die Fluten nicht das königliche Blau gewonnen; sie wölbten sich in mattem Steingrün zum unbestimmten Horizont. Wo ihre Fläche die Untiefen deckte, erschien sie angeschliffen, gläsern, durchschossen von Schlieren und silbernem Gespinst. Die Träume hatten sich noch nicht aufgelöst.

Auf den Terrassen brannten die Strahlen schon. Die mürbe Erde wechselte in braunen Bändern mit der hellen Brüstung ab. Die Fugen waren mit bunten Moosen und Steinbrech ausgefüllt. Die Bienen des Pater Foelix umschwärmten die Blütenpolster, die tief herabhingen. Grüne Lazerten huschten über die weiße Wand. Schon war die Stunde gekommen, zu der die dunklen Geckonen sich langsam aus ihren Höhlen vorschoben.

Im Frühling und Sommer waren diese Bastionen mit Lilien bestellt. Sie lösten sich in mannigfachem Wechsel ab — den Arten der kühlen Länder und Hochgebirge folgten jene der Ebenen und Meeresgürtel und endlich die geflammten Wunder der heißen Wälder und Dickichte. Nun waren sie bis auf das Kraut verdorrt und sammelten in den Bulben neue Kraft. Dafür war üppig in die Frucht gegangen, was an den Spalieren wuchs.

Am Südrand des Gartens, wo die Mauer an den Reitweg grenzte, stand Ortner; er trug ein blaues Leinenhemd mit kurzen Ärmeln, aus denen die gebräunten Arme leuchteten, und hatte ein Büschel gelben Bastes um den Hals gehängt. Zuweilen zog er eine Strähne aus diesem Vorrat, um hier eine Rebe, dort eine Mandel- oder Aprikosengerte zu befestigen.

Er pflegte unregelmäßig und für Stunden im Garten zu erscheinen, der seine Erholung war, und kehrte dann zu seiner Lektüre oder zu seinem Manuskript zurück. Die Gärtner- und Autorenarbeit ergänzten sich in seinem Tagewerk; sie zogen sich wie Gegengewichte auf.

Am Treppengang, wo das Wasser durch die steinerne Mittelader sprang, stand Hortense, über einen flachen Korb gebeugt. Ein breiter Strohhut schirmte ihr Gesicht. Behutsam, damit der Reif nicht litte, breitete sie blaue Feigen auf einer Unterlage von Blättern aus. Alamut, dessen schwarzes Vlies im Lichte rostig glänzte, lag auf der Brüstung und schaute ihr blinzelnd zu. Er fühlte sich hier draußen wohler als im Palast.

Lucius betrachtete von der Terrasse aus das Bild. Ein Teller, von dem schwarze Trauben überhingen, stand vor ihm, daneben eine Granatfrucht, die reifend bis auf den Grund gespalten war. Die Hälften glühten wie Lippen im prallen Licht. Ein Glas war halb geleert. Es hielt den dunklen Landwein, von dem Ortner sagte, daß er sich in reines Blut verwandele. Er wünschte, daß Lucius schon am Vormittag ein wenig davon trank. Der Wein stand schwarz im Glase, und nur am Rande gab die Sonne ihm einen Purpurstrich.

Die Meeresaussicht wurde durch breite Feigenblätter eingefaßt. Ihr Balsamduft verriet das Wohlbehagen, mit dem sie sich im Lichte breiteten. Auf ihren Zacken hatte sich ein Zucker ausgeschieden, an dem die Fliegen tafelten. Alles war Süße, saftvolle Reife und höchste Wollust an diesem Ort. Er zeugte für den Meister, der hier Fülle spendete.

Lucius hatte sich schon in den ersten Tagen gut erholt. Die Kräfte des Südhangs hatten ihn belebt. Was auch die Menschen an Verwirrung stiften mochten — die Ordnung des alten Erdgrunds blieb unberührt. Ein jeder Grashalm wies auf die Schöpfung hin. Es blieb die Macht der Felsen, es blieb die Tiefe der Woge und ihre Brandungskraft. Demgegenüber war die bleiche Stadt dort unten wie eine Muschel, flüchtig angespült. Vor allem heilsam blieb die Flut des Lichtes, der Gang der Weltenuhr. Die Stunden flossen schnell dahin, in denen das Gestirn die hohe Wölbung vom Roten bis zum Weißen Kap vollendete. Die Strahlen wirkten an der Meeresfläche mit ihren Inseln und Felsenküsten wie an einem Bilderteppich und führten sie durch eine Fülle von Verwandlungen. Die Farben glänzten in der Frühe wie gläserne Lasuren, dann glühten sie mächtig auf. Sie blichen im schattenlosen Licht der Mittagsstille; die Felsen gleißten wie Gerippe aus der Flut. Am Abend wachten die roten und gelben Töne auf. Oft säumten wunderbare Wolken den Sonnenuntergang. Endlich blinkten die ersten Sterne und die bunten Lichter der Inselwelt.

Die Blumen folgten diesem Zauberkreis. Sie öffneten am Morgen ihre Kronen und wandten sie der Sonne zu. Sie hefteten sich wie bunte Spiegel an ihre Bahn. Wenn sie am Abend ihre Kelche schlossen, erwachten die nächtlichen Dolden, der Phosphorflor. Lavendel- und Orangenblütenduft vermählte sich der Kühlung des Gesteins.

Der Garten spiegelte die kraftvolle Ruhe eines Geistes, der nicht mehr des Neuen, sondern der Wiederholung bedürftig war. Ortner schätzte die Pläne der Weltverbesserer nicht. Die Zukunft liege im erfüllten Augenblick, die Welt im engsten Kreis. Zeig mir, wie du mit deiner Magd, mit deiner Frau, mit deinen Kindern, mit deiner Katze lebst, und ich erlasse dir die Theorie. Er liebte das Handwerk, die kleinen Leute, das väterliche Regiment. In diesem Sinne wirkte er auf den Prokonsul ein, als starker, liebevoller Freund, durch reine Gegenwart.

Costar trat aus der Glastür auf die Terrasse und brachte die Morgenpost. Lucius öffnete als erstes das tägliche Billett von Budur Peri, das auf dem Bündel lag. Er pflegte vor Sonnenuntergang mit Ortner an den Strand zu reiten, um ein Bad zu nehmen, und aß dann bei ihr in »Wolters' Etablissement«. Spät wechselten sie noch einen kurzen Gruß. Sie hatte den Kosti abgelegt. Es schien ihm, als ob sie größer geworden wäre und in der Haltung sicherer. Sie trug lebhafte Farben, und Heiterkeit ging von ihr aus. Sie war ihm stets gegenwärtig; wie früher die Entfernung, war nun die Nähe groß.

Auch daß man jetzt um ihr Verhältnis wußte und es anerkannte, war ihm angenehm. Ortner war auf Gelegenheiten, sie zusammenzubringen, stets bedacht. Er sandte ihr durch Hortense Blumen und Früchte seines Gartens zu. Wenn Lucius dem Fürsten im Park begegnete, so pflegte sich dieser nach dem Ergehen Budurs zu erkundigen.

»Es war notwendig, Lucius, daß Sie reduziert wurden.« So hatte Ortner gestern, als sie von ihr zurückkamen, beim Wein gesagt. »Die Kräfte, die in Ihnen wirkten, waren zu blendend; sie wurden auf eine menschlichere Formel gebracht. Sonst hätten Sie gerade den gefährdet, der Ihnen am nächsten war. Es gibt ja Stoffe, die in der kurzen Berührung Wunder wirken, doch deren Nähe auf die Dauer das Leben welken läßt. Mit ihnen wirft man Städte nieder, doch gründet man kein Haus.«

Ein Blatt mit zackiger Handschrift, die an den Ausschlag eines Seismographen erinnerte, war von Doktor Becker unterzeichnet; er bat um eine Unterredung an neutralem Ort. Das konnte eine Falle sein, doch war es auch möglich, daß sich dahinter ein Angebot verbarg. Der Landvogt stellte gern entlassene Heeresoffiziere ein — vor allem wenn er wußte, daß sie sich im Zwist aus dem Palast entfernt hatten. Er schätzte Unregelmäßigkeiten in der Konduite und hatte eine Schwäche für kriminelle Vergangenheit. Lucius zählte zu den wenigen Köpfen, denen das

Machtspiel in Heliopolis sowohl in seinem Umfang wie in seinen Einzelheiten geläufig war. Das wog dem Landvogt vielleicht sogar den Schlag auf Castelmarino auf.

Auch eine Einladung der Mauretania war bei der Post. Man schien in diesen Gremien der Meinung, daß er nur eine Runde verloren habe, und bot ihm ein neues Spiel.

Endlich las er noch eine Botschaft in der ihm wohlbekannten Handschrift des Paters Foelix, die von Melitta abgegeben war. Der Pater lud ihn auf den Sonntag ins Apiarium ein. Wenn einer hier einen Ausweg wußte, so war es dieser — das fühlte Lucius wohl.

DER BLAUE PILOT

Der Tag war strahlend, und in den Schrunden des Gebirges zitterte die Luft. Es war die Zeit, zu der die Weinlese begann. Sie brachte oft noch sommerliche Glut.

Sie waren, um die Kriegsschule und ihre Übungsplätze zu vermeiden, die Totenschlucht hinaufgeritten und saßen nördlich des Gipfels ab. Lucius ließ Costar bei den Pferden und stieg zur Klus hinan. Hier oben war es kühler, die Brise spielte in den Wolfsmilchstauden und den grünen Gerten des Ginsters, der hin und wieder noch eine goldene Blüte trug.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, als Lucius den Pater begrüßte, der ihn im weißen Gewand erwartete. Der Mönch war nicht allein; er hatte einen Gast, den Lucius vom Sehen kannte: Phares, den Kommandanten des Regentenschiffes, das im Raketenhafen lag. Der Pater machte sie bekannt. Sie setzten sich auf die Steinbank an den dunklen, mit Silberpfeilen ausgelegten Tisch, und wieder las Lucius die Inschrift: »Es ist schon später, als Du meinst.«

Das Meer war schwarz und ohne Segel; die Klippen stiegen grell aus ihm empor. Der Hafen lag ausgestorben; er

glich mit seinen Bastionen und Marmorkais der Einfahrt in eine Geisterstadt. Sie schwiegen. Lucius blickte auf Phares, der ihm gegenübersaß.

Der Fremdling war in ein Gewand aus blauem Asbest gekleidet — die Tracht der großen Fahrten und der starken Strahlungen. Sie wirkte wie ein Arbeitskittel, der Räumen und Werken einer höheren Mechanik angemessen war. Die Nähte waren mit einem feinen Goldstrich abgesäumt. An einer Schnur hing eine goldene Maske auf die Brust. Auch zierte eine goldene Weizenähre den linken Arm. Es mußte sich um ein Rangabzeichen handeln; man sah auch andere Symbole, wie Trauben oder Rautenzweige, bei den Besatzungen.

Die Züge des Piloten wiesen eine höchste, gebieterische Ruhe auf. Man ahnte unbegrenzte Reserven hinter ihr, auch das Bewußtsein eines Abgesandten, dessen bloßes Erscheinen für wichtiger als das von Heereszügen und Geschwadern galt. Doch war auch Güte ausgeprägt; es webte keine Furcht um ihn. Die Macht war konzentriert, doch nicht gespannt. Es fehlte daher auch die Verhärtung, die sie sonst ihren Trägern gibt. Der Ausdruck war eher milde, als leuchte ein unbezwinglich starker Friede durch ihn hindurch. »Er kennt die schwerelosen Räume«, dachte Lucius, indem er ihn betrachtete, »dort gibt es unsere Gegensätze nicht.«

Obwohl die Sonne stärkstes Licht verbreitete, ging doch ein eigenes Leuchten von Phares' Haupte aus. Dem Volk war dieser Glanz bekannt. Es hieß, daß dort das Wasser anders sei und Strahlung mitteile.

Merkwürdig war die Vermählung von Nüchternheit und neuer Kraft. Realität, Gewißheit war in der Haltung ausgeprägt. Ein Wiking der hohen Bahnen — doch hatte er sein Ziel erreicht. So manches der blauen Schiffe war aufgeflammt in Feuermeeren, in der Ätherflut. Dann hatten andere das Gesetz gefunden, nach dem man im Grenzenlosen navigiert. Sie hatten sich in rationaler Kurve in die Abgründe gestürzt. So mußten sie das wunderbare Reich

gefunden haben, von dem Fortunio und der Bergrat träumten — das Reich, in dem die Erde sich in Schatzgrund und das Wissen sich in Macht verwandelte. Sie fanden mehr, als sie gesucht hatten. Das Wissen wirkte wie ein Bohrer im harten Felsen, der endlich auf mächtige Adern gestoßen war. Sie hatten die Geschwindigkeit gesteigert bis zu jenen Graden, an denen sie entweder in Vernichtung oder in Ruhe übergeht. Es lebte etwas vom Triumph in ihnen fort, von der Erinnerung an eine Wende wie damals am Roten Meer. Wie Serner meinte, waren sie in Reiche eingedrungen, an denen der Fluch des Apfels nicht haftete. Doch gab es, wie gesagt, auch Theorien, die die Veränderung, die niemand verborgen bleiben konnte, rein auf das Wasser, die Nahrung, das Licht im neuen Raum zurückführten. Es wäre seltsam, sagte Taubenheimer, wenn solche Wirkungen sich *nicht* ergeben hätten, das Wunderbare liege vielmehr im glücklichen Charakter der Mutation. Was aber nun im Grunde sich ereignet hatte, blieb das Geheimnis des Regenten und seiner Mannschaften. Zuweilen schien es, als ob sie an voneinander sehr entfernten Punkten wie in Retorten Ordnungen entwickelten und das lockere Gespinst von Diadochenstaaten, das nach dem Treffen bei den Syrten zurückgeblieben war, aus astronomischer Entfernung betrachteten.

Bei alledem war etwas vom Geist der Abfahrt in ihnen zurückgeblieben, von jenem letzten Wagnis, mit dem der Mensch nach abgeschlossener Berechnung und nicht auf Rückkehr hoffend sich über eine ungeheure Schanze dem Nichts entgegenwirft.

Der Pater Foelix ergriff das Wort:

»Es hat sich viel ereignet, seitdem wir uns zum letzten Mal an diesem Orte sahen, Lucius. Ich habe dich heraufgebeten, weil dein Schicksal mir am Herzen liegt. Ortner berichtet, daß du jenseits der Hesperiden Zuflucht suchen willst?«

»Ich weiß nicht«, wich Lucius aus, »ob meine Angelegenheiten für Kapitän Phares von Bedeutung sind.«

»Sei deshalb ohne Sorge«, beschied ihn der Pater, »denn er ist deinetwegen heute hier.«

Der Fremde nickte. Seine Stimme klang zugleich gebietend und angenehm. »Bezwingend« war das rechte Wort:

»Ich hatte den Bergrat aufzusuchen und bat bei der Gelegenheit den Pater um diese Zusammenkunft. Aus seinen Gesprächen sind Sie mir seit langem wohl vertraut. Es zählt zu meinen Pflichten, mir über die Mächte und Männer dieser Stadt ein Bild zu machen, wenn freilich der Anteil, den wir nehmen, vorwiegend in der Betrachtung liegt.«

»Gerade das«, fiel Lucius ein, »ist für uns unverständlich und beunruhigend. Man legt das Schweigen des Regenten als Verachtung aus.«

Phares hörte ihm freundlich zu.

»Sie dürfen nicht vergessen, warum er sich entfernte und daß der erste große Ansatz mißlungen ist. Inzwischen ist seine Macht ins Unvorstellbare gewachsen, und nichts stünde ihm im Wege, die Ordnung, die er für recht hält, zu verwirklichen. Er könnte die Welt in eine Kolonie verwandeln, doch lockt ihn kein Regiment, das seiner Idee der Freiheit widerspricht. So muß er warten, daß sich die Dinge von sich aus klären und man ihm die Schlüssel überreicht. Sie sannen auf dem Rückweg von den Türmen des Schweigens darüber nach, ob es wohl Punkte gäbe, an denen Macht und Liebe sich vereinen, und rührten damit das Geheimnis an.«

Lucius erstaunte später, als er das Gespräch bedachte, darüber, daß diese seltsame Wendung ihm entgangen war. Doch lag in Phares' Stimme etwas Altvertrautes, fast wie im Selbstgespräch. Er sagte:

»Wenn der Regent sich stellte, dürfte er jeder Mehrheit sicher sein.«

»Es handelt sich nicht um Willensakte«, antwortete Phares, dessen Züge bei diesen Worten ein Lächeln überflogen hatte, »man kann das Gute wollen, man kann es sogar einstimmig wollen, ohne daß es genügt. Das führt nur

flüchtigen Resultaten zu. Die echte Entscheidung muß in eine Tiefe führen, der keine Zahl genügt. Die Wahrheit verbirgt sich im Unteilbaren.«

Er schwieg, und nur das Summen der Bienen erfüllte die Einsamkeit. Dann sprach er weiter:

»Wir wollen unterstellen, daß eine Macht bestünde, die über höhere Lösungen verfügt. Sie müßte sich dann wohl an jene wenden, für die die alten Exempel nicht aufgegangen sind.«

»Das wäre das genaue Gegenstück zur Technik der Mauretanier.«

Der Fremde nickte.

»Ganz recht, das Wesen dieses Ordens liegt darin, daß er die Welt an jedem ihrer Punkte für meßbar hält. Daher zielt seine Auswahl auf die kühlsten Rechner ab. Das setzt voraus, daß weder Freiheit noch Unsterblichkeit besteht. Dafür tritt der Verstand als autonome Größe ins Schicksal ein. Er hat die Zeit gewählt.«

»Dann ist wohl anzunehmen, daß der Regent auf Mittel verzichtet, die denen der Mauretanier ähnlich sind?«

»Er zöge ihnen sogar die intelligente Bestialität des Landvogts vor.«

»Besteht auch«, fragte Lucius, »eine Wertung meines alten Lehrers Nigromontan?«

»Wir kennen und schätzen ihn. Wir sehen seine Absicht darin, die Oberfläche mit Tiefe zu sättigen, so daß die Dinge zugleich symbolisch und wirklich sind. So legt sich die Erscheinung wie eine bunte Haut um die unvergängliche Gestalt. Daher hat er besonders auf die Künstler stark gewirkt. Er hat in ihre Werke eine neue Schönheit eingeführt und ihren Realismus überhöht. Er würde als Berater eines Fürsten Städte von großer Pracht und Dauer gründen — Städte mit flachen Dächern und Türmen, die wie Kegel abgeschnitten sind. Es ist kein Zufall, daß er so häufig im Burgenlande war. Wir ziehen diesen alten Sitzen andere Städte vor, auch auf die Gefahr hin, daß sie zuweilen in

Rauch und Asche untergehen. Das Unvergängliche der Städte liegt nicht im Mauerwerk. Es soll nicht als Kristall hervorwachsen.«

»Sie wollen also auf den Plan verzichten, selbst wenn überlegene Weisheit ihn regiert?«

»Wenn er das Heil gefährdet, ja. Wir wollen in die Entwicklungen nicht eingreifen. Wir können auch die Lösung nicht vorzeichnen, denn richtig ist sie nur für den, der sie gefunden hat. Im Schmerz liegt größere Hoffnung als im geschenkten Glück.«

Lucius dachte über diese Worte nach.

»Wenn ich Sie recht verstehe, rechnen Sie mit den Unzufriedenen?«

»Wir rechnen mit ihnen wie jede Macht, die neue Wege erschließen will. Da unsere Ziele jedoch bedeutend sind, so suchen wir eine höchste Unzufriedenheit — die Unzufriedenheit des Geistes, der, nachdem er alle Bahnen des Möglichen durchlaufen hat und alle Versuche, das Leben noch zu führen, erschöpfte, sich dem Ausweglosen gegenübersieht.«

»Versprechen Sie diesen Zufriedenheit?«

»Das steht nicht in unserer Macht. Doch wir versprechen ihnen neue Aufgaben. Wir halten es für möglich, eine Elite aus der Welt herauszuziehen, die der Schmerz gebildet hat. Sie hat sich geläutert in den Kämpfen und Fiebern der Geschichte als Stoff, dem ein verborgener Wille zur Heilung innewohnt. Wir suchen ihn aufzufangen und zu entwickeln, um ihn dann dem Körper wieder zuzuführen als sinnvoll geklärte Lebenskraft. So ist auch der Auszug des Regenten zu verstehen — als Abschied mit dem Plan der Wiederkunft.«

Er schwieg und schaute Lucius forschend an. Nun senkte er die Stimme:

»Wir werden warten, bis alle zum Zuge gekommen und gescheitert sind. Inzwischen wird der Regent gut unterrichtet; sein Wohlwollen ist unbegrenzt.«

Er nickte dabei dem Pater Foelix zu.

»Das Spiel muß jede Möglichkeit erschöpft haben. Nur so kann das Unmögliche gewagt werden. Wir suchen jene, die in der Stratosphäre gescheitert sind. Wir billigen die Lehre Zarathustras, nach welcher der Mensch vom Übermenschen überwunden werden muß. Wir sehen sie nicht ethisch, sondern in der historischen Notwendigkeit. Der nächste Schritt liegt darin, daß auch der Übermensch zu überwinden ist, indem er am Menschen scheitert, der in der Begegnung höhere Macht gewinnt.«

»Ja, ich verstehe«, sagte Lucius. »Der Schmerz kann nicht erspart werden.«

Die Sonne hatte sich inzwischen vom Zenit geneigt. Die Farben begannen aufzuleben; das Meer gewann an unbestimmter Tiefe, und rote Segel tauchten auf. Allmählich begann die Stadt sich zu vergolden; sie war umfaßt von hellen Säumen, die an die Molen perlten, und dahinter vom Purpurstrich der Flamboyants. Die volkreichen Quartiere und die Paläste glänzten warm herauf. Das Licht gab seine absolute Herrschaft preis; es teilte sich den Schatten mit, und so vertiefte sich sein Glanz.

Phares betrachtete das Schauspiel schweigend; sein Auge ruhte mit Lust auf ihm. Es schien, als ob er diese Stadt am Golf, um die so viel Verwirrung, Haß und Unheil webte, wie eine Heimat ansah, die man wiederfindet als Muttergrund. Dann nahm er Lucius' Bemerkung auf:

»Sie haben recht — der Schmerz kann nicht erspart bleiben. Das Gute kann nicht durch Einsicht allein gewonnen werden — es will durch Schmerz und Irrtum, durch Schuld und Opfer erobert sein. Das gleicht den kühnen Ausflügen des Geistes — sie werden erst tragend, wenn die Erfahrung sie bestätigte.«

Er deutete zur Stadt hinab, an deren Konturen sich jetzt violette Ränder anschlossen.

»Wenn reine Weisheit diese Figuren gebildet hätte, würden sie von allzu starrer Schönheit sein. Der Irrtum des

Webers, das Zittern seiner Hände macht erst die Muster unwiederholbar, wie es der Vergänglichkeit entspricht. Die Städte dürfen nicht absolut, sie müssen Gleichnis sein. Der Edelstein gehört zur Krone, nicht zum Fundament.«

Die Sonne begann sich tief zu röten; sie hatte nun fast das Weiße Kap erreicht. Der blaue Pilot beendete das Schweigen: »Ich stelle nun die Frage, derentwegen ich um die Begegnung bat: Sind Sie bereit, auch ohne nähere Erklärung Dienst beim Regenten anzunehmen, Herr de Geer?«

Er hob die Hand, als ob er Lucius vor einer allzu raschen Antwort bewahren wollte, und fuhr fort:

»Wir haben, was Sie suchen, und Pater Foelix wird es bestätigen.«

Der Pater nickte.

»Man kennt dort auch Deine Sorgen, Lucius. Doch mußt Du frei entscheiden über deine Bahn.«

Lucius blickte zum wolkenlosen Firmament. Die ungeheure Tiefe schreckte ihn. Er sagte stockend:

»Ich glaube die Bedeutung des Rufes zu erfassen, obwohl ich seiner nicht würdig bin. Es gibt hier keine Wahl. Doch hängen noch andere von meinem Schicksal ab.«

Phares tauschte mit dem Eremiten einen Blick. Dann gab er zur Antwort:

»Sie müssen bedenken, daß nicht jeder Sie zu begleiten fähig ist. Indessen wird es Sie beruhigen, daß Budur Peri die Voraussetzung erfüllt. Sie haben gut gewählt. Untrennbar ist an Sie geheftet, wer dorthin mit Ihnen geht.«

Lucius fühlte eine tiefe Freude bei diesen Worten; es war, als würde die Ferne ihm vertraut. Sie würden Schulter an Schulter das Tor durchschreiten, dessen Schwelle sie in der Lorbeernacht erreicht hatten. Er hörte den Piloten fortfahren:

»Sonst ist in Ihrem Kreis nur einer, dem wir zuerkennen, daß er der Fahrt und ihrem Ziel gewachsen ist.«

»Ich glaube, ihn zu erraten: es ist der junge Winterfeld.«

»Er ist als Ihr persönlicher Begleiter vorgesehen. Sie

mögen wissen, daß Ihre Kriegsschularbeit Früchte trägt, wenngleich sie in anderen Klimaten reifen werden, als Sie erwarteten.«

Lucius erhob sich.

»Ich werde mit beiden sprechen — was mich angeht, ich bin zum Dienst bereit.«

DER ABSCHIED VON HELIOPOLIS

Der Hafen war noch nicht erwacht. Ein rosiger Glanz lag auf den Obelisken, und in das ferne Echo der Fontänen klang noch die Kühle nächtlicher Plätze ein. Die Blüten der Flammenbäume waren über Nacht gefallen; sie säumten als wächsener Schatten die Allee. Es war die Zeit, in der die Winzer die letzten Trauben noch am Stocke ließen, damit der Tau die Reife steigere.

Das rote Rechteck, das den Raketenhafen in der Nacht begrenzte, verblaßte, und die Tagesmarkierung trat hervor. Der Marmorkai, ohne Geländer und mit dem Lande unverbunden, ragte in den Bezirk hinein. Dort, wo er einschnitt, teilte ihn ein dunkles Band. Auf einem Sockel ruhte eine große Uhr. Lucius betrachtete das Zifferblatt. Es war von solchem Umfang, daß man den Gang des Stundenzeigers sah. Bald würden auf der anderen Seite die neuen Zeitsymbole aufleuchten.

Sie standen als blaue Gruppe im Kreis der Freunde, die sie bis an die Schwelle geleiteten — Lucius mit Budur Peri und Winterfeld, vor ihnen Phares, der sie jenseits des Bandes erwartete. Sie trugen nun die gleiche Kleidung wie der Pilot und seine Mannschaft, doch zierte sie nur ein einziges Weizenkorn. Sie waren ganz und gar in neuer Tracht und hatten auch den Schmuck, ja selbst die Siegelringe, abgelegt.

Die Nachricht von der neuen Verwendung hatte weniger Erstaunen erregt, als Lucius gedacht hatte. Eher war sie als

Lösung aufgenommen worden, die, wenngleich unerwartet, doch sinnvoll schien. Man war mit ihr zufrieden, wenn auch aus Gründen verschiedener Art. Der Fürst und Ortner hatten sie begrüßt. Dem Chef, dem Landvogt und auch den anderen politischen Mächten war sie angenehm; sie schaffte Klarheit über einen Stein im Schachspiel, der zwischen den Fronten stand. Im allgemeinen wurde der Wechsel als Beförderung betrachtet, bei einigen wog der Eindruck des Ungewissen und Abenteuerlichen vor. Sie schienen ihn als letzten Ausweg zu betrachten, als Aufbruch in ein neues Amerika. Man wußte wenig von jener Welt.

Winterfeld hatte die Aussicht auf die unbekannten Reiche mit Leidenschaft begrüßt. Lucius war mit ihm vertraut geworden; er hatte ihn fast täglich während dieser Vorbereitungszeit gesehen. Phares hatte ihn ohne Zweifel recht beurteilt: er würde den Schrecken des Abgrunds gewachsen sein. Das hatte Ruhland bereits auf seine Art erkannt. Noch war der Jüngling unausgeglichen und gefährdet, doch wurde sein Übermut durch musischen Sinn gemildert — das war der Familie eigentümlich und hatte schon den Ahnen ausgezeichnet, den Helden von Hohenfriedberg, auf den sie sich zurückführte.

Budur stand Lucius zur Seite, hart vor dem dunklen Band. Der Pater Foelix hatte sie vereint. Ihr Blick war heiter wie der eines Kindes, das festliche Erwartung hegt. Lucius sah sie die Blumen nehmen, die ihr von den Freunden gereicht wurden. Sie drückte sie an die Brust und streute sie auf die Wogen, die noch nächtlich, noch blaßgrün sich an die Brüstung falteten. Es galt auch Abschied zu nehmen von den Blüten und ihrer Pracht.

Phares hatte sie vorbereitet für die Fahrt. Sie waren dazu oft im Apiarium gewesen, das volle Einsamkeit gewährte, denn der Regent hielt in Heliopolis nicht Haus. Die Vorbereitung bezog sich nicht auf Pässe und Zollpapiere, auch war sie weder hygienischer noch psychologischer Natur. Sie ging nicht auf besondere Weihen

aus; sie zielte eher auf die Verwirklichung des Traumes durch Erhöhung der Imagination und ihrer Herrschgewalt. Die Rolle, die bei den Mauretaniern die Askese und bei Nigromontan die Lehre von den Oberflächen spielte, war hier der Überwindung der Schwere zugeteilt. Das war ein Wissen, das sicherer führte als jedes Visum — ein Ausweis existentieller Art. Er konnte nicht durch Fleiß erworben werden; die Nähe von Phares, sein Händedruck war wichtiger. Das schien Organe aufzuwecken, die man geahnt, doch deren man nicht mächtig gewesen war. Merkwürdig war die Anheftung — wie durch ein Äderchen, ein Würzelchen, durch das es die andere Seite des großen Stromes zu erreichen galt. Das Einfache daran war das Erstaunliche. Dann stellte sich ein Bewußtsein des Überflusses ein und mit ihm Heiterkeit. Zuweilen hatte sie selbst Angst ergriffen, daß diese Heiterkeit zu schnell, zu reißend anwüchse.

Die ersten Sonnenstrahlen erhellten nun das Rote Kap. Der Marmor begann zu glänzen, und in der grünen Tiefe lebten goldene Funken auf. Ein Hornruf ertönte von Phares' schlankem Boot. Die Schiffsglocke des »Neuen Columbus« antwortete. Sie rief zur Abfahrt, zur Erhebung über die Paläste, die im Frühlicht aufflammten. Sie würden von Phares pilotiert werden. Höhe und Tiefe würden bald identisch sein.

Es galt Abschied zu nehmen, und wohl auf lange Zeit. Lucius sah Winterfeld den Kameraden die Hände drücken; er sah, wie Budur von Melitta und Donna Emilia umarmt wurde. Noch einmal wandte er sich Costar und Mario zu. Dieser verblieb im Dienste des Prokonsuls, und Costar würde mit Donna Emilia in das Burgenland heimkehren. Er brachte den Siegelring zurück. Alamut blieb in Ortners Gartenhaus. Der Dichter stand zwischen Serner und Halder; ihr Anblick rief in Lucius die Nächte in der Volière mit ihren Gesprächen und Symposien wach. Ein jeder schien zu wähnen, daß sich dort drüben die eigenen Träume verwirk-

lichten. So klang in dem »Glück auf« des Bergrats die Hoffnung auf die großen Horte mit. Der Oberfeuerwerker war im Schmuck der Orden; ihn schien die Hoffnung zu beleben, daß Lucius mit den starken Waffen zum Fürsten wiederkehren würde, den mächtigen Schlüsseln zum Triumph. Die Mauretanier und die Ämter hatten Beobachter entsandt.

Die Zeichen ertönten zum zweiten Male; man sah geschäftige Figuren vor den blauen Schatten der Schiffe auftauchen. Sie standen nun allein. Phares ergriff sie an der Hand. Sie überschritten die dunkle Marke und traten in den Bezirk. Obwohl sie vorbereitet waren, empfanden sie einen feinen Schmerz wie die Berührung einer Flamme, die vorüberstreicht. Doch Phares lächelte ihnen zu. Dann setzten sie die goldenen Masken auf.

Ein Vierteljahrhundert war verflossen seit dem Treffen im Syrtenmeer. Und ebenso lange sollte es währen, ehe sie im Gefolge des Regenten zurückkehrten.

Uns aber liegen diese Tage fern.

INHALT

Erster Teil

Die Rückkehr von den Hesperiden 13
Unruhen in der Stadt 66
Im Palast 81
Das Symposion 102
Ortners Erzählung 117
Der Ausflug nach Vinho del Mar 151
Auf dem Pagos 173
In der Kriegsschule 195
Das Apiarium 208

Zweiter Teil

Das Attentat 227
Im Arsenal 258
Gespräche in der Volière 272
Das Unternehmen auf Castelmarino 299
Antonios Begräbnis 316
Die Lorbeernacht 321
Der Sturz 329
In Ortners Garten 341
Der blaue Pilot 345
Der Abschied von Heliopolis 353

STÜCKE ZU HELIOPOLIS

»DAS HAUS DER BRIEFE«: ERSTAUSGABE 1951

»DIE PHANTOMSCHLEUDER«: ERSTDRUCK 1955

»DIE WÜSTENWANDERUNG« (ARBEITSTITEL:
»ANTONIOS REISE«): ERSTDRUCK

»ÜBER DEN SELBSTMORD« UND »ORTNER ÜBER DEN ROMAN«
SIND AUS DER ERSTFASSUNG AUSGESCHIEDENE
PASSAGEN VON »HELIOPOLIS«

DAS HAUS DER BRIEFE

1

Nach kurzem Ritte sahen sie das Ziel auftauchen: ein Schlößchen in den reinen Formen des Rokoko. Es krönte einen der Hügel, die den Pagos säumten, und hatte Meeresblick. Die Kuppe war von einem Lärchenhain bestanden, der golden vor dem herbstlichen Himmel leuchtete. Dahinter tauchten die weißen Mauern auf. Man konnte meinen, daß man sich einem der abgelegenen Klöster in Bayern oder Schwaben näherte. Nur schien es seltsam, daß ein so beschränkter Sitz für eine so ungeheure Planung auserkoren war. Doch war auch hier, wie bei all diesen Sammlungen, Bibliotheken und Archiven, der sichtbare Teil der kleinste und gleichsam nur der Förderturm der unterirdischen Anlagen.

Im Vorhof erwartete sie der Direktor; er trug die Palmen der Akademie. Er ließ die Pferde versorgen und führte den Fürsten in sein Arbeitszimmer, wo ein Imbiß bereitet war. Während sie aßen und sich unterhielten, fand Lucius Muße, den Hausherrn, Professor Moser, genauer zu betrachten, dem er bislang nur flüchtig in Fernkorns Seminar begegnet war. Vor vielen Semestern war Moser der Lieblingsschüler des berühmten Germanisten gewesen, und Fernkorn hatte ihn auch auf die Briefe hingewiesen als auf eine noch kaum entdeckte Fundgrube.

Professor Moser zeigte die Sicherheit des Mannes, der sein Gebiet beherrscht und der gewohnt ist, daß Mächtige ihn aufsuchen. Die Haare waren früh ergraut. Der Teint war etwas gallig; es schien, daß er gleich seinem alten Lehrer und vielen dieser Aktenmenschen mit dem Magen nicht recht

zufrieden war. Die dunklen, lebhaften Augen glänzten wie die eines Papageien, der Federn und bunte Steine zum Neste trägt.

Erstaunlich war sein Gedächtnis, das Namen, Personen, Ereignisse in unbeschränkter Menge umfaßte und verband. Wenn man ihm einen Menschen, ein Datum nannte, spannten sich seine Züge, als ob er das Gegebene ergreifen müsse, dann lockerten sie sich zu einem Lächeln — er hatte es eingeordnet und übersah nun die Verzweigung nach allen Richtungen. Das Datum war vielleicht unbedeutend, doch wußte er es wie den Stengel einer Traube zu erfassen, die er langsam zum Lichte hob. Sein Wesen war trocken und strenge, und doch nicht ohne einen geheimen Zauber, wie oft bei Männern, die Gelehrte und zugleich Dichter sind.

Wie Lucius wußte, versprach sich der Professor viel von dem Besuch. Er hoffte auf erhöhte Zuwendungen. Sie konnten nur aus dem Goldschatz kommen, und daher war es wichtig, daß der Fürst dem Bergrat auch diesen Teil der Sammlungen empfahl. Es fehlte nicht an Stimmen, die den Umfang des Hauses für übertrieben, ja die es als Marotte bezeichneten. Doch schien es, daß dem Fürsten der Mann und seine Ausstrahlung gefiel. Dazu kam, daß die genealogische Unterhaltung ihn immer anregte; er teilte diese Neigung mit fast allen Burgenländern und hatte einen Hang zum Anekdotischen. Der Chef dagegen nahm am Gespräch kaum teil. Er war der Ansicht, daß die Unterhaltung solcher Institute reiner Vergeudung gleichkäme.

»Wissen Sie, de Geer«, hatte er einmal zu Lucius gesagt, »es gibt Zeiten, in denen fast alles interessant wird — jeder nichtswürdige Mensch, jede alte Scharteke und jedes beschriebene Blatt Papier. Ohne das Feuer würden wir verloren sein. Der Wust wird so bedeutend, weil die Langeweile schwillt; er treibt auf ihrem Ozean dahin. Die Welt wird zum Raritätenkabinett. Ein Mann, der ein Haus bauen, ein Bild malen, eine Schlacht gewinnen kann, ist wichtiger.«

Das letzte ging auf den Fürsten, den er ungern in solchen Räumen sah. Diesen wiederum schien die gelangweilte Miene des Chefs zu amüsieren; er dehnte behaglich die Sitzung aus und bat nun den Direktor, ihn über den Sinn der Sammlung zu unterrichten, von der er schon viel Gutes gehört habe.

Moser verneigte sich und stellte den Zerstäuber ab. Dann hob er den Blick kurz an die Decke und begann, nachdem er ihn wieder gesenkt hatte, mit seinen Ausführungen:

»Dieses Haus, das Sie mit Ihrem Besuch beehren, ist den Briefen gewidmet, wie sein Name sagt. Der Uneingeweihte wird zunächst die Frage stellen, aus welchen Gründen einer flüchtigen Erscheinung wie dem Brief ein solcher Aufwand zugebilligt wird.« Bei diesen Worten blickte er den Chef an und fuhr im Tonfall einer trockenen Einschaltung fort:

»Das Haus beschäftigt zweihundert Angestellte und ungefähr die doppelte Anzahl von Hilfskräften. Dazu kommen die Bergleute, die laufend den Ausbau der unterirdischen Anlagen fortführen. Ich möchte hinzufügen, daß, was registrierende und koordinierende Kraft betrifft, kein menschliches Gehirn sich mit den hier eingebauten Maschinen messen kann.«

Lucius notierte auf einen Wink des Chefs die Zahlen, während der Professor im gleichen Ton den Vortrag fortsetzte:

»Um alles Technische vorwegzunehmen, möchte ich noch die Kompetenzen streifen: Das Haus der Briefe steht auf dem Etat der Musealverwaltung; es ist dem Zentralarchiv angegliedert, ohne ihm unterstellt zu sein. Das äußert sich darin, daß wir im allgemeinen Auskünfte erteilen, ohne daß wir in jedem Falle dazu verpflichtet sind. Indem wir verwalten, was dort an Briefen anfällt, entlasten wir die Behörde, die andererseits uns ihre Register zur Verfügung stellt. Sie geben uns die Mittel, jeden Brief so zu bezeichnen und zu lagern, daß er in fünf Minuten zur Einsicht vorliegen kann.

Dazu markieren wir den Brief durch eine Hauptzahl, die den Absender bestimmt. Meist gibt darunter eine Nebenzahl auch den Empfänger an. Weitere Nebenzahlen können hinzutreten, wenn der Brief Bedeutendes berührt. Sie weisen bei Personen auf die Register des Zentralarchivs, bei Fakten auf dessen chronologische Tabellen und bei Gegenständen auf den Ziffernschlüssel des Punktamts hin. Bei einiger Übung liest man diese Ziffern als Kurzschrift des Inhalts und seiner Beziehungen.«

Er wandte sich mit einem Lächeln dem Fürsten zu: »Das ist so trocken, daß ich Sie damit nicht weiter belasten will. Für uns freilich ist das Registrieren mehr als ein Handwerk — es wird zur Leidenschaft. Für manchen meiner Mitarbeiter ist es, ich möchte beinahe sagen, etwas Heiliges. Es bringt auch fast immer asketische Züge in die Intelligenz.«

»Das kann ich nachfühlen«, bestätigte der Fürst, »denn es ist eine große Sache, wenn man den Dingen Ort und Namen geben kann. Daneben möchte man in Ihrem Amt noch etwas Poetisches vermuten, mein lieber Professor, als ob Sie einer Anstalt vorstünden, in der man vergilbte Rosenblätter preßt.«

Moser schien kaum geneigt, auf den Gedanken einzugehen. Es war ihm offenbar daran gelegen, mit seinem Haus nicht nur vor dem Mäcenas gelten zu können, sondern auch vor dem Staatsmann, der praktische Forderungen stellt. Doch lenkte er nicht gänzlich ab.

»Der Brief ist freilich auch an sich verehrungswürdig — er bildet gleich nach der Sprache das wichtigste Mittel des menschlichen Verkehrs. Der Brief ist ein Symbol des Schicksals überhaupt, ganz abgesehen von seiner Eigenschaft als Urkunde. Briefsammlungen sind wichtiger als Bibliotheken, und oft beschleicht mich ein Gefühl, als ob der stille Hügel, auf dem wir hausen, sich in einen Vulkan verwandelte. Es gibt ja nichts, was Menschen berührt und tief beschäftigt, das nicht in Briefen seine Spiegelung erfährt. Ja, Fürst, Sie haben recht, die alten Briefe sind welke Blätter vom Lebens-

baum. Obwohl ich mich seit vielen Jahren damit beschäftige, habe ich doch das Erschrecken nicht verlernt. Auch überrascht, erschüttert mich stets von neuem die Kraft, die selbst der Einfachste im Brief entfalten kann. Mein Amt hat mich davon durchdrungen, daß in jedem sowohl ein Dichter als auch ein Priester sich verbirgt und daß den meisten Freuden und Leiden nahen, in denen dieses Verborgene sich enthüllt.«

Sie schwiegen. Dann erkundigte der Fürst sich nach den Wegen, auf denen die Briefe anfielen.

»Wie ich bereits erwähnte«, antwortete der Direktor, »verdanken wir das meiste dem Zentralarchiv. Es stellte den Fundus und schießt laufend Massen von Briefen nach. In zweiter Linie kommen die öffentlichen Ämter, die Gerichte, die großen Firmen und Verwaltungen. Manche Behörden überlassen uns ihren Briefwechsel erst nach geraumer Frist; die meisten begrüßen, daß wir ihnen die Registrierung und Aufbewahrung abnehmen.«

»Wenn ich Sie recht verstanden habe«, fragte der Fürst, »dann sind auch die privaten Briefe für Sie von Wert?«

»Auch diese, und zwar durchaus nicht erst in zweiter Linie. Seit langem ist es üblich geworden, daß die Familien in Erbfällen das Haus mit allen Briefen bedenken, die sich vorfinden. Wir sind so eine Art von Friedhof für alte Briefschaften.«

»Ich ziehe da die Krematorien vor.« Der Chef hatte es halblaut vor sich hingebrummt.

»Gewiß wird alles, was wir sammeln, den Flammen dereinst zum Opfer fallen«, sagte der Direktor, der die Bemerkung nicht überhört hatte. Er wandte sich dem Chef persönlich zu:

»Alles, was Menschen mit Eifer und systematisch treiben, muß Früchte bringen, und oft mehr, als man erwartete. Bedenken Sie die großen Mittel, die durch Jahrhunderte für Astronomie und Astronomen aufgewendet wurden — jetzt wissen wir, daß sie nicht in den toten Fonds gegeben worden sind. Die Briefe dagegen verzinsen sich heute schon.«

»Darüber wollen wir nachher sprechen«, unterbrach ihn der Fürst, dem diese Richtung des Gesprächs nicht zu behagen schien. »Führen Sie uns nur in die Ideen ein. Sind die vorhanden, dann finden sich die Mittel schon.«

2

Die Worte, die der Fürst mit einem freundlichen Lächeln begleitet hatte, schienen den Professor zu ermutigen. Er sprach nun frei und fließend über sein Amt und seine Aufgaben, während der Fürst ihm aufmerksam zuhörte. Lucius merkte, daß er in seinen Neigungen berührt wurde. Auch der Chef konnte sich allem Anschein nach den Ausführungen nicht ganz entziehen, vor allem, wo sie die Methodik streiften, in der sich geistige Kombinationen mit maschineller Unfehlbarkeit vereinigten. Die Ordnung, mit der das ungeheure Aktenlager geschichtet und durchdrungen wurde, verfehlte auf den Soldaten den Eindruck nicht, obwohl er bedauern mußte, daß diese Disziplin sich im Absurden verschwendete.

Lucius überwachte den Phonophor.Theresa nahm im Palast die Stellen auf, die er durch stärkere Übertragung unterstrich. Sie waren als Unterlage für das Tagebuch bestimmt.

»Die Sammlung hat drei Bedeutungen. Sie dient einmal dem Ahnenkult, indem sie ihm die genealogischen und urkundlichen Belege gibt. Sie führt zweitens in die Mikroklimate der Geschichte ein. Und drittens liefert sie das Material zu einer Reihe von theoretischen und praktischen Forschungen. Infolgedessen weist das Haus der Briefe eine jährlich wachsende Zahl von Besuchern auf.

Um nun die erste dieser Aufgaben zu streifen, so kann die Bedeutung der Ahnen nicht nur für die Familie, sondern auch für den Staat kaum überschätzt werden. Man braucht nicht auf Rom, auf China zu verweisen; man sieht es an jeder gesunden Aristokratie.

Demgegenüber bleibt es schmerzlich, zu sehen, wie bald

der Mensch vergessen wird. Er hinterläßt nur eine kurze Spur, die sich verwischt wie Fußstapfen im Sande und sich glättet wie die Wellen im Kielwasser. Schon mit den Enkeln stirbt jedes Gedächtnis an ihn. Vielleicht liest man noch seinen Namen auf einem Leichenstein, bis auch dieser verwittert oder im Kalkofen verbrennt. Dann wird es still um den Menschen, als hätte er nie gelebt. Am Namenshimmel tauchen stets neue Massen von Sternen auf, und alte verschwinden; nur Lichter ersten Ranges erhalten sich in der Zeit.

Wenn wir nun darauf sinnen, was Menschen an Bleibendem hinterlassen könnten, bietet sich der Brief als bestes Zeugnis an. Er ist Handschrift und Urkunde zugleich, ein Signet des Autors und seines Verhältnisses zur Welt. Briefe sind leicht zu verwahren, leicht zu ordnen und dort, wo große Mengen zusammenfallen, als Spiegel brauchbar, auf dem man die mannigfaltigen menschlichen Bildungen und Geflechte ablesen, ja beschwören kann.

Der Gedanke, solche Sammlungen zu begründen, liegt erst um einige Generationen zurück. Er hing zusammen mit dem enzyklopädischen, dem musealen und katalogisierenden Triebe, wie er in späten Epochen aufzutauchen pflegt. Damals begann man, hundertbändige Werke zu drucken, die jedes Tier verzeichneten, und Meßtischblätter anzulegen, auf denen über weite Länderflächen der Standort jeder Pflanze abzulesen war. Zugleich wurden nicht nur die Bevölkerungen durch eine Reihe von neuen Wissenschaften aufgeschlossen, sondern das Paß- und Polizeiwesen entwickelte auch die Technik, den Menschen eindeutig zu kennzeichnen. Diese Methodik wurde auch auf die Vergangenheit ausgedehnt.

Damit ergab sich die Möglichkeit von Archiven, die Belege über eine große Anzahl, ja von einem bestimmten Zeitpunkt an über fast alle Menschen aufbewahrten, die je die Feder geführt hatten. Das Neue lag in der unterschiedslosen Aufsammlung, die zunächst auf jede Wertung verzichtete.

Wie alle solche Disziplinen, hat auch diese einen Kopf

gefunden, der sie geistig begründete, und zwar in dem Professor Münther, dessen Büste draußen im Ehrenhof steht. Er ist von den Naturwissenschaften hergekommen und hat deren Systematik in die Arbeit eingeführt.

Sein Grundgedanke war, daß das flüchtige und wunderbare Leben im Unsichtbaren bleibt. Das Dokument zeugt von Verhärtung, es gleicht den Konsonantenschriften der frühen Urkunden. Dennoch sind wir auf Dokumente angewiesen, um das Vergangene zu erraten wie die verschollenen Vokale, und daher kommt es, daß in jedem Historiker auch etwas vom Dichter leben muß. Das Dokument wird als ein Verhärtetes vom Leben ausgeschieden, wie von der Muschel die Schale ausgeschieden wird. Doch läßt das Tier auch seinen feinen Abdruck darin zurück.

Das waren Vergleiche, wie sie Münther liebte — ein Zitat aus seiner Programmschrift wird es bestätigen: ›Der Glaube, daß die fernen Welten und selbst die Sonnen bewohnt sind, bildet den Kern der Astronomie. Alle Ziffern gewinnen nur Sinn durch ihn. Was liegt nun unseren Bemühungen zugrunde, über die man so viel Absurdes hört? Doch wohl die Zuversicht auf die Beständigkeit der menschlichen Geschichte und darauf, daß auch in Zukunft die Sehnsucht nach dem Vergangenen sich erhalten wird, die noch unstillbarer als jene nach dem Entfernten ist. Wir kennen den Wert der Quellen und wollen sie auf ideale Art für künftige Historiker anlegen. Das setzt voraus, daß wir nicht werten, nicht auslesen. Wir sorgen dafür, daß die Muschelschalen sich Schicht für Schicht in immer neuen Millionen ablagern. Wir wissen nicht, was daran später beachtet werden wird — vielleicht Verknüpfungen, die uns nicht auffallen.‹

Dem Grundgedanken trat, wie gesagt, bald anderes hinzu. Es lag in diesem Plan etwas, das die Massen ansprach, deren Leben immer bewegter wurde und deren Heim und Heimat so oft bedroht waren. Für viele gab es kaum ein Vaterhaus. Fast jeder spürt ja den Hang, von denen zu hören, die vor ihm dahingegangen sind und denen er das Licht verdankt.

In diesen Gewölben bewahrten sich Erinnerungen wie in einem Ahnenschrein, an dessen Schmuck das Volk von sich aus mitwirkte. Man legte den Briefen kleine Bilder bei und brachte auch Dokumente bei ihnen unter, die man für wichtig hielt, vor allem die Testamente, wenn die Aufbewahrungspflicht der Notariate erloschen war.

In dieser Bedeutung hatte das Haus der Briefe eine große Klientel. Ihr Wachstum entsprach auch der politischen Entwicklung, durch die konservative Kräfte sich in geistige verwandelten. Das alte, gewachsene Gefüge wurde im Idealen rekonstruiert.

Die mathematische Grundlage gaben die Register des Zentralarchivs. Hier füllten sich die Ziffern mit Erinnerung, mit gelebtem Leben an. Was baute man nun auf diese Weise auf? Vielleicht ein Abbild der Wurzeln des Lebensbaumes — sein Spiegelbild an dem Gestade der Vergessenheit. Merkwürdig blieb die Verwandtschaft mit den Ägyptern, die Ähnliches geplant hatten. Damals gab es wohl keinen, der so arm war, daß er nicht für den Balsam sparte, der vor der Verwesung schützt. Bei diesen Neuen war der Trieb gewiß bewußter und geistiger, und doch in gleicher Weise Trieb, hervorgerufen durch denselben Schmerz, der sich durch Zeichen, durch Sinnbilder der Zeitüberwindung zu lindern sucht.«

3

Professor Moser hatte sicher recht mit seiner Behauptung, daß, wo nur ein entschiedener Wille sich bestimmten Gegenständen zuwende, auch Sinn hinzuträte. Das gilt vor allem für die Sammlungen. Es gibt dort eine Grenze, an welcher der Umfang Qualität gewinnt. Und möge man auch nur dem Einfall folgen, Steine zusammenzutragen, so wird man bei genügender Beharrung den Punkt erreichen, an dem das Bemühen Sinn erfährt. Ein simpler Steinhaufen wird zum Mal.

Hier freilich war schon von Anbeginn Umfassendes geplant worden. Professor Münther hatte schon vor der Gründung das Wort geprägt, daß ein »Raster« zu schaffen sei. Raster nennt man das winzige Muster, das einer Abbildung zugrundeliegt. Wenn wir sie mit einer scharfen Lupe prüfen, werden wir finden, daß sie sich aus einer Unzahl von Punkten zusammensetzt. Die Briefsammlung galt also hier als Raster des Geschichtsbildes. Wenn eine Stelle im Geschichtsplan aufgefallen war und schärfer betrachtet werden sollte, gab das Archiv die Mittel, die feinsten Züge wiederherzustellen, die sonst die Zeit verwischt. Um jedes bedeutende Ereignis, um jeden großen Menschen bewegt sich ja eine Unzahl von Mitspielern. Auch gibt es Daten, die zu ihrer Zeit fast jeden beschäftigen. Man hatte in den Briefen ein Gewebe, in dem sich alle Fäden zusammenspannen und auf dem man das längst Vergangene auf wundersame Weise erscheinen lassen konnte, wenn man es recht beleuchtete.

Auf diesem Gewebe durfte keine besondere Farbe sein; das Unterschiedslose erhöhte die Brauchbarkeit. Zur Masse kam dann der Gewinn, den jede Aufbewahrung bringt. Konnte man wissen, welcher Wert sich etwa in den Korrespondenzen eines großen Geschäftshauses verbarg? Kaum mehr als der des Altpapiers, wenn ihre praktische Bedeutung erloschen war. Nach einer Anzahl von Jahren sah das anders aus. Wenn sich inzwischen neue Systeme der Wirtschaft, des Geldes, des Eigentums entwickelt hatten, sah man in eine fremdgewordene Welt. Wie hatten gewisse Erfindungen, gewisse Gesetze auf diesen Zweig des Handels eingewirkt? Dazu kam der private Briefwechsel des Chefs, der Angestellten oder jeder anderen Gruppe, die heranzuziehen man für gut erachtete.

Die maschinellen Registraturen schlossen den Briefschatz auf. Sie glichen Gehirnen von unbeschränkter Gedächtniskraft. Die Zahl der wissenschaftlichen Benutzer hatte mit dem Umfang der Sammlung ständig zugenommen; hier fanden fast alle Gelehrten Nahrung, wenn sie sich der Geschichte

ihres Faches zuwandten. Es herrschte ein Kreisen wie von Mücken und Fliegen um aufgehäufte organische Substanz, um eine Art von Humus, in dem die Blätter zwar bereits gebräunt waren, doch wohlerhalten im Lebensnerv und seiner feinsten Verästelung. Die Schichtung von unmittelbaren Äußerungen mußte jeden anziehen, dem die Arbeit an den Quellen Genuß bereitete.

Der wissenschaftlichen Benutzung schloß sich, oft in sie übergehend, die praktische an. Hierher gehörte die Klärung rechtlicher und familienrechtlicher Anfragen sowie die Ermittlung von lebenden und toten Verschollenen. Eine eigene Abteilung widmete sich der Aufstellung von Ahnentafeln und Stammbäumen, wie überhaupt im Hause eine neue Wissenschaft entstanden war, die man als angewandte Ahnenkunde bezeichnen konnte: die bewußte Durchleuchtung des Erbganges. Man hatte hier die Mittel, zu erforschen, wie Schicksalsfiguren sich wiederholen, Talente sich übertragen, wie eine seltene Krankheit die Nachkommen im Rösselsprung bedroht.

»Das sind die Heraldiker des kleinen Mannes«, hatte der Chef, dem dieses Sippenwesen zuwider war, zu Lucius gesagt. »Mögen sie sich auch von ihm die Subvention holen.«

Lucius wollte dem nicht beistimmen. Er hielt es auf jeden Fall für rühmlich, wenn der Mensch sich mit den Ahnen beschäftigte. Man sollte alles fördern, was ihn aus dem Individuellen hob. In diesem Sinne war *jeder* Burgenländer und tief verflochten im irdischen Grund.

Gewiß — man konnte den Anteil bedenklich und sogar komisch finden, den das Bewußtsein nahm. Bereits das Wort »konservativ« war von bewußter Erinnerung getragen, von einem Gefühl des Mangels, des Fehlenden. Schon deshalb mußte jede konservative Revolution ins Leere stoßen und nach dem Vorbild der Polignacschen Ordonnanzen scheitern; das hatte sich immer wiederholt.

Dagegen trug jeder Einzelne diese Schicht tief in sich, wenngleich sie nur mit dem Schlüssel des Bewußtseins auf-

zuschließen war. Man konnte ihm die Jugend nicht wiedergeben, doch die Erinnerung. Im Grunde wollte der Mensch auch nicht zurück. Er zog Erkenntnis, Vergeistigung, auch unter Schmerzen, vor.

Aus guten Gründen konnte Lucius das nicht im Journal ausführen, obwohl er wußte, daß der Fürst der gleichen Ansicht war. Ja der ging sogar weiter, indem er das Unternehmen lieber als reine Gedächtnisstätte gesehen hätte, die sich den Kolumbarien des Pagos vergleichen ließ.

»Ist Ihnen an diesen Wissenschaftlern noch nicht aufgefallen, daß sie alle etwas hinter dem Berge halten und zu verschweigen suchen wie eine illegitime Frau? Hinter dem Ganzen steckt eine Art von Eros, den sie verheimlichen, weil er im Grund und von Natur aus unwissenschaftlich ist. Sie lassen ihn immer nur im Drum und Dran hervortreten. Wenn diese Leute nur Mut zu sich selber fänden, könnten sie nicht nur ihr eigenes, sondern unser aller Leben auf ungemeine Art verändern; die Wissenschaften würden bezaubern wie Musik.«

Das hatte er einmal im Palmenhaus zu Lucius gesagt.

In diesem Falle schwebte ihm ein Mausoleum der Namenlosen vor, ein Ort zur Linderung der großen Trauer, mit der man den Menschen spurlos entschwinden sieht. Der Name eines Unbekannten, der vor uns auftaucht, sei es auf einem Grabstein, sei es in verblaßter Tinte auf dem Titelblatt eines alten Buches, sei es geätzt, graviert, gezeichnet auf einer oft vererbten Bagatelle — ein solcher Name ruft immer eine Frage in uns wach. Ja mehr als das — wir ahnen, daß man einmal, wie nach jenem Unbekannten, auch nach uns so fragen wird. Wir fühlen uns ihm verwandt, und keine Feindschaft unter Menschen reicht an diese Gemeinsamkeit heran. Im letzten ist alles Lebende verschwistert, in grauenhafter Öde aufeinander angewiesen, im Eismeersturm.

Wie jeder edle Geist auf dieser Erde war der Fürst von dem Gefühl durchdrungen, daß die Menschen Brüder sind. Er hielt es auch als Staatsmann für günstig, daß das zum

Ausdruck komme, vor allem bei den Festen und Totenehrungen. Das war der Grund, der ihn weit mehr bestimmte, das Haus der Briefe unter seinen Schutz zu nehmen, als jene Punkte, die zu erwähnen Moser für wichtig hielt.

4

Nachdem der Fürst noch einige Fragen gestellt hatte, schlossen sie den Besuch durch einen Rundgang ab. Da ihre Zeit bemessen war, konnte der Einblick nur flüchtig sein.

Sie schritten zunächst durch eine Reihe von großen und kleinen Lesesälen, die gut besucht waren. Bequeme Arbeitsplätze, beste Beleuchtung und eine Fülle optischer Hilfsmittel standen zu Gebot. In jedem Raum befand sich eine Handbücherei. Lucius streifte die Titel von Werken über Orts- und Familiennamen, Papier und Wasserzeichen, Schriftarten, Wappen und Ähnliches.

Professor Moser verwies noch auf eine Flucht von kleinen Studios. Seine Mitarbeiter hielten sich dort bereit und wurden dem Fürsten vorgestellt. Gemeinsam durchschritten sie die Forschungsstelle für Namen- und Familienkunde, das Institut für Handschriften und das Ganzsachenkabinett.

An erster Stelle stand die Beratung in allen Fragen der Verwandtschaft und der Abstammung. Beinah in jedem Haus hing eine der Ahnentafeln, die man hier entwarf. Die Handschriftensammlung trennte sich in einen musealen und einen angewandten Zweig: in die Betreuung der Autographen und das graphologische Amt. Die Graphologie wiederum wurde sowohl als Wissenschaft betrieben wie auch als Kunst, in der sich die vergleichende Anschauung zu bedeutenden Kombinationen erhob. Die unerschöpfliche Sammlung, die zur Verfügung stand, dazu die Kenntnis einer großen Zahl von Lebensläufen lieferten den Stoff zu einer Erfahrung, die bis in die feinsten Züge ging. In diesem Hause wußte man, was in der Handschrift verborgen liegt; man kannte ihr Ver-

hältnis zum Erbgang, zum Charakter, ja selbst zum Schicksalszug. Daher war es kein Wunder, daß man bei jedem Vorgang, der Menschenbeurteilung verlangte, das Haus der Briefe zu Rate zog.

Das Ganzsachenkabinett umfaßte eine Sammlung von Briefumschlägen, die bis auf die Zeiten der alten Generalpostmeister zurückgingen. Die Aufmerksamkeit war dabei weniger auf die Wertzeichen als auf den Umschlag und seinen dokumentarischen Charakter gerichtet, zu dem zahlreiche Kriterien beitrugen. In dieser Hinsicht hatte das Kabinett auf die Entwicklung der Philatelie großen Einfluß ausgeübt. Das Sammeln der abgelösten Marken galt als barbarisch wie etwa das Ausschneiden von Kupferstichen oder Titelblättern aus einer Bibliothek.

Die Ausleihe war auf das oberste Stockwerk aufgesetzt. Sie glich einem verglasten Atelier, in dem junge Mädchen am Werk waren. Die Nummern der gewünschten Stücke wurden in das Magazin gerufen, das tief im Felsgrund lag. Ein Aufzug führte die Bündel in kurzer Frist nach oben, wo sie verteilt wurden. Fast alle Dokumente blieben im Haus und kehrten nach dem Umlauf an ihren Ort zurück. Sie wurden in den Lesesälen und Arbeitsräumen eingesehen; oder sie wurden, falls sie auswärts verwertet werden sollten, lichtschriftlich kopiert.

Professor Moser führte seine Gäste nun in eine gläserne Zelle, in der sowohl die Ausgabe als auch die Eingänge registriert wurden.

Um ihnen ein Bild von der Auslieferung zu geben, hatte er den Fürsten und seine beiden Begleiter gebeten, ihm einen beliebigen Namen anzugeben — das war vor wenigen Minuten gewesen; nun lagen die gewünschten Stücke auf dem Tisch. Der Fürst hatte an einen entfernten Verwandten gedacht, der als Seekadett auf einem der Regentenschiffe vor den Syrten gefallen war. Nun hielt er dessen letzten Brief in der Hand, den die Mutter dem Hause vermacht hatte. Er betrachtete die verblaßten Schriftzüge mit Rührung; das

Blatt schien wie durch einen Boten aus dem Totenreich heraufgebracht.

Für den Chef, der Talleyrand genannt hatte, lag ein am 11. November 1820 an einen Notar Camusat gerichtetes Schreiben bereit, das sich auf ein eingereichtes Memorandum bezog. Man sah, daß nur die Unterschrift von der Hand des Ministers stammte: »le pce de Talleyrand«, in zarten Zügen, die an gotische Pergamente erinnerten. Moser hielt den Bogen vor das Licht, so daß man sein Wasserzeichen »Fellows 1817« sah. Er wandte sich an den Chef und sagte:

»Das ist eine der Unterschriften, bei denen man zweifeln könnte, ob sie sehr alten oder ganz jungen Datums sind. Man wäre ebenso wenig überrascht, sie unter einer Lehensabtretung zu finden wie unter einer Urkunde des Zentralamtes.«

Der Chef erbat sich den Brief noch einmal und nickte, nachdem er ihn geprüft hatte.

»Sie haben recht — das dürfte einer Politik entsprechen, von der sich ja auch schwer sagen läßt, ob die ererbte oder die individuelle Begabung überwiegt.

Es fällt mir übrigens auf«, fügte er hinzu, »daß der Schreiber sich ganz im Duktus des Ministers hält.«

»Das gehörte zur Höflichkeit.«

Der Chef betrachtete den Professor mit einem Anflug von Wohlwollen.

»Der Phonophor hat die guten Sitten zerstört. Wo jeder mit jedem sprechen kann, braucht man weder Audienzen noch Handschreiben.«

Er überlegte:

»Sie sollten die Sammlung auf solche Dokumente beschränken, dann würden Sie den Wert vervielfachen und die Kosten auf einen Bruchteil herabsetzen.«

Der Direktor nahm diese Anregung mit der Miene eines Mannes entgegen, der einsieht, daß er einen langen Vortrag vergeblich gehalten hat. Es war nicht einfach, dem Chef als einem in strenger Rangordnung geschulten Geist den Unterschied begreiflich zu machen, der zwischen diesem Hause

und einer simplen Autographensammlung lag. Das Eigenartige beruhte eben darauf, daß nicht gewertet wurde: das überließ man dem Historiker, indem man alle Sorgfalt darauf verwandte, einen Speicher zu schaffen, der unerschöpflich war. Die Perspektiven hatte der forschende Geist zu bestimmen, dessen — man könnte sagen, weibliche — Entsprechung der museale war. Das führte zur Herrschaft materieller Gesichtspunkte. Ein Name wie Talleyrand, wie Bonaparte war in den Gewölben hundertfach vertreten, und die Mappe des einen, der in der Geschichte glänzte, wich von den anderen nur durch ein Zeichen ab, das für die Benutzung und Verleihung besondere Vorsicht anordnete. Im Lager dagegen gab es keinen Unterschied. Hier ruhten die Namen wie Samenkörner, die noch kein Keim entfaltete. Ganz andere Gruppen von Briefen konnten wichtig werden, wenn sich die Untersuchung statt auf ein Thema der Staatengeschichte auf den Magenkrebs oder auf die Verteilung der mathematischen Begabung richtete. Hier unten war ein jeder in gleichem Maß original.

Um grobe Fakten zu ermitteln, hätte es freilich der unerschöpflichen Bestände nicht bedurft. Sie waren auf feinere Recherchen angelegt. Ideen, Stimmungen, Veränderungen, die den politischen vorausgingen, sie überflogen oder auch unterminierten — das alles ließ sich ablesen. Man konnte Querschnitte legen, einen Stichtag auswählen. Wie hatte sich ein bestimmtes Ereignis auf ein zweites, entferntes, ausgewirkt, und was beschäftigte die Geister in der Zwischenzeit? Die Sammlung konnte Antwort auf jede Frage geben, die denkbar war. Man hatte von der Archäologie gelernt. Was dort als Glücksfund anfiel, wurde hier wie durch Mineure vorbereitet: Quellen im Überflusse für die Künftigen, Inschriftenlabyrinthe, die den Felsen als Lebensadern bänderten. Eins nur schien nötig: daß dieser Hunger nach entfernten Räumen und Zeiten auch in Zukunft erhalten blieb. Und selbst wenn er erlosch? Bei dieser Frage stieg in den Zügen des Professors ein seltsames Lächeln auf.

Der Fürst, der zu befürchten schien, daß diese Auseinandersetzung zwischen dem musealen und dem aktiven Geist ins Uferlose führen würde, unterbrach ihn:

»Lassen Sie uns noch sehen, Herr Professor, was Sie für de Geer bestellt haben.«

»Der Kommandant zitierte einen alten Schriftsteller namens Zola«, antwortete Moser, indem er eine Mappe öffnete und aus ihr ein Blättchen vorlegte.

Zola galt in den Literaturgeschichten als einer der ersten, die durch Erzeugung widriger Eindrücke auf das Gemüt zu wirken versucht hatten. Die Aufnahme, die ihm zuteil geworden, galt als ein böses Vorzeichen. Die schon weit fortgeschrittene Zersetzung war fast dämonisch in einem Kapitalprozeß sichtbar geworden, der gegen einen Hauptmann Dreyfus geführt wurde. Beim Studium der Affäre war Lucius auf den Namen des Schriftstellers gestoßen, der weniger durch sein Werk fortlebte als dadurch, daß er in einer der großen geschichtlichen Partien figuriert hatte.

Der Brief war an den Kultusminister gerichtet als Dankschreiben anläßlich der Verleihung der Ehrenlegion an einen jungen Komponisten, Alfred Bruneau. Die Handschrift war dadurch merkwürdig, daß sie, obwohl an sich kräftig, im Winkel schwankte — ein Zeichen, aus dem auf eine nicht völlig überwundene Pubertät geschlossen wird. Lucius verweilte bei der Unterschrift — es war verblüffend, wie in ihren Linien das flüchtige Signet der Zeit zutage trat, das man als Jugendstil bezeichnete. Doch spielten auch gefährliche Züge ein — das Z glich einer Kobra, die sich aufrichtet. Darunter stand das Datum: Paris, den 5. Januar 1895 — seltsamerweise genau der Tag, an dem Dreyfus öffentlich degradiert worden war. An jenem Tage war Zola die Rolle, die dieser Mann in seinem Leben spielen sollte, noch unbekannt. Lucius fühlte, welche Leidenschaften sich bei der Betrachtung eines solchen Dokuments entfalten können; seine Hände zitterten. Er hielt ein Stückchen abgeblätterter historischer Substanz.

A Monsieur Georges Leygues
Ministre de l'Instruction Publique

Monsieur le Ministre,

Je tiens à vous remercier de tout mon cœur d'avoir si intelligemment rendu justice au jeune mérite, si franc et si original, de mon ami M. Alfred Bruneau, en le décorant de la Légion d'honneur.

Je m'étais permis de vous dire combien je serais personnellement heureux de cette récompense accordée à un compositeur de grand avenir; et c'est pourquoi je

suis si profondément touché de votre bienveillance. Je vous en garde une vive gratitude comme d'une grâce accordée à moi-même.

Veuillez agréer, monsieur le Ministre, l'assurance de ma haute considération.

Émile Zola

Paris, 5 janvier 1895.

Moser sah diese Anteilnahme gern. Es zeigte sich, daß auch sein archivarisches Wissen erstaunlich war. Er wandte sich an Lucius und lud ihn ein, sich einmal nach Herzenslust mit seinen Schätzen zu beschäftigen.

»Sie werden dann sehen, daß wir hier bessere Unterlagen für die Affäre haben als die Zeitgenossen — weil nicht nur große Bestände aus den Nationalarchiven an uns gefallen sind, sondern auch Korrespondenzen von Figuranten, die erst gegen die Mitte des 20. Jahrhunderts ablebten.«

Er deutete nach unten, in die Richtung der Gewölbe:

»Wir besitzen sogar das Bordereau.«

»Erstaunlich. Und unter welchem Namen führen sie es?«

Der Professor lächelte.

»Jedenfalls unter keinem, der mit D anfängt. Wir hätten hierzu nicht einmal der hinterlassenen Papiere von Schwartzkoppen bedurft. Verglichen mit unseren Graphologen, war Bertillon ein Anfänger.«

Es schien, als ob er seine Besucher ganz vergäße, indem sein Reich ihn überwältigte. Er murmelte:

»Gewiß, das Bordereau. Ein Fetzen Papier kann Welten in Brand stecken. Mit solchen Naturen dringt das Exotische in die Politik — zunächst der Balkan, dann das Mexikanische, das Afrikanische, das Asiatische. ... Merkwürdig, daß Gallifet hier nicht auftauchte. In Clemenceau ging es noch einmal auf die Grundlagen zurück. Ein bedeutender Briefwechsel.«

Der Professor machte jetzt einen abwesenden Eindruck, als stiege ein betäubender Dunst aus den Spalten der historischen Unterwelt, die er verwaltete. Lucius glaubte nun zu spüren, daß aus solchen Anhäufungen von Dokumenten Gefahr ausgehen könne, wie aus strahlender Substanz. Den Inhalten gesellte sich die Massenwirkung zu.

5

Obwohl der Chef zum Aufbruch drängte, wollte der Fürst noch einen Einblick in die Gewölbe tun. Ein Aufzug trug sie in den Felsengrund hinab. Die Gänge und Kammern waren in sicherer Tiefe in den Stein gehauen, in den feinkörnigen Marmor, den man nicht nur an den Klippen, sondern auch überall im Hoch- und Tiefbau sah. Hier war er angeschliffen; Leuchtfriese zogen sich am Gesims entlang.

Bei solchen Bauten hatten sich in Heliopolis zwei Systeme durchgesetzt. Das eine war konzentrisch und führte zu immer tiefer angelegten Ringen, das andere war quadratisch und glich im Schema dem des bekannten Mühlespiels. Hier war die zweite Lösung gewählt worden, weil für die Unterbringung großer Aktenmengen die rechten Winkel vorzuziehen sind.

Der Kopf der Anlage bestand aus einer großen Maschine, die Anweisungen aus den oberirdischen Abteilungen an das Archiv weitergab. Äußerlich war sie einem mittleren Fernsprechamt nicht unähnlich.

Professor Moser machte einige Angaben über diesen Automaten, der in seiner Wirkung einem kunstreichen Schlüssel zu vergleichen war. Um sie verständlich zu machen, streifte er zunächst die Art der Aufbewahrung der Briefmassen.

Der Gründer der Sammlung, Professor Münther, hatte sich seinerzeit entschlossen, daß theoretisch Raum für jeden Brief, der je geschrieben wurde, geschrieben worden sein könnte oder geschrieben werden würde, zu schaffen sei. Er hatte auch Abschriften für zulässig erklärt. So kam es, daß Namen vertreten waren wie der des Plinius.

Dazu bedurfte man eines Registers, das weit umfangreicher als die Sammlung war. Es hätte freilich auch jedes mögliche Verzeichnis übertroffen und war daher in einen Kombinationsschlüssel versteckt worden. Die Anlage war somit einmal ideal, indem sie jeden erfassen konnte, der je-

mals die Feder geführt hatte. Sie war zugleich auch real, insofern die wirklich vorhandenen Briefe nur einen winzigen Bruchteil des idealen Registers ausmachten. Die Daten zu speichern und aufzuschließen, war Aufgabe des Roboters.

Der Plan wäre utopisch gewesen ohne die Grundlagen des Zentralarchivs. Bekanntlich verfügte diese Behörde, daß für jeden Geborenen eine Kennzahl zu ermitteln sei, und hielt das Weltverzeichnis auf dem laufenden. Die Ziffer gehörte zum Namen und war ihm in jedem Falle beizufügen, in dem sein Träger mit Behörden in Berührung kam. Das Geniale lag darin, daß diese Ziffer nicht schematisch ermittelt wurde, sondern in sich eine Reihe bedeutsamer Angaben enthielt, vor allem den geographischen Ort und die astronomische Zeit der Geburt. Dazu kamen spezielle Hinweise.

Bald wurde dieses Verfahren unentbehrlich als Mittel zur Bestimmung der Identität. Man ging auch dazu über, Abgeschiedene einzubeziehen, indem man ihnen ein Horoskop verlieh.

Die großen und mannigfachen Vorteile der neuen Namengebung waren allgemein bekannt. In ihr verbarg sich eine Umwälzung, die lautlos und ohne Barrikaden triumphiert hatte — durch Rechenkunst. Die Auffassung vom Menschen als einem durchaus bestimmten und wiederum durchaus eigenartigen Wesen kündete sich in ihr an. Professor Moser ging nicht darauf ein. Hier war nur zu betonen, daß ohne die Kennzahl das Haus der Briefe nicht denkbar war.

Die Kennzahl war aus fast allen Briefen ersichtlich, die nach dem Stichtag lagen, sonst genügte ein Anruf beim Zentralarchiv. Bei Namen, die vor den Stichtag fielen, wie etwa bei dem Talleyrands, mußte die Verleihung des Horoskops beantragt werden, und damit traten die Namensträger in das System.

Der Roboter war derart eingerichtet, daß er jedes mögliche Horoskop bezeichnen konnte, gleichviel ob an diesem oder jenem Orte zu dieser oder jener Stunde ein Mensch

geboren war oder nicht. Professor Moser nannte die Anzahl der möglichen Kombinationen, die jede Vorstellung übertraf.

Man konnte also den Roboter als mathematischen Katalog betrachten, der nicht nur den vorhandenen Bestand beherrschte, sondern jeden möglichen Vorrat überhaupt. Doch wirkte er nur als suchender Vermittler, der die Paß- oder Kennzahl an die Register in den Gewölben weitergab. Dort waren die Briefe nach Geburtsjahren geordnet, und die Verzeichnisse entsprachen dem tatsächlichen Bestand.

Wenn nun vom Roboter eine Suchzahl in die Gewölbe gesandt wurde, gab es zwei Möglichkeiten, so führte der Professor weiter aus. Entweder waren Briefe vorhanden, dann konnten sie in Minuten besorgt werden. Oder die Unterlagen fehlten, dann blieb die Verbindung aus. In diesem Falle konnte nach dem Inhaber der gesuchten Ziffer noch im Register der Briefempfänger oder der in den Briefen erwähnten Personen geforscht werden.

Lucius stand neben dem Professor, dessen Erklärung er in den Palast vermittelte. Sie blickten auf das Getriebe, das eine Glaswand vor Staub und Einflüssen sicherte. Es war kaum mehr zu sehen als das Auf- und Niedergleiten von zarten Hebeln, als ob feinste Wägungen Gewichte ermittelten. Dennoch lag etwas Verwirrendes darin. Es war eine Maschine, die nach Schicksalen tastete. Doch diese Schicksale waren hier noch qualitätslos, wie Schatten der Unterwelt.

Bei diesem Anblick fühlte Lucius, daß die Hintergründe weder durch den Chef noch durch den Professor berührt wurden. Sie mochten Perspektiven des tätig-kriegerischen und des sammelnden Menschen sehen. Ihm drängte sich etwas anderes, Immaterielles auf. Die Welt schien hier vereinfacht zu einem Netz von Korrespondenten, denen man den gleichen Rang zubilligte. Erst draußen, erst im Lichte entfalteten sich die Unterschiede und setzten sich in Schicksalsfiguren um. Was man hier sah, war ein Modell des Leib-

nizschen Systems. Man konnte es als ein Symbol der Gleichheit aller Menschen nehmen, doch auch der Unterschiede, die sich ergeben, wenn das Monadische zur Wirkung kommt. Hier schmolzen die Unterschiede ein. Vergängliche Blätter von Myriaden, die wie Gras dahingegangen waren, und dennoch vielleicht *ein* Text, der alle einte wie ein gebundenes Buch.

Wenn man die Dinge so betrachtete, erkannte man auch, daß jede Erwähnung über den Nutzen der Sammlung am Kern vorbeiging, denn um solche Symbole aufzustellen, war der Mensch vor keiner Verschwendung je zurückgeschreckt. Beamte wie dieser Professor Moser kannten nicht die Zusammenhänge, in denen sie wirkten; sie waren Priester inmitten einer rationalen Welt. Ein Schritt noch, und sie vergaßen die Hirngespinste, den Ursachenschleier, der ihr Amt verhüllte — dann würden sie Bewahrer eines heiligen Textes, dessen Autor die Menschheit war.

6

Sie schritten nun durch die Gewölbe dem Ausgang zu. Die Wände waren bis an das Gesimse mit Regalen bekleidet, an denen in verschiedenen Höhen Galerien entlangliefen. Man konnte sich frei bewegen; die Sammlung war überall zugänglich.

Regale und Galerien bestanden aus einem Stoff, der durchsichtig wie Kristallglas war, doch unzerbrechlich wie Eisenholz. Das trug zur Helligkeit der Gänge bei, die schattenloses Licht durchfloß. Die Briefe waren einzeln oder gebündelt in Mappen aus biegsamem Glas bewahrt. Man konnte durch die Hüllen Kennzahl und Namen lesen; die Stöße waren ein wenig angefächert, so daß jede Aufschrift leuchtete. Der Anblick ließ auf eine museale Technik schließen, die durch lange Erfahrung zur Vollkommenheit gediehen war.

Zuweilen flammte in den Gängen ein Lämpchen auf. Man sah dann einen Arbeiter gemächlichen Schrittes sich nähern, um eine Mappe herauszusuchen, die er zu einem Aufzug trug. Die Arbeit war bequem. In anderen Teilen des Gewölbes, die sie von fern erblickten, ging es lebhafter zu. Moser erklärte es damit, daß man einem Jubiläum der Kernphysik entgegensah. Dort lagen die Korrespondenzen der um 1900 Geborenen.

»Meinen Sie nicht, daß das eigentlich Wichtige niemals in Briefen zu finden ist?«

Lucius stellte diese Frage an den Professor, der neben ihm ging, und dachte dabei an die dämonischen Geister, die das uranische Feuer gebracht hatten. Die blieben in nächtlicher Einsamkeit.

Das Problem schien Moser bereits beschäftigt zu haben, denn er ging ohne Zögern darauf ein.

»Was ist denn wichtig? Sie finden es im Geformten nie, selbst nicht in Kunstwerken. Das höchste Kunstwerk ist noch ein Hinweis, gleich einer Statue, die auf Unsichtbares zeigt. Sie müssen diese Sammlung als Rebus auffassen. Dann werden Sie erraten, was die Form verbirgt.«

Die Antwort zeigte, daß er über seinem Amte stand. Ohne Zweifel würde er sie anders gefaßt haben, wenn der Chef die Frage gestellt hätte. Er hätte dann vielleicht gesagt, daß nur das Geformte wichtig sei.

Sie traten in eine der gläsernen Aufsichtszellen, einen der Nervenpunkte des Geflechts, von denen man wie im Knoten eines Spinnennetzes vier Gänge übersah. Professor Moser begrüßte hier die Kustodin, eine Doktorin Athoc, die an einem Tische Stöße von Briefen ordnete. Sie zeigte die Blässe jener, die in den Gewölben arbeiten. Die dunklen Augen und die braunen Haare hoben sich scharf davon ab. Sie war noch jung und machte den Eindruck, als ob sie auf den Lyzeen spielend die Preise davongetragen hätte, doch daß zugleich die Mondgöttin ihr günstig war. Man traf das oft in den Gewölben; es schien, als zögen die in den Kristall ge-

führten Schächte mit ihrem bleichen Licht lunarische Naturen an.

Auf Mosers Bitte gab sie einen Umriß des Amtes, das sie verwaltete. Es war nicht zu verkennen, daß sie den Professor als ihren Meister ehrte und daß es sie beglückte, vor ihm ihr Wissen zu entfalten, das sich mit der Verehrung zu starkem weiblichem Zauber einigte.

Dem Vortrag war zu entnehmen, daß die Ausleihe und Ordnung der Briefe kaum Arbeit bereiteten. Die Registratur war automatisch bis zu den Quittungen. Man konnte in jedem Augenblick das Soll und Haben übersehen. In jedem der vier Gänge, die zu dieser Aufsicht gehörten, führte ein Hilfsarbeiter die Aufträge des Roboters aus oder brachte die Mappen an ihren Ort, die mit den Aufzügen zurückkamen. Das gleiche galt für die Eingänge.

Für diesen Teil des Dienstes war die Kustodin mehr Respektsperson und brauchte nur einzugreifen, wo sich ein Vorgang dem Automatischen entzog. Infolgedessen konnte sie sich ganz der wissenschaftlichen Arbeit widmen, die hauptsächlich in der Durchsicht und Vergleichung der Briefwechsel bestand. Da jede Aufsicht mit der entsprechenden Abteilung des Zentralarchivs verbunden war, bereiteten Revision und Erweiterung des Kennzahlennetzes kaum Schwierigkeit. Im wesentlichen galt es, Beziehungen aufzuspüren und zu knüpfen, denn, mathematisch gesehen, bestand die Aufgabe des Hauses in einer immer lückenloseren Sammlung und Zuordnung von Kennzahlen. Fräulein Athoc wollte noch Einzelheiten schildern, doch bat sie der Professor, davon abzusehn. Es würde den Besuchern gewiß genügen, zu erfahren, daß diese Arbeit die Register zu immer wirksameren Schlüsseln ausfeilte. So wurde das Instrument geschaffen, mit dessen Hilfe das Reich der Schatten in seinen feinsten Zügen zu beschwören war.

»Auch unsere Unterwelt wird freilich erst lebendig, wenn der Historiker Blut spendet.«

7

Da der Chef noch den Wunsch geäußert hatte, einen der neuen Einschnitte in das Gestein zu sehen, führte der Professor sie durch einen Seitentrakt hinaus. Sie kamen zunächst durch einen Abschnitt, in dem das Gewölbe zwar schon vollendet, doch noch nicht eingerichtet war, und dann an eine Tür, vor der sie der Ingenieur erwartete, der hier den Abbau leitete. Nicht nur an dieser Stelle wurden die Gänge fortgesetzt. Der laufende Bedarf an Raum war groß.

Der Ingenieur, der die Gewerkschaftstracht der Festungsarbeiter trug, geleitete sie vor Ort, wo eine Gruppe von Bergleuten beinahe lautlos tätig war. Die Arbeit erinnerte in nichts mehr an den überlieferten Betrieb in Zechen und Steinbrüchen. Man konnte sie eher einem Richt- und Zielvorgang vergleichen, durch den man auf einige Entfernung eine Eiswand in Würfel aufteilte. Die Blöcke wurden durch Strahlen aus dem Massiv geschnitten, als ob ein unsichtbares Messer durch Butter geführt würde. Da die Strahlung sie in den Molekülen trennte, wiesen ihre Flächen die Glätte des Lichtschliffs auf. Die Arbeit beruhte vor allem auf der Einrichtung und Einwägung des Geräts; sie setzte gelehrte Berechnungen voraus. Dazu gehörte, daß man nach dem Schnitt an der Rückwand eine Explosion erzeugte, die so bemessen werden mußte, daß sie den Block sanft aus dem Lager gleiten ließ. Dann fuhr man ihn mit einem Aufzug ab.

Der Chef erkundigte sich nach den Kosten und erfuhr, daß der Abbau noch Einnahmen zubrachte. Er wurde durch das Gestein geführt, aus dem man auf dem Pagos, an den Alleen und in der Neustadt die blendenden Paläste errichtete. Die Blöcke wurden hier unten in genau den Maßen zugeschnitten, in denen man sie im Licht benötigte. Der Muttergrund enthielt an Schlössern und hohen Türmen, was immer der Geist aus ihm zu zeugen sich vermaß.

Der Rundgang war beendet. Sie fuhren mit dem Gesteinsaufzug nach oben, wo man die Blöcke in die Stadt und nach

den Inseln verfrachtete. Die Sonne hatte sich inzwischen weit über das Meer erhoben, und erst in ihrem Licht gewann der Stein den höchsten, königlichen Glanz. Es wob ein Schimmer um ihn, der die Schwere auszulöschen schien. So konnte er fernhin für Paläste zeugen, die man als Horte geistiger Macht errichtete. Hier fielen andere Eigenschaften auf: die Glätte, die Frische und leichte blaue Schatten, die seine Haut durchäderten. Betrachtete man ihn, wie er es verdiente, so ließ er ahnen, daß es Lebloses in der Welt nicht gibt — nur Grenzen, bis zu denen unsere Sinne vordringen. Doch manchmal erreicht sie ein Duft, ein Klang, ein goldener Blitz aus jenem Indien, das jenseits der Linie liegt.

Professor Moser hatte die Pferde kommen lassen; der Fürst bedankte sich bei ihm. Sie saßen auf. Es ging dem Mittag zu. Der Fürst, der nicht gern auf sich warten ließ, schlug einen leichten Galopp an. Lucius hörte, wie er dem Chef das Haus und seine Sammlungen empfahl. Der Bergrat solle dafür reichlich Mittel ausschütten. Es könne nur gut sein, wenn der Goldschatz sich hin und wieder auch für scheinbar Überflüssiges vermindere.

Der Chef versuchte nochmals die Beschränkung auf eine reine Autographensammlung anzuregen, doch ging der Fürst nicht darauf ein. Er wollte, daß gerade die Unbekannten eine Stätte fänden, und eher solle man danach trachten, die Sammlung überhaupt der Praxis zu entziehen, indem man Teile in Wüsten oder an noch unzugänglicheren Orten ablegte. Da er wohl wußte, wie er den Chef zu nehmen hatte, fügte er hinzu:

»Ich möchte die Sammlung nicht außer acht lassen. Wenn etwa das Zentralamt sich mit ihr befassen sollte, würde sie zur Polizeisache. Sie wissen ja, zu welchen Zwecken ein an sich guter Gedanke wie der der Kennzahl durch solche Geister mißbraucht worden ist.«

Dagegen war nichts einzuwenden. Ganze Wissenschaften, wie die Ethnographie und die Anthropologie, waren schließlich zu tödlichen Waffen im Bürgerkrieg geworden, und In-

stitute wie das des Doktor Becker wucherten empor. Dort wußte man am besten, daß man jeden ans Messer liefern kann, von dem man nur zwei Zeilen Geschriebenes besitzt. Auch ließ es der Chef nur ungern darauf ankommen, daß der Fürst befahl. Er beugte sich vornüber, um seinem Pferd den Hals zu klopfen:

»Ich werde mit dem Bergrat sprechen. Wenn wir sie als Festungsbau verbuchen, läßt sich die Ausgabe rechtfertigen.«

Der Fürst war einverstanden; das würde das Rechte sein. Der Bergrat war ein Gnom, dem von Natur her am Ausbau dieser Labyrinthe gelegen war und der sich nur in ihnen wohlfühlte. Sie sollten Horte und Arsenale werden, auch Sitze für Träumereien und Genüsse in den geheimen Kammern der Materie.

Die Bergahorne prangten im roten Herbstkleid, und hinter den Klippen leuchtete die See. Die Drosseln flogen den Ebereschen, die Häher den Eichenhainen zu. Die Brust war nun vom Druck der Unterwelt befreit. Hier herrschte die väterliche Macht des Äthers, die das All durchflutete. Sie kannte keine Sonderungen, keine Gräber; sie wirkte als ein unendlich Leichtes, das in den Geschöpfen seinen Abglanz fand.

DIE PHANTOMSCHLEUDER

Nachdem wir das Zielfeld durchschritten hatten, gelangten wir an einen Hügel, der eine Kuppel trug. Ihr weißer Anstrich hob sie kaum von den Packeisgürteln ab. Sie rief Erinnerungen an Sternwarten und Panzerforts hervor. Wir traten durch den gedeckten Zugang in ihre Wölbung ein.

Der Oberfeuerwerker ließ ein Licht aufleuchten, mit dem sich die Gegenstände tränkten, als würden sie lasiert. Sein Schimmer war für die Arbeit hinreichend deutlich, obwohl er bereits auf kurze Entfernung selbst bei sternloser Nacht verglomm.

In dieser Weise leuchteten auch die Meridiane, die Skalen, Ziffern und Zeichen an der inneren Kuppelwand. Die Einrichtung war in einem Stil gehalten, in dem Macht und Bewußtsein sich vereinigten. Ihr Hauptstück bestand aus einem breiten Sessel, der sich in jeder Richtung drehen und schwenken ließ. Mit ihm verbunden war ein blinkendes Gerät, das an ein Vierlingsgeschütz erinnerte, doch war es statt mit Rohren mit Spiegeln von Kometenform armiert. Dazu kam eine doppelte Visiervorrichtung für den Schützen und den Beobachter. Unter den Hilfsgeräten erkannte ich Licht-, Schall- und Entfernungsmesser, auch Strahlenfänger; das Ganze stand in automatischem Zusammenhang.

Der Oberfeuerwerker stieg über stählerne Stufen in den Sessel ein. Sein brandroter Bart war weiß bereift. Ich folgte und setzte mich neben ihn. Nachdem er durch ein Zeichen Ruhe geboten hatte, ließ er auf der Armaturentafel einen Knopf einspringen, und es ertönte eine Maschinenstimme:

»Hier Bonaventura. Feld ist frei.«

Die Meldung schien ihn zu befriedigen. Er nickte und sagte, ohne die Stimme zu erheben:

»Ich übe jetzt zwanzig Minuten am Gerät.«

Ein grünes Licht glomm an der Tafel auf. Der Oberfeuerwerker ließ den Knopf zurückspringen. Er wandte sich mir zu:

»Sie können sprechen. Und wenn Sie frieren sollten: links ist der Anschluß für die Kombination.«

Dabei ließ er den Sessel rückwärts gleiten, während die Kuppel sich dem mondlosen Himmel öffnete. Lotrecht stand der Polarstern über uns. Die Kälte war in der Tat beträchtlich, sie ließ die Zähne vibrieren wie durch einen feinen Strom. Doch stand der Sinn nach mittleren Temperaturen nicht.

Der Sessel bewegte sich, bis wir fast liegend das Gewölbe betrachteten. Ich fühlte mich schläfrig werden wie jene Puppen, denen, wenn man sie bettet, die Augen zufallen. Zugleich belebte mich eine starke Neugier auf die Wirkung

dieser Waffe, von der Manfred mir zuerst erzählt hatte. Das Eigentümliche an ihr war, daß sie ganz ohne physische Gewaltanwendung den Geist erschüttern sollte und damit in Bereiche der kritischen Erkenntnis, ja selbst der Zauberei einschnitt. Sie sollte Phantome zu erzeugen und kunstreich zu bewegen fähig sein. An sich lag darin kaum ein Novum für unsere Welt. Es handelte sich vielmehr um die Übertragung des allbekannten Lichtspiels in die dritte, vielleicht auch in die vierte Dimension. Doch wurde die Eleganz des Vorganges gerühmt.

Die Sterne flimmerten im Eismeerglanz. Wir schwankten nur noch leise; ich hatte den Eindruck, daß der Oberfeuerwerker sich einen Fixstern zum Richtpunkt nahm. Dann hörte ich ihn den Abzug lösen, vier Nebelstrahlen schossen aus den Parabolen in die Nacht. Sie schienen zunächst milchig, verblaßten dann bläulich und wurden unsichtbar. Nun schob er wie Ladegurte die Bilderstreifen ein. Ein Funkeln, das sich schnell entfernte, schoß zum Gewölbe auf. Ich konnte einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken, als es sich in der Höhe entfaltete.

Ein großer, herrlicher Kranz zog langsamen Fluges durch die Finsternis. Er drehte sich kaleidoskopisch, und bunte Blüten tropften von ihm ab. Ich wurde in die Kinderzeit zurückversetzt, in frühe Spiele mit der Laterna magica. Dem Kranze folgte ein Schwarm von Fliegenden Fischen und ihnen eine Prunkgaleere, die mit bunten Wimpeln vielrudrig durch den Äther glitt. So stiegen in leichter Folge Blumen und Tiere auf, dann Genien, Fabelwesen — Bilder der belebten und der unbelebten Welt. Sie sprühten als Feuerwerk in Farben, die das Auge bannten; sie regten ihre Flügel, Flossen, Staubgefäße und vielfachen Organe mit langsamer und überwirklicher Genauigkeit. Dann stieg ein Mond auf in den Farben gebänderter Achate, und zwölf Trabanten umkreisten ihn.

Das Schauspiel schien menschliche Maße zu überschreiten, auch fehlte jedes Urteil über seine Dimension. Die Bilder

ließen sich offenbar vergrößern, denn viele blieben sich im Steigen an Umfang gleich. Andere wurden kleiner, doch dann genügte es, den Kopf ein wenig zu wenden und durch ein Okular zu blicken, das mit stets gleicher Schärfe an sie geheftet blieb. Wir folgten ihren Bahnen mit astronomischer Genauigkeit. Der sanfte Schwung der Uhren, die große Kälte, der Glanz der Farben und das Schweben der Phantome erweckte die Empfindung, daß die Welt erstorben sei und sich von neuem bevölkere. Die Zeit verstrich im Fluge; kein Schauspiel, das Menschen je erdachten, erschien mir spannender. Ich fühlte wohl: das war kein Augentrug.

Ein Summerzeichen ertönte; das grüne Licht erlosch. Ein rotes glomm an seiner Stelle auf. Zugleich ließ sich die Stimme von vorhin vernehmen:

»Hier Bonaventura. Übung abbrechen. Ein Späher der Eisvogelflotte nähert sich in großen Höhen von Sankt Mauritius dem Pol. Klar zum Gefecht.«

Es wurde nun ganz dunkel bis auf den roten Punkt. Der Oberfeuerwerker ergriff mich am Arme, der fast fühllos geworden war.

»Das trifft sich günstig — ich wollte Ihnen die taktische Verwendung des Gerätes am Modell vorführen. Nun präsentiert sich ein echtes Ziel. Wenn es die Richtung einhält, passiert es uns im Zenit.«

Bald hörten wir in der Ferne Abschüsse. Am Horizont erschien ein Flugzeug, winzig wie eine Mücke und blendend angestrahlt. Es näherte sich uns langsam, geraden Weges über die Packeismassen an. Der Oberfeuerwerker spießte es mit einem Lichtstrahl auf. Nun übernahm das Ziel die Führung des Geräts; es beugte uns in sanfter Schwingung am Zügel des Lichtes gegen das Firmament zurück.

Der Oberfeuerwerker wartete, bis es fast den Scheitelpunkt erreicht hatte. Dann ließ er die Phantome aufsteigen. Perlend fuhr eine Kette von Raketen in die Höhe, um vor dem Ziel mit Funkenschöpfen zu zersprühen. Der Späher wechselte den Kurs. Es schien, daß er bislang mechanisch

gesteuert hatte und daß nun seine Hand die Führung übernahm. Ihm fehlte die Kraft, die Täuschung zu überwinden, und damit verlor er den Anschluß an die Automatenwelt. Jetzt schossen zwei Jäger fast senkrecht gegen ihn empor. Man sah sie ihn mit weißen Stichflammen umkreisen, während das Feuer der Bordwaffen züngelte. Der Späher ging zu den Kurven und Stürzen über, die dem Luftkampf eigentümlich sind. Die Jäger verschwanden, ein drittes, schneeweißes Flugzeug tauchte auf. Es flog den Eisvogel in gerader Linie an. Es näherte sich ihm mit geisterhafter, blendender Schnelle, als Fliegender Holländer. Dann raste es durch das Ziel hindurch. In höchstem Maß bestürzte, daß beide Gegner ganz unverletzt aus dem Zusammenstoß hervorgingen. War dieses Phänomen schon für den Erdbeobachter kaum erträglich, so mußte es dort oben unerträglich sein.

Ich sah den Späher schwanken; er schien die Orientierung zu verlieren und flog im Zickzackkurs. Von neuem führte der Oberfeuerwerker den weißen Flieger durch ihn hindurch. Er wiederholte den Strahlungsangriff, als teile er eine Reihe von immateriellen Hammerschlägen aus, die das Bewußtsein im Gefüge erschütterten. Bereits beim dritten Anflug sah man, daß das Flugzeug nicht mehr gesteuert wurde und vor dem Absturz stand.

Nun tauchte als neues Gebilde ein großer Strauß von Tigerlilien auf. Er zog lässigen Fluges am Firmament entlang. Ich meinte die gefleckten Blütenblätter rauschen zu hören, als sie sich dem Ziele näherten. Das war der Gnadenstoß; schon lösten sich Teile vom Flugzeug ab. Dem folgte der Sturz, den eine rote Flamme, weithin das Eismeer überglühend, verkündete. Langsam schloß sich die Kuppel gleich den Lidern eines Auges zu.

DIE WÜSTENWANDERUNG

Es war der vierzigste Tag der Expedition. Othmar saß vor dem kleinen Zelt, über Fortunios Karte gebeugt. Turik, sein dunkler Diener, hatte wie jeden Abend neben den Sattel das Besteck gebreitet: das Glas, den Zirkel, das Tagebuch, den Chronometer, den Kompaß, das Spiegelchen und anderes mehr.

Othmar war im Begriff, von den geometrischen zu den geomantischen Operationen überzugehen. Er hatte aus dem Etui mit den siderischen Pendeln eine silberne Eichel gewählt, die er an einem Seidenfaden über der Karte schweben ließ, indem er ihre Schwingung aufmerksam betrachtete. Zuweilen begann sein Auge zu ermüden; er wandte es dann dem Lagerfeuer zu. Dort kauerte Turik, der ein langgestieltes Kännchen aus rotem Kupfer in den Glutrand eingebettet hatte und nun das Wallen des dunklen Schaumes erwartete.

Seit Tagen stieg die Flamme heller und steiler in die Luft. Sie war fast unsichtbar geworden, als ob Feuer im Feuer loderte. Durch Wochen hatte sich um diese Stunde zwischen den beiden Zelten der gelbe Rauch der Losung ausgebreitet, die Poro, der schwarze Treiber, hinter den Kamelen sammelte. Nun hatten an den Weströndern der großen Dünen zunächst spärliche Halme, dann Büschel verdorrter Kräuter den Sand gemustert und endlich in großen Abständen blattlose Dornsträucher.

Trotz diesen Spuren eines Lebens, das sich hier zuweilen, vielleicht nach Pausen von Jahren, entfalten mochte, herrschte völlige Trockenheit. Daher ergriff die Flamme mit hellem, singendem Knistern das von duftenden Harzen balsamierte Gezweig und stieg durchsichtig, glasig zitternd in die unbewegte Luft. Othmar verfolgte ihren leichten, goldenen Flug mit Lust. Er fühlte sich im großen Reich des Sonnenfeuers wohl. Und er entsann sich, daß er zunächst mit Zagen in diese glühenden Regionen als in eine der Residenzen des Todes eingetreten war.

Während der ersten Abschnitte des Marsches hatte Fortunios Karte sie noch auf bekannte Bahnen verwiesen, auf alte Karawanenpfade, die eine Kette von Gerippen zeichnete. Dann aber waren sie in unerforschte Wüsten eingedrungen und hatten weite Flächen und Hügelländer aus reinem Quarz durchzogen, bis sich das innere Steingebirge vor ihnen auftürmte. Dort hatten sie die Brunnen von Hillek gefunden, wie sie die Karte verzeichnete — Anschürfungen tief unterirdischer Wasseradern, aus denen seit Phönizierzeiten Fortunio als der erste neu geschöpft hatte.

Hier, inmitten der Einsamkeiten nackter, nie betretener Täler, fernab nicht nur von jeder Menschensiedlung, sondern auch von den im Inneren der Wüste schweifenden Räubern und Nomaden, rasteten sie lange, um die erschöpften Tiere für die zweite Hälfte des Weges zu kräftigen. Dann füllten sie die Schläuche wieder und wandten sich durch neue Einöden dem westlichen Meere zu.

Seit Othmar das Wasser der Brunnen von Hillek gekostet hatte, war er von Zuversicht erfüllt. Es schien, als ob er die Flamme durchschritten hätte und die Wüste ihm nach der Todes- die Lebensseite öffnete. In den »Anweisungen«, die Fortunio der Karte beigegeben hatte, war diese Wirkung vorausgesagt. Sie sollte sich den Visionen der Vernichtung anschließen. Und wahrlich hatte es daran schon bis zur kleinen Oase Tanit, dem Endpunkt der Wanderung auf begangenen Pfaden, nicht gefehlt. Den Bedrohungen durch Räuber und wilde Tiere gesellten sich die Tribute, die der Reisende in diesen Zonen durch Fieber und andere Übel zahlt.

Zu diesen äußeren Fährlichkeiten, die mannigfaltig dem unbekannten Land entwuchsen, kam die Ungewißheit, die Othmar Menschen und Dinge in trügerischem Licht erscheinen ließ. So quälten ihn im Anfang Zweifel an der Zuverlässigkeit der kleinen Schar, die ihn begleitete. Ganz sicher fühlte er sich nur Turiks, der ihm seit langem aufwartete und nachts, den Dolch im Gürtel, zu seinen Füßen an der Öffnung

des Zeltes schlief. Die anderen aber, vor allem der alte Schamman, den er als Wüstenführer angeworben hatte, waren ihm zu Beginn der Fahrt ganz unbekannt. Zwar hatte Schamman ihm in Heliopolis beim Abschluß des Vertrages feierlich Gefolgschaft zugeschworen, doch kannte Othmar wohl den alten und stets wahren Spruch: »Nicht der Eid bürgt für den Mann, sondern der Mann für den Eid.«

Freilich war nicht zu leugnen, daß Schamman sein Handwerk meisterlich verstand. Kein Zweifel konnte daran walten, sah man ihn tagsüber auf dem Marsche und abends bei den Zelten und bei den Tieren tätig oder auch bei der Austeilung des Wassers und der Vorräte, die seiner Aufsicht unterstand. Wie vieles an der Durchquerung großer Wüsten der Seefahrt ähnelt, so glich der alte Schamman einem guten, auf mancher Sturmfahrt erprobten Kapitän. Als Helfer standen ihm seine beiden Söhne Mareb und Terim zur Seite, dazu der schwarze Sklave Poro, der unermüdlich mit seiner schweren, aus Nilpferdhaut geschnittenen Peitsche den Kamelen auf den Fersen blieb.

Der alte Schamman war von mittelgroßem Wuchs, ja eher zierlich, doch von gebietender Erscheinung, mit kühnem, an den Fernblick in freier Wüste gewöhntem Auge und hoher Stirn. Die Weiße seines Bartes, der bis zum Gürtel flutete, wetteiferte mit der des Turbans; beide umrahmten das tiefgebräunte, hagere Gesicht. Wenn je den Alten ein Vorwurf treffen konnte, so war es der des Jähzorns, der ihn oft mächtig überfiel. Wie mancher an Gehorsam gewöhnte Meister besaß er die Eigentümlichkeit, daß er von seinen Befehlen die Wirkung von Zaubersprüchen erwartete. Das trat besonders beim Beladen der Kamele zutage, und oft war Othmar dabei in Sorge, daß Schamman eines der Tiere beschädigte.

Während der ersten Wochen hatte Othmar den Alten und seine Söhne aufmerksam verfolgt, bedrückt von dem Gedanken, daß er eines Morgens in der Wüste erwachen könnte, nachdem das Vieh ihm abgetrieben war. Daher be-

gnügte er sich nicht mit der Wache, die Schamman stellte, sondern löste sich nachts mit Turik im kleinen Zelte ab. Wenn etwas ihm indessen allmählich Sicherheit verlieh, so waren es die Gebete, die er den Alten mit seinen Söhnen zu den fünf vorgeschriebenen Zeiten verrichten sah.

Das Hauptgebet fiel in die Stunde des Sonnenuntergangs, und in vielfacher Wiederholung scholl in die klare und sonst von keinem Laut berührte Luft das »Allah ist Allah«, zu dem nun in den ungeheuren Wüsten Afrikas und Arabiens und in den bunten Städten an ihren Rändern sich die Stimmen der Gläubigen erhoben als zu der obersten Gleichung, der höchsten Einheit der gescheckten und wildbewegten Welt. Und Othmar fühlte mit ihnen, wie alle Dinge und Wesen begreifbar wurden und Grund gewannen durch die Beschwörung mit dem Wort. Auch war ihm, als ob dann die Gefahren sich, wenn nicht verringerten, so doch dem Maße seiner Kräfte zuordneten.

Um diese Stunde hängte auch Turik, um seine Andacht zu verrichten, ein Bildnis des heiligen Johannes am Eingang des kleinen Zeltes auf. Turik gehörte zu jenen Christen, die zur Erinnerung an ihre Taufe zeitlebens die blaue Schnur am Halse tragen und deren Lehre neben einer Fülle von krausem Aberglauben auch echte Überlieferung belebt. Die Hora hielt Turik, wie er es bei den Mönchen der Felsenklöster von Gondar gesehen hatte, und Othmar assistierte ihm dabei. Sein eigentliches Verhältnis war das des ohne Religion Verehrenden; er hatte kein Vaterland im Gottesreich. Doch spürte er, daß die Beteiligung am Ritual ihn förderte, wie etwa den Wanderer der Stab. Nach langem geistigem Leben in abstrakten Höhen und Einsamkeiten empfand er die Rückkehr zur Anschauung als wohltätig. So leuchten beim Abstieg die Farben stärker, wenn man im Firnschnee wanderte.

Daneben lag in der zur Schau getragenen Verehrung auch Politik. Othmar war es darum zu tun, dem alten Schamman und den Seinen gegenüber auch die Insignien des Glaubens

anzulegen, ohne den das Leben in diesem Raum nicht standhielt, der Mann nicht ernstzunehmen war. Nur so war auch dem Eid zu trauen. Führte doch sogar Poro ein rohes Bildchen mit sich, vor dem er abends Hirsekörner opferte.

Schon vor der Ankunft in der Oase Tanit hatte sich die Rechtlichkeit des alten Schamman am Prüfstein von mancherlei Gefahren unzweifelhaft bewährt. Dennoch war Othmar auf das freudigste erstaunt, als ihm der Alte, dessen Vertrag nun abgelaufen war, freiwillig anbot, ihn bis an die Brunnen von Hillek zu begleiten und von dort zum hesperischen Ozean.

Das Angebot war um so überraschender, als nunmehr das Unternehmen, das nur gefährlich gewesen war, ins Unberechenbare und Phantastische zu führen schien. Othmar besaß kein anderes Unterpfand des Zieles als Fortunios Karte, und alles hing davon ab, daß er die dort vermerkten Zeichen richtig deutete.

Bereits das Wagnis, nach Hillek aufzubrechen, hatte darin bestanden, daß an Umkehr nicht zu denken war. Entweder fand man dort die Brunnen, wie sie auf der Karte verzeichnet waren, oder man verdorrte in den Felsentälern des von der Sonne durchlohten inneren Massivs. Auch waren die Durststrecken so lang, daß die für Handelskarawanen übliche Belastung der Tiere zu ihrer Überwindung nicht ausreichte. Das gleiche galt für die Entfernung von Hillek bis zu den ersten Brunnen am Ozean.

Othmar hatte den Händlern in Tanit eine Herde von roten Lastkamelen abgekauft — mehr als das Doppelte der Anzahl, deren sie von Heliopolis bis zu dieser entlegenen Oase bedurft hatten. Drei Viertel davon waren für reine Wasserlasten bestimmt. Schamman, der diese Tiere von Grund auf kannte, hatte dafür die derbsten und kräftigsten gewählt. Sie mußten verdursten, wenn sie gedient hatten. Bei jeder Karawane gab es Ausfälle; hier war die Rechnung von Anfang an auf Verlust gestellt. Die eigentlichen Trachten

waren auf leichte, doch zähe Paßgänger verteilt worden. Othmar hatte sie gegen die Tiere, mit denen sie gekommen waren, eingetauscht. Wenn seine Rechnung aufging, mußte bei der Ankunft in Hillek noch Wasser für zwei Tage in den Schläuchen sein. Zu diesen roten kamen die Reitkamele, hellwollige Bischarin von schlankem Gliederbau.

ÜBER DEN SELBSTMORD

Während der Schlacht in den Salzsteppen hat sich wohl jeder mit dem Gedanken vertraut gemacht. Ich war beim Stabe und bemerkte, daß dort die Dinge ein wenig klarer wurden, gläserner. Das lag wohl daran, daß ein solcher Posten noch Entschlüsse fordert und daß der Eintritt in das nackte Leiden der Katastrophe vorbehalten bleibt. Doch drängt sich auch hier zunächst die Absicht, individuell davonzukommen, auf. Die Arbeit trägt dazu bei, mit der Versuchung fertig zu werden und sich mit dem allgemeinen Schicksal abzufinden; wir hatten es da leichter als der einfache Posten, der täglich die Feuerwand ein wenig näher rücken sah. Zwar kündeten die ersten Befehle die Lage schon mit Donnerschlägen an. In dem Entschluß, den Kessel nach Westen zu bewegen, verbarg sich die Aufgabe der Lazarette mit Tausenden von Kranken und Schwerverwundeten.

Darüber haben sich in den Friedensjahren Legenden gebildet; auch fehlte es nicht an Leuten, die sich nachträglich vom hohen Balkon herab entrüsteten. Wahr ist, daß gleich ein Massenselbstmord die Operationen einleitete, unwahr dagegen, daß der Kommandierende die marschunfähigen Verwundeten vergiften ließ.

Ich spreche ungern über jene Tage; man möchte sie vergessen wie einen bösen Traum. Tatsache ist, daß die Verwundeten, als sie erfuhren, daß sie im Stich gelassen werden

sollten, die Ärzte um Gift anflehten. Rothferber entschied, daß dem stattzugeben sei, doch schränkte er die Erlaubnis insofern ein, als er ausdrückliches Verlangen voraussetzte. Auch sollte die ärztliche Hilfe nicht über die Vorbereitung hinausgehen. Er faßte damit ein heißes Eisen an; es sollte sich zeigen, daß das unmöglich ist, ohne daß man sich brennt. Er schoß sich ja auch nach der gelungenen Bewegung durch den Kopf.

Ich kenne die Einzelheiten, da ich zur Berichterstattung in die Zelte und offenen Lager entsandt wurde. Die Todeskandidaten hatten zum Teil das Abendmahl verlangt, das die katholischen Geistlichen verweigerten. Die Protestanten teilten es aus. Auch lehnten manche Ärzte die Mitwirkung ab. Man hatte sich auf die Einspritzung von Chloroform geeinigt, das unverzüglich zum Todesschlaf führt. Das Mittel wirkt sanft, lethargisch zwingend, ohne Krampf und Verzerrung, wie sie das Zyankali hervorzurufen pflegt. Die Ärzte sollten die Spritze in die Vene des linken Armes einführen und das Weitere den Patienten anheimgeben. Doch zeigte sich sogleich, daß Theorie und Praxis in diesen Bereichen verschieden sind. Dort gibt es die Mittelwege nicht. Die Kranken begingen Mißgriffe und schreckten auch zurück. Die meisten waren bereits in einem Stande, in dem man kaum seinen Willen deutlich machen, geschweige denn die Hand bewegen kann. Das führte nach anfänglicher Verwirrung zu dem summarischen Verfahren, das man dem General dann vorgeworfen hat. Man sollte über solche Dinge nur urteilen, wenn man sie ausgestanden hat.

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß der Gedanke, Hand an mich zu legen, mich stets beunruhigt hat. Er hat mich nicht eigentlich mit Furcht erfüllt — eher mit Scheu. Man tritt sich gegenüber wie einem Opfer, das sich nicht wehren kann. Ich mußte mir immer noch Widerstand vorstellen, Maßnahmen wie auf einem Schiff, das untergeht.

Der Selbstmord stellt keine Lösung dar. Er ist ein Ausweg auf minderer Ebene. Wir treten in das Weihnachtszimmer, bevor die Glocke uns gerufen hat, und finden Un-

ordnung vor. Der Mörder kann noch mit seinem Pfunde wuchern, etwa durch Buße, während der Selbstmörder es zerstört. Der Tod stellt nicht das Ende, sondern den Anfang dar.

Uns stehen große Abenteuer noch bevor: Der Selbstmord ist der ungeeignetste Beginn.

ORTNER ÜBER DEN ROMAN

Zwei Qualitäten bilden den Roman: die eine ruht im Autor und seiner Freiheit, die andere in der Welt und ihrer Notwendigkeit. Ich nenne die erste »das Autarke«, während der Name für die zweite »das Universale« sei. In diesem Sinne ist der Kosmos Gottes Roman.

Aus dieser Deutung folgt, daß der Roman im besten Falle Gleichnis werden kann, da weder Autarkie, das heißt, vollkommene Freiheit, noch Einsicht in das Weltganze dem Autor verliehen ist. Doch haftet jedem der großen Romane ein Hauch von beidem an, und darauf beruht das Glück, das der Lektüre innewohnt. Der Leser ist in und außerhalb der Welt zugleich.

Der Roman muß autark sein: das heißt, daß auf ihm der Leser wie auf einer Insel landet und dort alles findet, dessen er bedarf. Das ist ein Zeichen der Freiheit des Autors, seiner Souveränität. Er führt den Leser als ein großer Herr auf sein Gebiet.

Der Roman muß universal sein: das heißt, er muß zur Welt als Ganzem in Beziehung stehen. Das ist nicht Frage des Raumes, da dieses Ganze nicht minder in einer Bauernstube als in Palästen sichtbar werden kann. Das Ganze wirkt eher atmosphärisch: man sieht, daß die Personen, Dinge, Orte im Kosmos eingebettet sind.

Daraus ergibt sich, daß hier der spezielle Geist versagt. Obwohl keins dieser Themen von ihm ausgeschlossen ist, kann der Roman nicht wissenschaftlich, nicht pädagogisch,

nicht historisch, nicht psychologisch, nicht sozial, ja selbst nicht theologisch sein. Auch kann er sich nicht darauf beschränken, die Gesellschaft zu schildern und ihre Entwicklung zu begleiten, vor allem dann nicht, wenn ihre Geschichte zur Krankheitsgeschichte wird.

Damit ist auch gegeben, daß der Roman so wenig real sein darf wie ideal, da Ralismus und Idealismus das Ganze einschränken. Es gibt in diesem Sinne keinen naturalistischen, keinen romantischen, keinen Tatsachenroman. Dagegen gibt es zu allen Zeiten den klassischen Roman, wenn man als klassisch die souveräne Absicht des Menschen, dem Ganzen in Ordnung zu begegnen, gelten lassen will. Der Weltroman, in dem sich diese Absicht krönt, zerbricht die Sonderungen, wird sinnvoll für alle Völker, für jede Zeit.

Wir sahen — ich beziehe mich hier auf Früheres — daß das Epos dem Heroon, dem Geist der Gräber gewidmet ist und damit die Geschichte einleitet. Die Lyrik ruht in den Wurzeln und deutet die Urheimat an. Wohl setzen beide mehr an unaufgeteilter, unmittelbarer Dichterkraft voraus; dagegen ist der Roman umfassender. Erfahrung muß hinzutreten, wie sie nur Kenntnis und Einblick in den Weltenlauf verleiht. Daher kommt er spät erst zur Blüte, sei es im Leben der Völker oder des Einzelnen.

Der Geist kann lange das Schauspiel des Sonnenauf- und -unterganges betrachten, ehe er zur astronomischen Deutung kommt. Ganz ähnlich gelingt es ihm nur selten, die Welt, in die er verschlagen wurde, als Modell zu fassen und Einblick in die Gesetze und Konstellationen zu gewinnen, die sein Schicksal sind. Das gilt besonders für diese Zeit, in der wir die Gesellschaft vernichtet sehen und der Kosmos, obwohl wir tief in ihn eingedrungen sind, sich uns als Hort des Fürchterlichen offenbart. In dieser Lage führt der Realismus unausweichlich zum Nihilismus, der Idealismus zur leeren Utopie. Bald hat die Welt, bald hat der Traum uns nicht genügt. Doch Welt und Freiheit sinnvoll zu verknüpfen, bleibt unsere Aufgabe.

Das Ziel entfernt sich, indem wir es verfolgen — daraus erklärt sich unter anderem, warum die Stile sich ablösen. Kunstwerke zeichnen als zerbröckelnde Altäre unsere Bahn. Ihr Stein verwittert mit den Inschriften. Das Wort verweht, doch es bleibt, was mit dem Wort gemeint wurde.

AUF EIGENEN SPUREN

Oft habe ich mich gefragt, was die Unzufriedenheit mit den eigenen Texten bedeuten mag und mit ihr der ameisenhafte Trieb, am beschriebenen und bedruckten Papier herumzuminieren, sobald es mir wieder vor Augen kommt: das Gefühl, daß die Deckung der Aussage mit dem Gemeinten nicht genügt und daß der Satz besser, schlichter und treffender formuliert werden kann. Der Aufwand an Zeit, wahrscheinlich sogar an verlorener Zeit, ist zum mindesten wert, daß man sich Gedanken darüber macht.

Gewiß ist da einmal das Bedürfnis nach handwerklicher Sorgfalt und Sauberkeit. Wenn in die Werkstatt des Schreiners ein Schrank, eine Truhe zurückkehren, die er in seiner Jugend baute, so wird er außer den Spuren, die Zeit und Nutzung hinterließen, auch Mängel finden, die auf Maß und Anlage beruhen.

Die Sprache ist wie das Holz ein Stoff, an dem die Arbeit lohnt; sie wird zum Spiel an ihm. Das Auge, das dem Text folgt, gleicht der Hand, die über eine gefügte Fläche gleitet: hier hemmt ein Sprung und dort ein kleiner Widerstand. Doch zeugt bereits die Wahrnehmung für einst geglückte Mühe; der Splitter stört nur am gehobelten Brett.

Das Wort muß treffen wie eine Klinge, die gut geschliffen ist. Wenn wir nach Jahren die Schneide prüfen, indem wir sie bei geschlossenen Augen mit dem Finger streifen, bezeugt die Schärfe ihre Güte — nicht sie gefährdet, wohl aber die Scharte: hier versagte der Stahl am Stoff, den er durchschnitt.

Eine solche Arbeit, bei der die Zeit im Fluge verstreicht, setzt ein Mehr voraus, einen der großen organischen Bestände, die wie die alten Wälder immer seltener werden und zu denen die Sprache gehört. Sie ist ererbter Reichtum, ist ein Palast, den zu durchwandern ein Leben nicht genügt. In

ihm zu dienen: das zählt zu den Mühen, die nicht ermüden, zu den Dingen, die man noch ernst nehmen kann.

Den bildenden Künstler pflegen Skrupel, ob der Wurf geglückt sei, lebhafter zu beunruhigen. Das beruht darauf, daß er stärker im Raum als in der Zeit schafft; er komponiert im Nebeneinander, während der Vortrag im Nacheinander geschieht: ein Wort folgt dem anderen.

Das Bild steht seiner Natur nach im Licht und ist prima vista zu beurteilen. In der Geschichte, dem Roman, dem philosophischen System, in jeder Darstellung, der die Sprache als tragendes Mittel dient, kann es gelungene Stellen geben, Oasen, die für den Anmarsch durch trockene Passagen reichlich entschädigen.

Raphael Mengs, ein strenger Arbeiter, der sich, wie viele gute Maler, auch mit der Theorie seiner Kunst beschäftigte, hat offenbar darüber nachgedacht. In seiner Charakteristik dieses Meisters erwähnt Casanova ein Gespräch, das er mit ihm im Jahre 1768 zu Madrid führte, und zwar über eine Magdalena, an der die Arbeit kein Ende nahm. Mengs sagt darin unter anderem:

»Neunundneunzig von hundert Kennern könnten das Bild für vollendet halten; mir aber liegt am Urteil des hundertsten, und mit seinen Augen betrachte ich das Bild. Sie müssen wissen, es gibt auf der Welt überhaupt nur relativ fertige Bilder, und auch diese Magdalena wird erst fertig sein, wenn ich aufhöre, an ihr zu arbeiten, und auch dann nur relativ vollendet, denn sicherlich würde sie noch vollendeter sein, wenn ich einen Tag länger daran arbeitete. Wissen Sie, daß in Ihrem ganzen Petrarca nicht ein einziges Sonett wirklich vollendet ist? Nichts auf dieser Welt ist vollkommen, es sei denn eine mathematische Konstruktion.«

Vorzüglich, bis auf die Verschmelzung von Vollkommenheit und Perfektion im letzten Satz, in dem sich der Übergang vom barocken zum klassizistischen Geist ankündigt und

mit ihm das Vordringen berechenbarer, erlernbarer Elemente in die Poesie und die bildende Kunst.

Erst aus dieser Verwechslung erklärt sich die wachsende Fron, die die mathematische Disziplin dem Leben aufzwingt und in der nicht nur die Formel das Wort ersetzt, sondern auch das Wort selbst zur Formel zu werden droht. Hier allerdings kann, zwar nicht Vollkommenheit, doch Perfektion erreicht werden. Daher geht es in der berechenbaren Welt ebenso offensichtlich voran wie in der musischen zurück. Das läßt, ohne daß damit ein Werturteil gefällt werden soll, eine Anzehrung des Humanen an der Wurzel vermuten, da zum Menschen die Unvollkommenheit gehört. Sie begrenzt ihn als eng mit seiner Freiheit und seinem Versagen verknüpftes Kennzeichen. Das gilt auch für die Kunst, das eigentliche Zeugnis seiner Art. Gebiete, auf denen Berechenbares vorwiegt, wie die Architektur, verweist man daher mit Recht an die Ränder der musischen Welt.

Persönliches Temperament wird mitspielen. Der alte Léautaud, der es mit seiner Autorschaft so ernst nahm, daß er in grünster Jugend, um eine Notiz zu sichern, sogar die Schäferstunde zu unterbrechen pflegte, vertrat die Ansicht, daß der erste Wurf unwiederholbar sei und daher mit seinen Schwächen besser als jeder revidierte Text. Sein großer Meister Stendhal hätte ihm darin kaum zugestimmt, wie man aus den Manuskripten schließen darf.

Hier, wie so oft im Leben, gilt alles und auch das Gegenteil. Der Stil eines Menschen, sein Behaviour bis zu den kleinen alltäglichen Gewohnheiten, ja gerade dort, etwa die Art, in der er Brot schneidet oder die Treppe hinaufsteigt — das reicht tief in die Gründe, ist Ausdruck des ihm auferlegten Schicksals und seiner Prägung — mag man es als Erbe auffassen oder als heroskopischen Zug, als das »Gesetz, nach dem er angetreten« ist.

Die astrologischen Definitionen sind schärfer als die psychologischen. Die Sterne bieten einen festeren Rahmen; sie greifen tiefer ein.

Wie aber soll ich die typischen Züge des Widders, der zu den Feuerzeichen zählt, in Einklang bringen mit dem Bienenfleiß an abgelegten und halbvergessenen Texten, mit der Vorliebe für verstaubte Böden, dem Wiedergang auf alten Wechseln überhaupt? Der Widder neigt zur Überschreitung gesetzter Grenzen, zu Fahrten und Zügen in fremde Reiche, läßt Bahnen von Rauch und Feuer hinter sich. Nautisch gesprochen, bestätigen Minen seine Route, wenn er längst in anderen Gewässern, Meerengen und Archipelen sich vergnügt. Sein Wesen bedarf der Widerstände, die ihn aufhalten. Das gilt physisch wie metaphysisch; sein Äon hat Tiefe und Spannweite. Moses und Alexander tragen sein Zeichen; eine Doppelreihe ruhender Widder führt auf das hunderttorige Theben zu.

Die Sonne im Zenith ist dem nicht ungünstig. Mediterrane, ägyptische, nubische Sonne wirft ein steiles Licht auf die bewegten Bilder, oft unbarmherzig, aber zwingend, wo Köpfe auf dem Spiel stehen: der des Pompejus in aussichtsloser Verhandlung vor dem Delta oder der des Crassus im mesopotamischen Sand. Die Kreise der Parther werden enger; die Bahn der Pfeile verschwimmt im Staub, den die Hufe aufwirbeln. Der Triumvir hat bereits das aufgespießte Haupt des Sohnes geschaut. Der Herr über Syrien und den Tempelschatz von Zion streckt vergeblich die Hand nach Wasser aus. Am Ringe blitzt der Karneol, in den der behelmte Kopf der Roma eingegraben ist. Noch trügen schattige Bilder auf dem roten Vorhang; es ist sehr heiß, doch noch nicht heiß genug. Bald wird sich ein Geheimnis offenbaren, das jeden Frühling übertrifft.

Wie aber ist es mit den Rückzügen? Besonders mit den geglückten Rückzügen? Hier müssen andere Zeichen mitspre-

chen, vielleicht der Krebs in guter Position. Der geglückte Rückzug erhebt und wandelt die äußersten Punkte, die erreicht wurden, zu Wendemarken der Lebensbahn. Das beruht unter anderem darauf, daß er einen tieferen Wert der räumlichen Bewegung, nämlich den dichterischen, enthüllt. Der Zug Alexanders nach Indien, der Napoleons nach Ägypten würden sich anders darstellen, wenn sie zum Untergang geführt hätten. »Ich liebte ihn, weil er Gefahr bestand.«

Hier streifen wir das Gebiet der Maladie de relais — das heißt, jener Art von Krankheit, die neuen Vorspann gibt, stärkere Vitalität einbringt. Mit dem Vorstoß ins Unwegsame bis hart an die Nähe des Todes wird neuer Einstand gezahlt. Das gleicht den Knoten im Bambusrohr. Theologisch gehört hierher, was in Halle die »heilsame Verzweiflung« genannt wurde.

Der Einwand liegt nahe und ist auch schon oft gemacht worden: daß mit dem geglückten Rückzug auf die Dauer wenig gewonnen ist. Die Maladie de relais bedeutet Umsteigen auf einer großen und im ganzen unangenehmen Fahrt. Die Erde liebt den Sohn, der frühe heimgeht; die Götter lieben den, der frühe fällt. Er fand die gute Pforte, wählte das große Schiff. Da gibt es, selbst an der indischen Grenze, kein Umsteigen mehr. Nicht umsonst treten die Söhne kaum in die Träume ein, zu denen die Ahnen andrängen.

Was bedeutet der Aufschub, der mühsame Zins an die Zeit? Gewonnene Zeit ist auch verlorene Zeit; das erweist sich, wenn der Schlußstrich gezogen wird. Wer Zeit hat, wird der Zeit nicht nachlaufen. Wer Zeit hat, wird auch etwas mehr als Zeit haben: Zeit gewährende, Zeit löschende Macht. Das ist der eigentliche Reichtum, an dem man den Herrn erkennt — vor allem dort, wo die Zeit knapp zu werden beginnt.

Immerhin bleibt der Augenblick des Glückes, die große Wandlung, die Errettung im Zeitlichen wunderbar. Das kann im Mythos, in der Geschichte ein Trauma bleiben, das durch Jahrtausende Hoffnung und Zuversicht gibt. Wasser des

Lebens sprang aus dem Felsen in der Wüste; die Woge des Roten oder der Götterwind des Gelben Meeres verschlangen die feindlichen Heerscharen.

War daran die gewonnene Zeit der Gewinn? Wohl kaum, denn solche Schicksalswenden leuchten über Untergang und Tod, auch den von Völkern, hinweg. Sie werden exemplarisch für den Lebensweg als solchen, indem *Zeitloses sichtbar* wird. Das begründet den Wert der Bibel als des Buchs der Bücher und, nota bene, jedes Buches überhaupt, das diesen Namen verdient.

Der Tod behält das letzte Wort. Damit bestimmt sich auch das Provisorische der geglückten Rückzüge, Schicksalswenden, Rettungen und Heilungen, der vordergründigen Sorgen überhaupt.

Das alles ändert sich freilich, wenn wir es nicht nur im Vordergrunde, sondern auch als Vordergrund sehen: den Glücksfall als Lichtstrahl großer Sonnen, der durch die Fenster unseres Hauses fällt. Was flüchtig wärmt, ist Abglanz des großen Feuers; die Werte sind Abglanz absoluter Macht. In Staaten, Reichen und Kulturen Häuser aufzurichten, zu deren Schmückung Wissen und Künste wetteifern: das ist menschlicher Dienst. Ein solches Haus ist Gleichnis und kann daher nicht währen; es hat seine Zeit und verweht wie ein Rauchopfer. Das Vergebliche gehört zum Ruhm und zur Größe des Opferdienstes, wie zur Kunst und zum Kultus das Wissen, daß das Ziel nicht erreicht werden kann.

Zeitliche Dauer ist insofern von Bedeutung, als sich ein anderes in ihr verrät, wie in Roma aeterna die Ewige Stadt. Das Unzulängliche konvergiert zum Unzugänglichen.

Daß sich im Augenblick des Glückes mehr verbirgt als die Lösung eines durch die Zeit geschürzten Knotens oder die Überwindung einer Stromschnelle, das wird vom Glücklichen leicht übersehen. Doch wurde ihm im flüchtigen Lichtblick die Quelle des Lichtes offenbar. Dort ruht mehr als sein individuelles Glück. Er nahm die Gabe als neue Wegzehrung an.

Wenn er die Münze ein wenig schärfer ins Auge faßte, so würde er in ihr den Obolus erkennen, der ihm dereinst als Fährgeld dienen wird.

Das Beste zu vergessen, sich selbst zu billig zu nehmen, ist des bildlosen Menschen Gefahr. Wären die Träume nicht, so würde er sich spurlos amortisieren; so aber bringt die Nacht ihm die großen Figuren zurück. Da regt sich der Urstrom unter dem Alltagshäutchen; aus der Hülle des Bettlers tritt der König hervor.

Zu billig ist auch, was der Mensch vom Seher und seiner Deutung verlangt. Glücksstunden, Warnung vor den Iden, Termine für Beginnen und Unterlassen: das bleiben Daten innerhalb der Fahrzeit, Ortungen vorm Katarakt.

Die echte Deutung vermag mehr. Sie achtet nicht auf die Punkte am Faden, den die Parzen spinnen; sie sieht das Muster, das aus ihm gewoben wird. Da erst wird sichtbar, daß Notwendiges sich hinter dem Chronologischen verbirgt. Die Wahrheit wird zwingend, und oft zu stark für den Betroffenen.

Daß der Mensch seine Aufgabe nicht löst, daran ändern alle schönen Nachrufe nichts, weder die des Pfarrers am Grabe noch die des Historikers. Andererseits stirbt keiner vor der Erfüllung seiner Aufgabe. Der Widerspruch löst sich dadurch, daß Teile des Lebens sich im Unberechenbaren abspielen. Von dort aus wird die Waage ins Gleichgewicht gebracht. Ein winziger Anstoß genügt. Das gilt für die Kindheit, die Träume und auch für das Sterben, bei dem eine unendlich kurze Spanne ein Leben aufwiegen kann. Es erinnert an die endlosen Brüche — etwas ganz anderes müßte die Zahl ergänzen, damit sie sich abrundet. So wird die Hast durch Ruhe, das Handeln durch Nichthandeln gekrönt.

Daß er die Aufgabe nicht erfüllt, weiß jeder; und besser noch als am Tage weiß er es zur Nacht. Daher die Qual der Prüfungsträume; sie betreffen das Menschengeschlecht und das Weltgericht. Ein heiteres Erwachen folgt.

Auf der anderen Seite hält die Welt nicht, was sie dem Menschen verspricht. Das ist eines der tragischen Themen, variierend vom Scheitern des Großen Einzelnen in seinem Willen oder seiner Güte bis zur Enttäuschung jeder neuen Generation. Immer wieder sieht man sie kommen, Großes glaubend und wollend, und dann in Geschäften und widrigen Händeln verbraucht. Sie leiden stärker, wenn sie glaubten, was in den Büchern steht. Trotz allem lebt die Welt von dem, was sie mitbringen. Sie lebt vom Gedicht.

Die Arbeit an dieser nunmehr abgeschlossenen Ausgabe hat zehn Jahre, wenn auch nicht ausgefüllt, so doch in Anspruch genommen — für ein literarisches Unterfangen eine beträchtliche Zeit.

Im einzelnen die Erwägungen zu erörtern, die der Edition vorausgingen und sie begleiteten, würde zu weit führen. Sie betrafen zunächst die Gliederung des Stoffes und seine Darbietung, also Inhalt und Form in den Umrissen. Auch die Bestimmung der Richtlinien für Satz, Druck, Orthographie mußte der Erteilung des ersten Imprimaturs vorausgehen.

Eine Gesamtausgabe ist mehr als eine Summe von Einzelschriften; sie sollte zum mindesten ihren eigenen Duktus aufweisen. Der Autor wird sich an die von ihm gewählten oder gebilligten Gesetze halten — selbst dort, wo er inzwischen eine bessere Lösung erkannt zu haben glaubt.

Das Vorhaben gehörte zu jenen, die ebenso stark abschrekken wie anziehen und deren Ausführung man gern hinauszögert. Es bedeutete zum mindesten die verantwortliche Prüfung der vorliegenden Texte in dreifachem Arbeitsgang. Ähnliches war bei den meisten Schriften bereits geschehen und hatte sich bei manchen mehr- oder vielfach wiederholt. Der Aufwand, den eine sorgfältige Durchsicht von Satz zu Satz erfordern würde, war vorauszusehen.

Vorauszusehen waren auch grundsätzliche Einwendungen gegen jede mögliche Bearbeitung. Doch kann an der Berechtigung des Autors, sein geistiges Eigentum zu verwalten, kein Zweifel sein. Diese Verwaltung beschränkt sich auch nicht auf das Museale, Archivarische oder Kommentatorische. In diesem Falle würde die Aufgabe sich bedeutend vereinfachen, ja besser Hilfskräften anvertraut. Es besteht aber ein grund-

sätzlicher Unterschied zwischen einer vom Autor persönlich und einer nach seinem Tode besorgten Ausgabe.

Ein solches Durchgehen der Texte fördert nicht nur ihre Lesbarkeit, sondern überhaupt das Gefühl, daß eine Regel besteht und geachtet wird. Werden darüber hinaus veraltete Wendungen, flüchtige Moden und Manieriertheiten ausgemerzt oder wenigstens beschnitten, so ist auch das ein Gewinn. Wenn man solche Passagen nach Jahren wieder liest, empfindet man sie mit Recht als störend; mit ihrer Erhaltung ist niemand gedient. Da zudem nichts Gedrucktes verlorengeht, stellt die erneute Bemühung weniger einen Ersatz als eine Zugabe, eine Bereicherung dar.

Hierin liegt einer der Vorteile vom Verfasser besorgter Ausgaben; ein Bearbeiter könnte solche Bemühungen nicht verantworten. Auch die Streichung ist meist eine Verbesserung. In der Jugend neigt der Mensch zu Überheblichkeiten, in der Mitte des Lebens zu Banalitäten, im Alter zu Wiederholungen. Es ist gut, wenn er diese Mängel beim Blick auf das Ganze seines Werkes bemerkt. Wenn er einer Ungerechtigkeit, einer Plattheit, einem offensichtlichen Irrtum sein Placet versagt, wird das seiner geistigen Physiognomie zugutkommen.

Das Historische soll dem Elementaren und damit auch dem Musischen gegenüber zurücktreten. Das gehört zu den Spielregeln. Zugleich soll auf diese Weise die Wirklichkeit schärfer erfaßt werden. Das eben ist der Sinn der »Fassungen«, während ihre Methodik sich im Dienst an der Sprache verbirgt. Darüber unterrichtet am besten der Vergleich mit früheren Auflagen, deren Berücksichtigung jedoch nicht in den Rahmen dieser Ausgabe gehört.

Eine Ausnahme bildet die Einreihung der Erstfassung von »Das Abenteuerliche Herz«. Wie jene Jahre überhaupt, so ist auch der Text, der in ihnen entstand, mir fremd geworden — doch da ich immer wieder nach ihm gefragt werde und er selbst bei den Antiquaren kaum aufzutreiben ist, mag er hier

seinen Platz finden. Beide Fassungen decken sich zudem kaum zu einem Drittel und geben ein Beispiel nicht nur für die Ablösung von expressionistischen durch magisch-realistische Tendenzen, sondern auch für Art und Umfang einer solchen Revision.

Unverändert blieb außerdem »Der Arbeiter«. Hier läßt sich also nicht von »Fassung« sprechen, falls man von Lichtenbergs Maxime: »Die meisten Auflagen werden vom Autor vor dem Erscheinen veranstaltet« absehen will.

Gerade diese Lagebeurteilung ist mir indessen von Anfang an als ein Netz mit weitgespannten Maschen erschienen, an dem sich die detaillierte Arbeit lohnen würde; Leopold Ziegler bezeichnete sie als »Griff an den Wurzelhals«. Kleinere und größere Schriften, die seitdem entstanden, sind als Ansätze aufzufassen. Näheres darüber ist in »Maxima - Minima« gesagt.

Das alles noch einmal aufzulösen und in ein Mosaik zu bringen, das von den kosmischen und atmosphärischen Veränderungen zu den geologischen und organischen, sodann von den chthonischen über die mythischen und historischen zu den transhistorischen Figurationen aufsteigt, ist eine Aufgabe, die ich vielleicht dem intelligenten Leser überlassen muß. Damit gewinnt er den Blick auf die Symptome: die technischen, politischen, sozialen und ethnischen Umwälzungen. Sie alle sind notwendig: gegründet die Gipfel, begründet die Einstürze. Das zu bejahen, weit über das leidende Ich und seine Bindungen hinaus, wird erst im Rückblick möglich sein.

Verlockend war trotz allen Mühen die Aussicht, einen vorläufigen Abschluß zu gewinnen, auch wenn Zufriedenheit nicht erreicht würde. Jedes letzte Wort ist ein vorletztes, ist nicht mehr als ein Anklopfen in der Hoffnung, daß sich einmal die Tür öffne. Es bleibt, wie gesagt, beim Entwurf, bei der Annäherung, bei der Einkreisung des Absoluten durch mehr oder minder gelungene Gleichnisse.

Wo wir das Wort nicht als gängige Münze verwenden und mehr als reine Mitteilung beabsichtigen, muß es jenseits der Sprache gefunden werden, bevor es ergriffen werden kann. Indem wir es aussprechen, gewinnt es an realer, verliert an metaphysischer Macht. Doch bleibt noch Schweigendes, Unausgesprochenes an ihm haften wie Erdreich am Wurzelwerk.

Zu den günstigen Zeichen gehört, daß sich dem Autor selbst nach Jahren der verborgene Sinn eines Satzes enthüllt. Das ist ein Gleichnis des Lebensweges überhaupt. Spät geht uns auf, daß Dinge, mit denen wir uns lange beschäftigten, einen anderen, einfachen Sinn haben. Gut, daß wir sie ernst nahmen.

Zu danken habe ich auch an dieser Stelle für mannigfache Hilfe und Teilnahme. Zunächst den Toten: dem unvergessenen Verleger Benno Ziegler und der lieben Perpetua, beiden für treuen Beistand bis in die Tage ihrer schweren Leiden hinein.

Bekannten und unbekannten Freunden bin ich verpflichtet für Anregungen, Hinweise, Berichtigungen, Lesungen, Auszüge, Beschaffung und Sicherung von Daten, kurzum für Handreichungen unter oft erheblichen Zeitopfern. Mein Dank gilt namentlich Dr. Hans Peter des Coudres, Bibliotheksdirektor in Hamburg, Karl Oskar Paetel in New York und Dr. Armin Mohler in München für bibliographische Ermittlungen, Erika Gerlach, Bibliothekarin in Remscheid, für die vergleichende Lektüre der verschiedenen Ausgaben von »Strahlungen« und Lina Oldenburg, Studienrätin in Hamburg, für die intensive Durchsicht von »Besuch auf Godenholm«.

Als glückliche Fügung darf ich die Hilfe betrachten, die mir durch meine Frau Liselotte zuteil wurde — nicht nur dank ihrer großen editorischen Erfahrung und der Partnerschaft an allen Erwägungen, Korrekturen und Korrespondenzen, sondern auch der täglichen Unterhaltung mit dem Hausgeist über die Sprache und ihre verwandelnde Kraft.

Dank endlich dem Freund und Verleger Ernst Klett als dem eigentlichen Initiator der Ausgabe, nicht zuletzt auch für die unerschöpfliche Geduld immer neuen Korrekturen gegenüber bis in den Umbruch und die Revision hinein.

Wilflingen, 10. Oktober 1964

VERZEICHNISSE

CHRONOLOGISCHES WERKVERZEICHNIS

Ins Einzelne gehende Angaben finden sich in Hans Peter des Coudres' »Bibliographie der Werke Ernst Jüngers«, in: Philobiblon. Herausgegeben von Ernst L. Hauswedell. IV/3 (1960), Heft 9, der sich die folgende Aufstellung verpflichtet weiß. — Die Verlagsangaben nennen nicht die ersten, sondern die derzeitigen Verleger der einzelnen Schriften.

1920	In Stahlgewittern	I, 9
	Revidierte Auflagen 1922, 1924, 1934, 1935, 1961 (Text der Gesamtausgabe) Ernst Klett, Stuttgart	
1922	Der Kampf als inneres Erlebnis	V, 11
	Revidierte Auflage 1926	
1925	Das Wäldchen 125	I, 311
	(Erschien bereits zu Weihnachten 1924) Revidierte Auflage 1935	
	Feuer und Blut	I, 455
	Revidierte Auflagen 1926, 1935	
1928	Caspar René Gregory	VIII, 477
	In: Die Unvergessenen. Herausgegeben von Ernst Jünger	
1929	Das Abenteuerliche Herz	VII, 25
	(Erste Fassung)	
1930	Die Totale Mobilmachung	V, 123
	In: Krieg und Krieger. Herausgegeben von Ernst Jünger	
	Revidierter Abdruck 1934 in: Blätter und Steine. Vgl. dort	

Sizilischer Brief an den Mann im Mond . VII, 9
Unter dem Titel: Sizilianischer... In: Mondstein. Magische Geschichten. Wiederabdruck 1934 in: Blätter und Steine. Vgl. dort

Feuer und Bewegung . . . . . V, 109
Unter dem Titel: Kriegerische Mathematik. In: Widerstand. Herausgegeben von Ernst Niekisch. 5. Jahrgang
Wiederabdruck 1934 in: Blätter und Steine. Vgl. dort

1931 Die Staubdämonen . . . . . VIII, 491
Unter dem Titel: Alfred Kubins Werk. In: Hamburger Nachrichten Nr. 606 vom 30. Dezember
Wiederabdruck 1934 in: Blätter und Steine. Vgl. dort

1932 Der Arbeiter . . . . . VI, 9

1934 Dalmatinischer Aufenthalt . . . . . IV, 9
In: Blätter und Steine. Siehe dort

Lob der Vokale . . . . . VIII, 11
In: Blätter und Steine. Siehe dort
Revidierte Einzelausgabe 1937. 1963 in: Geheimnisse der Sprache (Text der Gesamtausgabe)
Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.

Über den Schmerz . . . . . V, 149
In: Blätter und Steine. Siehe dort

Epigramme . . . . . VIII, 645
Unter dem Titel: Epigrammatischer Anhang. In: Blätter und Steine. Siehe dort

Blätter und Steine
Inhalt: An den Leser; Dalmatinischer Auf-

enthalt; Lob der Vokale; Feuer und Bewegung; Die Staubdämonen; Sizilischer Brief an den Mann im Mond; Die Totale Mobilmachung; Über den Schmerz; Epigrammatischer Anhang
Revidierte Auflage 1941. Vgl. auch die Angaben zu den einzelnen Titeln. Die Sammlung wurde in der Gesamtausgabe wieder aufgelöst. Rechte bei Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.

1936 Afrikanische Spiele . . . . . IX, 9
Revidierte Auflage 1951
Ernst Klett, Stuttgart

1938 Das Abenteuerliche Herz . . . . . VII, 177
(Zweite Fassung)
Revidierte Auflage 1950
Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.

1939 Auf den Marmorklippen . . . . . IX, 187
Revidierte Ausgaben 1949, 1960 (Text der Gesamtausgabe)
Ernst Klett, Stuttgart

1942 Gärten und Straßen . . . . . II, 25
Revidierte Auflage 1950. Bildet jetzt das erste Buch von »Strahlungen«. Siehe dort
Ernst Klett, Stuttgart

1943 Myrdun . . . . . IV, 37
Ernst Klett, Stuttgart

1944 Aus der Goldenen Muschel . . . . . IV, 91
In: Deutschland — Frankreich. Vierteljahresschrift des Deutschen Instituts Paris, 2. Jahrgang. Jetzt in: Ein Inselfrühling
Ernst Klett, Stuttgart

1944/46 Der Friede . . . . . V, 201
Seit 1944 in Hektographien und Abschrif-

ten verbreitet. Erster »Druck« in Korrektur- und Revisionsexemplaren einer dann verbotenen Ausgabe 1945, erste Buchausgabe 1946

1947 Atlantische Fahrt . . . . . IV, 111
Rechte bei Ernst Klett, Stuttgart

Sprache und Körperbau . . . . . VIII, 49
Revidierte Auflagen 1949. 1963 in: Geheimnisse der Sprache (Text der Gesamtausgabe)
Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.

1948 Ein Inselfrühling . . . . . IV, 189
In dem gleichnamigen Bändchen. Darin außerdem: Aus der Goldenen Muschel
Ernst Klett, Stuttgart

1949 Strahlungen . . . . . II; III
Inhalt: Vorwort; Das Erste Pariser Tagebuch; Kaukasische Aufzeichnungen; Das Zweite Pariser Tagebuch; Kirchhorster Blätter.
Revidierte Auflagen 1955, 1963 (Text der Gesamtausgabe); seither vereinigt mit: Gärten und Straßen, und: Die Hütte im Weinberg (Jahre der Okkupation)
Ernst Klett, Stuttgart

Heliopolis . . . . . X, 9
Heliopolis-Verlag, Tübingen

1950 Über die Linie . . . . . V, 245
In: Anteile. Martin Heidegger zum 60. Geburtstag
Erweiterte Buchausgabe 1950
Revidierte Auflagen 1951, 1958
Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.

1951 Das Haus der Briefe . . . . . X, 361

	Der Waldgang	V, 291
	Revidierte Auflage 1961 (Text der Gesamtausgabe)	
	Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.	
1951	Nachruf auf André Gide	VIII, 499
	Unter dem Titel: Hommage à André Gide. Übersetzt von Blaise Briod, in: La nouvelle Revue française, November. Deutscher Erstdruck in Band 8 der vorliegenden Ausgabe	
	Am Kieselstrand	VIII, 307
1952	Die Eberjagd	IX, 299
	In: story. Die moderne Kurzgeschichte. 7. Jahrgang (Erschien bereits zu Weihnachten 1951)	
	Besuch auf Godenholm	IX, 309
	Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.	
	Drei Kiesel	VIII, 323
1953	Der Gordische Knoten	V, 389
	Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.	
1954	Das Sanduhrbuch	VIII, 105
	Revidierte Ausgabe 1957	
	Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.	
1955	Am Sarazenenturm	IV, 225
	Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.	
	Die Phantomschleuder	X, 389
	In: Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger. Zusammengestellt von Armin Mohler	
	Geburtstagsbrief an William Matheson .	VIII, 503
	Unter dem Titel: Geburtstagsbrief. Zum 4. November 1955	

1956 Rivarol . . . . . VIII, 515
Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M.

1957 San Pietro . . . . . IV, 333

Serpentara . . . . . IV, 371

Gläserne Bienen . . . . . IX, 371
Revidierte Auflage 1963 (Text der Gesamtausgabe ohne dessen »Epilog«)
Ernst Klett, Stuttgart

1958 Adolf Horion zum 70. Geburtstag . . . VIII, 509
Unter dem Titel: Adolf Horion 70! In: Entomologische Blätter für Biologie und Systematik der Käfer. 54. Jahrgang

1958 Die Hütte im Weinberg . . . . . III, 417
Unter dem Titel: Jahre der Okkupation
Revidierte Ausgabe 1963 (Text der Gesamtausgabe) als 6. Buch der «Strahlungen«. Vgl. dort
Ernst Klett, Stuttgart

Mantras . . . . . VIII, 655
Teilabdruck unter dem Titel: Mantrana. Einladung zu einem Spiel

1959 An der Zeitmauer . . . . . VI, 405
Revidierte Auflage 1960
Ernst Klett, Stuttgart

November . . . . . VIII, 261
In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 265 vom 14. November

1960 Ein Vormittag in Antibes . . . . . IV, 397

Sgraffiti . . . . . VII, 339
Ernst Klett, Stuttgart

Der Weltstaat . . . . . V, 495
In: Wo stehen wir heute? Herausgegeben von H. Walter Bähr

Erweiterte Buchausgabe 1960
Ernst Klett, Stuttgart

1961 Fassungen . . . . . VIII, 331
Unter dem Titel: Sertissages. Übersetzt von Henri Plard. In: L'Apocalypse (Katalog der Ausstellung des gleichnamigen Sammelwerks). Beigegeben ein Faksimile der Reinschrift in deutscher Sprache

1962 Sardische Heimat . . . . . VIII, 267
In: Antaios, Band III, Nr. 1

Der Baum . . . . . VIII, 289
In: Bäume. Photographien schöner und merkwürdiger Beispiele aus deutschen Landen von Albert Renger-Paatzsch mit einem Essay von Ernst Jünger

Das Spanische Mondhorn . . . . . VIII, 347

1963 Typus, Name, Gestalt . . . . . VIII, 383
In Band 8 der vorliegenden Ausgabe.
Buchausgabe 1963 (Text der Gesamtausgabe)
Ernst Klett, Stuttgart

1964 Maxima — Minima . . . . . VI, 331
In Band 6 der vorliegenden Ausgabe

Die Wüstenwanderung . . . . . X, 394
In Band 10 der vorliegenden Ausgabe

Für die Gesamtausgabe wurde alle Texte abermals überarbeitet, ausgenommen die Erste Fassung von »Das Abenteuerliche Herz« und »Der Arbeiter«, die nur in Orthographie und Interpunktion den für alle Bände gültigen Prinzipien angeglichen wurden.

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS

der Bände 1—10

Adolf Horion zum 70. Geburtstag . . . . . VIII, 509
Afrikanische Spiele . . . . . IX, 9
Am Kieselstrand . . . . . VIII, 307
Am Sarazenenturm . . . . . IV, 225
An der Zeitmauer . . . . . VI, 407
Atlantische Fahrt . . . . . IV, 111
Auf den Marmorklippen . . . . . IX, 187
Aus der Goldenen Muschel . . . . . IV, 91
Besuch auf Godenholm . . . . . IX, 309
Caspar René Gregory . . . . . VIII, 477
Dalmatinischer Aufenthalt . . . . . IV, 9
Das Abenteuerliche Herz
Erste Fassung . . . . . VII, 25
Zweite Fassung . . . . . VII, 177
Das Erste Pariser Tagebuch . . . . . II, 231
Das Haus der Briefe . . . . . X, 361
Das Sanduhrbuch . . . . . VIII, 105
Das Spanische Mondhorn . . . . . VIII, 347
Das Wäldchen 125 . . . . . I, 311
Das Zweite Pariser Tagebuch . . . . . III, 9
Der Arbeiter . . . . . VI, 9
Der Baum . . . . . VIII, 289
Der Friede . . . . . V, 201
Der Gordische Knoten . . . . . V, 389
Der Kampf als inneres Erlebnis . . . . . V, 11

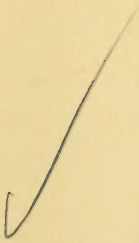
Der Waldgang . . . . . V, 291
Der Weltstaat . . . . . V, 495
Die Eberjagd . . . . . IX, 299
Die Hütte im Weinberg · *Jahre der Okkupation* . III, 417
Die Phantomschleuder . . . . . X, 389
Die Staubdämonen . . . . . VIII, 491
Die Totale Mobilmachung . . . . . V, 123
Die Wüstenwánderung . . . . . X, 394
Drei Kiesel . . . . . VIII, 323
Ein Inselfrühling . . . . . IV, 189
Ein Vormittag in Antibes . . . . . IV, 397
Epigramme . . . . . VIII, 645
Fassungen . . . . . VIII, 331
Feuer und Bewegung . . . . . V, 109
Feuer und Blut . . . . . I, 455
Gärten und Straßen . . . . . II, 25
Geburtstagsbrief an William Matheson . . . . VIII, 503
Gläserne Bienen . . . . . IX, 371
Heliopolis . . . . . X, 9
In Stahlgewittern . . . . . I, 9
Jahre der Okkupation *siehe* Die Hütte im Weinberg
Kaukasische Aufzeichnungen . . . . . II, 427
Kirchhorster Blätter . . . . . III, 305
Lob der Vokale . . . . . VIII, 11
Mantras . . . . . VIII, 655
Maxima — Minima · *Adnoten zum »Arbeiter«* . VI, 331
Myrdun . . . . . IV, 37
Nachruf auf André Gide . . . . . VIII, 499
November . . . . . VIII, 261
Ortner über den Roman . . . . . X, 396
Rivarol . . . . . VIII, 515
San Pietro . . . . . IV, 333

Sardische Heimat . . . . . VIII, 267
Serpentara . . . . . IV, 371
Sgraffiti . . . . . VII, 339
Sizilischer Brief an den Mann im Mond . . . VII, 9
Sprache und Körperbau . . . . . VIII, 49
Strahlungen . . . . . II; III
Typus, Name, Gestalt . . . . . VIII, 383
Über den Schmerz . . . . . V, 149
Über den Selbstmord . . . . . X, 394
Über die Linie . . . . . V, 245

Alle Rechte vorbehalten
Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlages
Entwurf von Einband und Schutzumschlag Albrecht Ade
Satz und Druck Ernst Klett, Stuttgart
Printed in Germany

PT
2619
U43
1920
Bd.10

Jünger, Ernst
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

ERINDALE COLLEGE LIBRARY